Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1798.

Foegn. M. 593.

-2

Die

Christliche Glaubenslehre

untersucht

nach ihrer Vernunftmäßigkeit

und

beseligenden Kraft

von

J. G. Lehmann.

Biblioth. Zweeter Band. Oberattac.

Dresden

in der Gerlachschen Buchhandlung, 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Da ich im Begrif bin, dem Publicum mit dem ersten Bande dieses Werks auch diesen Zweeten zu übergeben: so sehe ich mich genöthigt, über das Ganze sowohl, als über die einzelnen Theile einige Erklärungen zu geben. Mehr, als vielleicht viele Andere, hatte ich Gelegenheit und Neigung, mich mit den religiösen Vorstellungen der Menschen besonders aus den ungelehrten Volksklassen, und zwar sowohl derer, bei denen es zu dämmern anfängt, als auch solcher, wo es noch ganz finster ist, bekannt zu machen und den großen Schaden zu bemerken, den manche verkehrte Vorstellung anrichtet. Es würde vielleicht zu sehr einem Eigenlobe ähnlich sehen, wenn ich hier viel von den Empfindungen und Wünschen, die bei solchen Gelegenheiten in mir rege wurden, sagen wollte; genug ich wurde auf eine besondere Art — die übrigens meinen Lesern ganz gleichgültig sein kann — auf den Gedanken gebracht, daß eine Wochenschrift, die sich aus-

schliessend mit der Religion in allen ihren Zweigen beschäftigte, sehr großen Nuzzen schaffen müste, und bald fieng ich an, zu glauben, daß ich doch wohl selbst im Stande sein könnte, auf eine solche Art meinen Mitbürgern so manches zu sagen, was ihnen nüzlich sein könnte. Dieser Meinung folgte der Vorsaz, ein solches Unternehmen zu wagen, ich entdekte Einem meiner Freunde mein Vorhaben, und wurde von ihm, ob er gleich fürchtete, daß mir die Zeitumstände, welche Aller Sinn und Gedanken auf Politik zogen, nicht sonderlich günstig sein würden, zur Ausführung des ihm vorgelegten Plans ermuntert, wie er mir denn auch rieth, Mitarbeiter anzunehmen, deren Einige er mir selbst verschaffen wollte. Dieses war mir nun allerdings sehr erwünscht, und ich hofte nun, meinen Zwek desto eher zu erreichen. In der Hauptsache wurde dadurch nichts verändert, doch fanden wir für gut, monatlich nur 3 Bogen zu liefern und diese auf 2 mal auszugeben. Für Unaufgeklärte, oder auch für solche, in deren Köpfen ein verwirrtes Chaos entstanden war, und die gleichwohl zu einer ordentlichen und gründlichen Einsicht zu kommen wünschten, nicht aber für Gelehrte sollte also diese Zeitschrift bestimmt sein.

Ich erwartete nicht gar zu viel Theilnehmer, und ich gestehe es, mich gewundert zu ha-

ben, daß in dem kleinen Kreise, wo die Ankündigung verbreitet wurde, sich so viele fanden, daß ich, wenn sonst alles richtig zugienge, in Ansehung der Kosten gedekt zu sein überschlagen konnte. Allein ich sahe auch sehr bald ein, daß es einem nicht geringen Theile der Interessenten an Ausdauer fehlen würde und daß das ganze Unternehmen keinen Bestand haben könnte, wenn es nicht in einem größern Kreise bekannt und verbreitet würde, worzu ich, der ich vorher nie ans Schreiben gedacht, und vielleicht nie Schriftsteller geworden wäre, wäre ich nicht auf die erzählte Art, ohne fast selbst recht zu wissen, wie? es geworden, der ich mich also um den Buchhandel nie bekümmert hatte und in aller Absicht nicht das Geringste davon wuste, kein Mittel sahe. Auch erhielt ich keine Beiträge, und ich sahe mich, da ich erst kurz vorher, als mit der Ausgabe dieser Schrift der Anfang gemacht werden sollte, übersehen konnte, daß ich eben keinen Verlust dabei haben würde, genöthigt, mich so einzurichten, daß das Aussenbleiben der Beiträge nicht die Stokkung oder wohl gar Unterbrechnng des Ganzen verursachte. Dieses und verschiedne and're Dinge, welche zu erzählen, zu weitläuftig sein würde, waren die Ursache, daß ich gleich vom Anfange an etwas methodischer arbeitete, als es meine Absicht ge-

wesen war, daß ich dabei mehr an Halb=
theologen aller Art dachte — ob und wie viel
eigentliche Gelehrte brauchen können? kann
ich nicht entscheiden — und daß ich mich in
eine Verfassung sezte, wo ich meinen Plan ein=
schränken, oder auch beibehalten könnte. Es
währte nicht lange, als ich mich schon zu dem
Erstern entschloß, und in dem 1ten Bande all=
gemeine Grundsäzze anzugeben, in dem 2ten
aber Untersuchungen über die Christliche Glau=
benslehre anzustellen mir vornahm, wornach
es mir denn doch noch frei blieb, ob ich fort=
fahren wollte, oder nicht. Aus diesem Grun=
de gab ich einen doppelten Tittel aus, und ich
fürchte nicht, des 2ten Tittels wegen in Anspruch
genommen zu werden; da er offenbar nur so
gefast ist, um mit dem ursprünglichen in Uiber=
einstimmung zu kommen, und da auf den Tittel
selbst, wenn er nur nicht Etwas ganz fremd=
artiges angiebt, wohl nicht viel ankommen
möchte, wenn das Buch an sich nur nicht ganz
verwerflich ist.

Da sich übrigens schon unter solchen Um=
ständen, wo man, um die Zeit inne zu halten,
genöthigt ist, manchmal etwas gleich von der
Feder weg in den Druk zu geben, wo man wohl
gar in den Fall kommt, ein Stük einer ange=
fangnen Abhandlung abzugeben und die lezten
Theile, von welchen man oft blos der Haupt=

sache nach den Entwurf im Kopfe hat, ohne in das bereits vorher Niedergeschriebne zurükblikken zu können, nachzuarbeiten, manches Fehlerhafte mit einschleichen mus, was wohl sonst hätte vermieden werden können, wird Jedermann leicht einsehen und, wenn es nicht Hauptsachen sind, verzeihen. Wie wenig ich aber in der Hauptsache, in Grundsäzzen dabei gefehlt habe, — in wie fern dieses nämlich für mich Fehler ist — kann ich nicht deutlicher zeigen, als wenn ich, mit einigen wenigen nähern Bestimmungen, die ich bald anzugeben Gelegenheit haben werde, das hier wieder für das Meinige erkenne, was ich im 1ten Bande gesagt habe und mich noch immer zu den in denselben vorgetragnen Grundsäzzen bekenne. Wenn ich darzu auch auf die Aeusserungen und Urtheile manches competenten Richters bauen darf: so darf ich mich des ersten Bandes, vielleicht auch des 2ten nicht schämen, und mein Gewissen giebt mir wenigstens das Zeugnis, daß ich alles gethan habe, was ich in meiner Lage thun konnte. Förmliche Urtheile über den ersten Band sind mir indes noch nicht bekannt geworden, außer das in der Litt. Zeit. vom 3ten Nov. 1794 No. 352, gegen welches ich mancherlei zu erinnern hätte und erinnern würde, wenn mirs nicht an Zeit gebräche.

Daher nur etwas weniges. Spalding von der Bestimmung des Menschen 4te Aufl. Berlin 1752 las ich, da ich meine Bestimmung des Menschen schrieb, von der izzigen Auflage dieses Buchs war mir vor anderthalb Jahren nichts bekannt. Daß ich mich in meinem Candidaten-Leben nicht mit dem Lesen der Kantischen Schriften beschäftigt habe, wird mir wohl Niemand zum Vorwurf machen können, da ich, welches sogar noch beim Anfange dieser Zeitschrift der Fall war, täglich 9 Stunden zu informiren genöthigt war, wobei wenigstens noch eine Stunde verlaufen wurde, und nun so ermüdet nach Hause kam, daß ich unmöglich zum Lesen solcher Schriften Lust und Kraft haben konnte, in Ansehung welcher sich selbst ein Plattner mus vorwerfen lassen, daß er sie nicht verstanden. Auch izt habe ich mich mit dem Lesen dieser Schriften noch nicht beschäftigen können, da ich täglich noch immer 6 Stunden informiren mus und ich noch lange nicht wieder von der Zerstreuung und Entkräftung, die ich mir durch allzuviele Arbeit zugezogen hatte, so weit wieder hergestellt bin, auch mich wohl, so lange meine Lage die Nämliche bleibt, nicht so weit erholen möchte, daß ich mich an das Lesen der Kantischen Schriften wagen könnte. Denn beiläufig sei es gesagt, so gewis es wahr ist, daß wir durch Lehren lernen; so zu-

verläßig kann ich aus Erfahrung sagen, daß das stete Einerlei und die unausgesezte Anstrengung des Kopfs, die beim Unterrichte so nöthig ist, als anderswo, nach und nach so zerstreuet und ermüdet, daß man endlich nicht mehr im Stande ist, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen, daß man endlich so weit kommt, sich bei einigen besondern Vorfällen gar nicht mehr helfen zu können, so daß ich manchmal, wenn ich mit Jemanden zusammentraf, den ich nicht alle Tage sahe und nicht recht gut kannte, nach der Trennung von ihm mir eingestehen muste, ihm Gelegenheit gegeben zu haben, mich für einen wenigstens sehr ungebildeten Menschen zu halten. Man wird sich wohl nicht sehr wundern, wenn ich versichere, daß dieses sogar auf das Schreiben einen starken Einflus hatte. Indes hätte ich doch lieber gesehen, der Rec. hätte nicht darauf gesehen, wie viel oder wie wenig ich von Kantischen Ideen und Grundsäzzen hätte, sondern ob ich überhaupt consequent gedacht, und gründlich genug bewiesen hätte.

In Ansehung der Bestimmung des Menschen bin ich noch immer nicht der Meinung des Rec. Tugend ist mir nur ein Theil des Ganzen. Sollte ich daher ja anders reden: so würde ich vielleicht sagen: die Bestimmung des Menschen sei Ausbildung unsrer Anlagen

zum moralischen Leben (zur Thätigkeit auf die für uns vollkommenste Art) und zur Glükseligkeit, obgleich diese schon in jenem eingeschlossen ist. Indes mus ich die Leser bitten, meine Angabe zu prüfen, ich kann mich hier vorzüglich auch wegen Mangel an Zeit nicht weiter auslassen. Meiner Erklärung von menschlicher Glükseligkeit bleibe ich noch immer treu, da diese Erklärung eigentlich auch angeben soll, worinne sie zu suchen sei, nicht aber blos, was Glükseligkeit überhaupt ist, darüber habe ich ganz das Nämliche gesagt, was der Rec. angiebt. Ungerecht ist aber gewis die Folgerung, die der Rec. aus der Aeusserung zieht, daß wir nicht beurtheilen könnten, was an sich gut sei, indem er nun meint, ich behauptete, die Tugend wäre auch nun an und für sich nicht gut. Ich denke mich darüber in der gedachten Abhandlung schon dahin erklärt zu haben, daß allerdings das wirklich Gute an sich gut sei, daß wir dieses aber nur schliessen können, und daß wir das, was wirklich gut ist, nur deswegen dafür zu halten berechtigt sind, weil wir es in Rükſicht auf uns als etwas Gutes, folglich immer als etwas relativ Gutes erkennen. Ich kann mich hier nicht näher erklären, bemerke aber freilich, daß ich hier vielleicht gegen einen Kantschen Grundsaz verstoße. Auch in Ansehung des höchsten

Guts bleibe ich noch bei meiner Meinung, und halte Sittlichkeit nur für einen Theil des Ganzen, oder auch für ein Mittel zum Zwek. Uibrigens möchte es dem Rec. schwer werden, zu bestimmen, ob ich mehr zu den Puristen, oder Eudämonisten gehörte. Wie mir aber der Rec. beim Gebrauche des Worts Naturgesezze Verwirrung der Begriffe vorwerfen kann, verstehe ich nicht, da die Eintheilung derselben in physische und moralische so gewöhnlich ist, da wohl in dem Zusammenhange, in welchem ich das Wort brauche, Niemand an physische, wohl aber an moralische denken kann, da Hr. Kant selbst diesen Ausdruk in diesem Sinne braucht, da ich endlich noch einen andern Begrif damit verband und eigentlich behauptet habe, alle moralische Gesezze sind Naturgesezze. Der Rec. mus diese Abhandlung sehr flüchtig gelesen haben. Ich gebe übrigens gern zu, daß manche Bemerkungen des Rec. gegründet sind, bemerke aber zugleich, daß ich manche Vorwürfe voraussahe und doch nicht anders schreiben konnte. Einige andre Anmerkungen, die sich mir allerdings aufgedrungen haben, halte ich zurük, vielleicht daß ich mich über dieses und jenes bei einer andern Gelegenheit näher erklären kann.

Was den 2ten Band betrift: so wünschte ich, ob er gleich vorzüglich nur darzu be-

stimmt war, das, was eigentlich Christuslehre ist, von dem abzusondern, was man entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil dafür halten kann, womit das eigentliche Christenthum nicht steht oder fällt, und ob gleich nicht durchaus mein Glaube in demselben gesucht werden mus, doch eine gründliche Prüfung der darinne aufgestellten Grundsäzze und jeder gegründete Tadel wird mir willkommen sein. Meine individuelle Lage machte übrigens, daß ich manches so behandelte, wie ichs that und nicht anders. Da ich übrigens noch manches auf dem Herzen habe, was ich gern mittheilen möchte: so habe ich wieder einen doppelten Titel drukken lassen, damit ich, wenn meine Arbeiten nicht ganz ohne Beifall bleiben, künftig noch fortsezzen kann. Auf welchem Wege ich übrigens dieses thun werde, wenn es geschieht, kann ich noch nicht bestimmen. Ich habe keinen angelegentlichern Wunsch, als daß meine Bemühungen nicht ohne Nuzzen sein mögen.

Neustadt bey Dresden,
den 21. April 1795.

J. G. Lehmann,
d. Pr. A. C.

In-

Inhalt.

Einige Gespräche über Gott.

Erstes Gespräch — — Seite 1

Zweites Gespräch — — • 10

Drittes Gespräch — — • 51

Viertes Gespräch — — • 85

Fünftes Gespräch — — • 128

Von der Schöpfung — — • 145

Von der Entstehung und dem ersten Zustande des menschlichen Geschlechts — • 181

Vom Bösen überhaupt und dem Ursprunge desselben — — — • 207

Von der göttlichen Fürsehung — • 263

Jesus

Inhalt.

Jesus Christus, oder
Von der wichtigsten Anstalt Gottes durch Jesum, die Menschen zu verbessern und zu beglükken — — — Seite 273

Von der besondern Wirksamkeit Gottes zur Verbesserung und Beglükkung der Menschen durch die Lehre Jesu, oder
Von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes . 339

Von den Bedingungen, unter welchen der Mensch der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig werden kann, oder
Von der Ordnung des Heils — . 355

Von den Mitteln, bei deren richtigen Gebrauche zu unsrer sittlichen Vervollkommnung wir von der Gottheit ganz vorzüglich unterstüzt werden sollen, oder
Von den Gnadenmitteln — — . 383
Von den lezten Dingen — — . 423

Einige

Einige Gespräche über Gott.

Erstes Gespräch.

Theophilus und Philander.

Theoph. Guten Abend, lieber Philander, wie in aller Welt geht es zu, daß ich dich hier antreffe?

Phil. Deine Hand, mein lieber, immer, aber vorzüglich izt erwünschter Freund; denn nichts kann meinem innigst gerührtem Herzen mehr zu statten kommen, als unser izziges glükliches Zusammentreffen, welches mir um so erfreulicher ist, je unerwarteter es war, und je mehr du mir fehltest. Doch ich sehe, du wunderst dich, und kannst dich nicht in mich finden; etwas anders mag ich dir wohl vorkommen, als gewöhnlich! Vernimm daher in einigen Worten die Geschichte des heutigen Tages, und sie wird uns, wie ich hoffe, noch Stof genug zu manchen Unterhaltungen geben.

Freund der Natur war ich immer, wie du weist, immer erkannte ich die unaussprechlich wohlthätige Einrichtung derselben; aber, sei es nun, daß ich einen weniger reizbaren Nervenbau hatte, oder daß mich das viele in der Welt bemerkte Uibel unempfindlich gegen die große Menge des Guten gemacht, oder daß ich durch mein gewöhnliches Nachdenken und Erforschen der Ursachen, warum das so sei? stumpf und mehr ein kalter Vernunftmensch geworden war, oder worinne es sonst seinen Grund haben mochte, kurz, ich kannte keine der angenehmen, entzükkenden Empfindungen, deren du und so mancher Andrer beim Anblik der Natur euch rühmtet, und euch mit dem innigsten Dankgefühle zum Urheber derselben erfüllet, und zu ihm erhoben zu werden vorgabet, ich hielt euch wohl bisweilen gar für gutmüthige Schwärmer, oder — verzeih mirs, wenn ich Unrecht that, dich wenigstens hielt ich nie dafür — für Heuchler. Ob ich nun gleich diese Meinung noch nicht ganz ändern kann: so weis ichs doch dem Allvater sehr großen Dank, daß er mich heute so geleitet hat, um es nun aus Erfahrung zu wissen, daß man ungesucht und ungezwungen beim Anblik der Natur zu unaussprechlich seligen Empfindungen hingerissen werden kann. Viel hatte ich heute schon nachgedacht, und es beschäftigte mich zulezt besonders die Unterredung, die ich gestern Abends mit dir über das Christenthum als vorzüglichste Naturreligion hatte, als mich mit einemmale die Lust anwandelte, doch auch einmal ins freie Feld zu gehen. Ich besann mich nicht lange, ich gieng, aber wie gewöhn-

wöhnlich, wenn ich allein gehe, in tieferes Nachdenken versunken, als wenn ich nach abgewarteten Berufsgeschäften auf meinem Zimmer sizze. Aber mit einemmale wekte mich das Geraſſel eines Wagens, ich sahe auf, und erblikte in kleinen Entfernungen von mir eine Menge arbeitsamer Hände, die sich mit dem Einsammlen der Früchte beschäftigten, ich sahe die bereits aufgesezten Mandeln, die dichten Wände der noch nicht gemäheten Fluren, unter meinen Füßen bemerkte ich ein frisches hervortreibendes Grün mit den angenehmsten bunten Blümchen vermischt, in der Ferne zu beiden Seiten und vor mir stellten sich meinen Augen theils schwärzliche, theils graue mit weissen leuchtenden Wänden gestüzte Felsenberge dar, die hier mit melancholischen Wäldern besezt, dort mit Lebenskraft treibenden Weinstökken bepflanzt sind, *) zu meinen Ohren drang der liebliche Gesang der immer Himmel anwärts steigenden Lerche, eine Menge andrer Vögel zwitscherten um mich her, Bienen umsummten mich, kurz, dies alles und eine Menge andrer Dinge drang so schnell und gewaltsam auf mich ein, daß ich in der That nicht wuste, wie mir ward, wie ein elektrischer Schlag fuhr mirs durch die Glieder, innig fühlte ich nach und nach, so wie ich mehr zur Besinnung kam, und sanfter die Vortreflichkeit, Wohlthätigkeit und Pracht der Schöpfung, nicht lange, und ich erinnerte mich des Schöpfers, meine Gedanken und Gefühle, deren Seligkeit ich selbst zu be-

*) Daß hier von der treflichen Gegend bei Dresden die Rede ist, wird einem Jeden sogleich einfallen.

schreiben nicht im Stande bin, wurden allmälich Lob- und Dankgebet zugleich, welches sich mit Nachdenken über Gott endigte, wobei mir aber immer der gröste und wahrscheinlich reinste Theil jener seligen Empfindungen blieb. So lieb es mir anfänglich war, allein zu sein, so sehr fieng mir bald Jemand an zu fehlen, und indem ich mir selbst noch keinen bestimmten dachte, den ich wohl herwünschen möchte: so kamst du, gerade der, den ich, so bald ich mich meines Wunsches lebhaft bewust geworden wäre, hergewünscht haben würde. Urtheile also von meiner Freude, da ich dich erblikte, und du wirst es nicht übertrieben finden, wenn ich dir sage, daß du mir recht eigentlich wie vom Himmel gesandt vorkameſt, da ich besonders weis, daß du nicht gerade hier die Natur zu genießen pflegst.

Theoph. Du hast mir izt so viel gesagt, Freund, daß ich in der That nicht gleich weis, an welchen Theil deiner Erzählung ich den Faden unsrer Unterredung anknüpfen soll. In deiner Seligkeit wollte ich dich nicht stören, und ich kann daher vor der Hand nichts thun, als dir Glük wünschen, daß du auch einmal die Seligkeit genossen, die mir schon mehrmal zu Theil ward, und daß du sie vielleicht im noch höhern Maße genossen hast, als ich jemals, und daß du vorzüglich dahin gekommen bist, nicht alle, die viel von Empfindungen sprechen, gleich für Schwärmer und Heuchler zu halten.

Phil. Laß besonders das Lezte sein, denn, aufrichtig gestanden, könnte ich darüber noch so manches

sagen,

sagen, und immer wird mir tändelnde Empfindelei wohl nirgends verächtlicher, ich würde sagen lächerlicher, wenn mir die Sache nicht zu ernsthaft wäre, und meine Empfindung dabei nicht aus Mitleid, Unwillen und Kummer zusammengesezt wäre, nirgends also wird mir tändelnde Empfindelei verwerflicher vorkommen, als bei den Beschäftigungen mit dem höchsten Wesen. Doch das verstimmt mich ja ganz, also las das sein. Ich sagte dir ja, daß ich kurz vor unsrem Zusammentreffen mit Nachdenken über den Weltschöpfer beschäftigt gewesen wäre, und von den Gedanken, die ich dabei hatte, möchte ich dir gern Etwas vorlegen, und etwas weitläuftiger mit dir davon reden.

Theoph. O das ist vortreflich, denn grade das *ist es*, worüber ich schon längst so gern mit dir gesprochen hätte, was du aber, wie mirs vorgekommen ist, immer absichtlich zu vermeiden gesucht hast.

Phil. Du hast richtig bemerkt, Freund, und ich will dir auch die Ursachen sagen, weswegen ich nicht mit dir von Gott sprechen wollte. Du weist, daß unsre Unterredungen über Religion sich gemeiniglich mit einem Streite über das Christenthum endigten, das du in Schuz nahmest und ich bestritt und verwarf. Es kann dir auch nicht entgangen sein, daß ich deswegen kein Freund des Christenthums war, weil mir dasselbe unwürdige Vorstellungen vom höchsten Wesen zu verbreiten schien, ja selbst die guten und treflichen Belehrungen,

rungen, die es von Gott ertheilt, durch andre Lehrsäzze wieder vernichtete, und so mit sich selbst in einem elenden Widerspruche war. Ich glaubte immer, dir wehe zu thun, wenn ich dich darauf aufmerksam machen wollte, und so kamen wir in unsrer Sache immer auch nicht um einen Schritt weiter, und ich hob das Gespräch auf, aus Furcht, daß wir uns immer weiter von einander entfernen möchten, je mehr wir uns einander zu nähern wünschten. Noch Eins las mich sagen, und dann will ich dich gern hören. Du schienst mir, wenn wir von Gott sprachen, immer zu viel Empfindung einzumischen, und ich gestehe es dir, daß mir das zuwider war. Auch ich verehrte den Urheber aller Dinge, aber der Gedanke an denselben beschäftigte gewöhnlich mehr meinen Verstand, als mein Herz, und ob ich gleich bisweilen gerührt, und besonders heute bis in mein Innerstes erschüttert worden bin: so kann ich doch nicht leugnen, daß ich noch immer der Meinung bin, es müsse so sein, Rührung bei dem Gedanken an Gott müsse wenigstens nur aus der durch unsre Vernunft erkannten Vollkommenheit desselben entstehen, erst müsse unser Kopf erleuchtet sein, dann aber erst, und zwar nur dadurch, unser Herz erwärmt werden, und das Gegentheil verrathe auf alle Fälle etwas Schwärmerei, wo nicht gar Aberglauben oder Heuchelei.

Theoph. Diese Ursachen, warum du eine Unterredung über Gott zu vermeiden gesucht hast, die du mir übrigens, wie ich aus deiner mir bekannten Denkungsart

art schließen kann, nur halb angegeben hast, wahrscheinlich, um mir nicht wehe zu thun, — denn gewis hälst du alle eifrige Christen für schwache Köpfe und unheilbare Schwärmer, die nicht fähig sind, sich zu einer so viel, als möglich, reinen und richtigen Vorstellung von Gott zu erheben, — diese Ursachen also hätte ich in der That nicht vermuthet, vielmehr hielt ich dich für einen Zweifler am Dasein Gottes, und glaubte, daß du damit noch nicht aufs Reine wäreſt, und deswegen einstweilen alle Unterredungen darüber zu vermeiden suchteſt. Ich wollte mich dir nicht mit Gewalt aufdringen, weil ich weis, daß man damit mehr schadet, als nüzt, und erwartete einen günstigen Zufall, der dich schon von selbst zu mir führen würde.

Phil. Nein, Lieber, da hast du dich geirrt, denn ob sich gleich nach den Behauptungen der neueſten Philoſophie das Dasein Gottes, wie mirs auch die Natur der Sache mit sich zu bringen scheint, nicht so erweisen läst, daß der Zweifelsüchtige nicht im Stande sein sollte, noch Manches gegen die Beweiſe zu erinnern: so war ich doch von jeher der Meinung, welcher der Paulus ist, den du so sehr schäzzeſt,*) daß sich der Glaube an das Dasein eines höchsten Wesens einem jeden Unbefangnen unwiderstehlich aufdringen müſſe, ja ich glaube, daß derjenige, der das Dasein Gottes leugnet, nicht viel besser handelt, als der, welcher es leugnen wollte, daß aus dem Saamenkorn, wenn es in die Erde geworfen

*) Röm. 1, 19. 20.

worfen wird, wieder neue Saamenkörner entstehen können. Kurz, ich glaubte stets einen Gott, und hoffe, daß ich diesen Glauben anders nicht, als mit einem gänzlichen Verluste meiner Geisteskräfte verlieren kann.

Theoph. Hätte ich das vermuthet: so würde ich dich längst einmal festgehalten haben. Doch es ist noch Zeit, und wir werden uns nach diesen Erklärungen desto ungezwungner gegen einander äußern und so unsre beiderseitigen Wünsche befriedigen können, auch hoffe ich dich dadurch, daß wir die Grundlage aller Religion kennen zu lernen suchen, in Ansehung des Christenthums auf andre Gedanken zu bringen, und die Vortreflichkeit desselben wird dir zulezt von selbst einleuchten.

Phil. Nein, Freund, störe uns nicht mit dem Christenthume im Gange unsrer Untersuchungen. Dies war es, was ich mir vorher noch ausbedingen wollte, blos der Natur und Vernunft wollen wir folgen; ich verspreche dir dafür, mir einmal die Lehre des Christenthums von der Gottheit durch dich erklären zu lassen. Izt ist mirs darum zu thun, meine Begriffe zu berichtigen und festzustellen, und darzu bedürfen wir keiner geoffenbarten Lehre, die wollen wir hinterher vergleichen.

Theoph. Du sprichst wirklich mit zu großer Partheilichkeit gegen das Christenthum, wahrscheinlich, ohne es recht zu kennen, ohne es wenigstens im Zusammenhange zu übersehen, das Anstößige, was du zu finden glaubtest, verleidete dir sicher eine weitere und genauere

nauere Untersuchung. Ich bin weit entfernt, dir meine Meinungen aufdringen zu wollen, auch verspreche ich dir, dich durch das Christenthum beim Gang unsrer Untersuchungen nicht stören zu wollen. Aber wirst du denn wohl etwas dawider haben, wenn ich dich, nachdem wir mit einer Sache völlig aufs Reine sein werden, oder wenn wir weiter nicht kommen können, an einige Aussprüche des Christenthums erinnere, und bemerke, ob, und wie viel, oder wie wenig es mit unsern ausgemachten Säzzen übereinstimmt, oder nicht?

Phil. Das will ich zufrieden sein; aber ich bedinge mirs noch einmal aus, störe mich nicht vorher. Doch siehe, unvermerkt sind wir bis zum Thore gekommen, wo werden wir nun unser angefangnes Gespräch fortsezzen?

Theoph. Komm mit mir auf meine Stube, iss ein Butterbrod mit mir, und dann wollen wir ungestört fortfahren.

Phil. Gut, ich nehme dein Anerbieten mit Vergnügen an.

Zweites Gespräch.

Theoph. Nun, lieber Philander, sage mir doch, was war es denn, was dich beim Nachdenken über die Gottheit vorzüglich beschäftigte?

Phil. Den Gang meiner Ideen wirst du dir wohl so ziemlich selbst denken können, er war sehr natürlich und der Lage angemessen, in welcher ich mich befand. Daß ich mir zuerst den Schöpfer alles dessen dachte, was mich umgab, was ich sahe und hörte, glaube ich dir schon gesagt zu haben. Der nächste und mit jenem verbundne Gedanke war aber: was ist nun dieser Schöpfer? woher und wo ist er? wo und wie wirkt er und brachte das alles hervor, was ich wahrnehme und nicht wahrnehme?

Theoph. Höre auf, lieber Freund, wir werden mit der Untersuchung und Beantwortung der Fragen, die du mir izt vorgelegt hast, und mit den Vorerinnerungen, die wir werden vorausschikken müssen, ehe wir auf die Fragen selbst kommen können, heute vollauf zu thun haben. Bist du bei deinem Nachdenken noch auf andre Dinge gestoßen, oder gefällt dir es sonst: so können wir ja ein andermal uns davon unterhalten. Ich sage, wir werden mit den schon erwähnten Dingen heute vollauf zu thun haben, weil ich vermuthe, daß es deine Absicht ist, die Sache etwas genauer zu untersuchen,

chen, und dich nicht mit der ersten der besten Beantwortung der vorgelegten Fragen zu befriedigen.

Phil. Das versteht sich von selbst; denn das Gott ein ewiger, allgegenwärtiger, allmächtiger, allwissender Geist sei, das hörte ich ja, wie jedes andre Christenkind, bereits in meiner Jugend ziemlich oft. Ob ich mir aber bei dem, in diesen Jahren von dem höchsten Wesen erhaltenen, Unterrichte Etwas denken lernte, oder was ich mir dachte? das ist eine ganz andere Frage. In meinem reifern Alter habe ich nun manchmal weiter darüber nachgedacht, und bei den Lesen einiger Bücher, welchen ich den grösten Theil der Zeit, die mir von meinen Berufsgeschäften übrig blieb, widmete, auch manche der mir eingeprägten Vorstellungen berichtigt, oder vielmehr fast durchaus verändert, und bin, du kannst denken, mit welcher Angst und Sorge, eben dadurch gegen das Christenthum mistrauisch, wo nicht gar eingenommen worden; aber ich mus dir doch gestehen, daß ich zu einer festen und durchaus mit sich selbst übereinstimmenden Vorstellung von Gott nicht habe kommen können.

Theoph. Du erwarteſt also, daß von mir, oder wenigstens durch eine Unterredung mit mir, diese Harmonie uud Festigkeit in deine Vorstellung gebracht werden könne? So gern ich dir aber zu Diensten sein möchte; so heilig ich dirs versprechen kann, mich ganz freymüthig gegen dich äußern zu wollen: so offenherzig mus ich dir doch im Voraus gestehen, daß ich sehr zweifle, dir eine völlig feste, verständliche und durchaus übereinstim-

stimmende Vorstellung von Gott geben zu können. Auch ich für mein Theil hoffe für meine eigne Vorstellung aus unsrer Unterredung Nuzzen zu ziehen, bescheide mich aber dabey gern, daß mir nach, wie vor, sehr Vieles unbegreiflich und unverständlich bleiben mus, und daß ich nur immer mehr berichtigen, den Unendlichen aber nie ganz verstehen kann. Hast du dir diese Gesinnung noch nicht eigen gemacht: so thue es; denn, wenn irgendwo Glauben und zuversichtliches Vertrauen nöthig ist: so ist es in Ansehung Gottes, über welchen wir immer mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit nachdenken, und unsre Einsichten verbessern, nie aber kühn und nicht einmal nach vorhergegangner äußerst strengen Untersuchung absprechen müssen.

Phil. Ich dächte aber, das sollte nicht so sein, je richtiger und bestimmter unsre Kenntnis Gottes wäre, desto beruhigender und selbst auf unser Betragen wirkender sollte sie sein. Ich gestehe dir daher, daß eben der Umstand, daß es nicht so ist, mich außerordentlich beunruhigt, und bisweilen so in Verwirrung gebracht hat, daß ich mir selbst verloren zu sein schien, und nicht wuste, was ich denken und glauben sollte.

Theoph. Da hast du dir unnöthige Sorge gemacht, lieber Freund, und ich wundere mich, daß es dir nicht einfiel, wie unmöglich es dem Geschöpfe sein mus, den Schöpfer ganz zu verstehen, wie unmöglich dem Endlichen, den Unendlichen durchaus zu erkennen? Du wirst mir es gewis einräumen, daß wir durchaus

von

von keiner Eigenschaft, von keiner Kraft, von keiner Wirkung eine Vorstellung haben können, die wir nicht bereits einmal gesehen, oder auf irgend eine Art wahrgenommen haben. Willst du dir aber gleichwohl von einer noch nie wahrgenommenen Sache irgend einen Begrif machen: so wirst du deinen Begrif doch gewis aus einer Wahrnehmung bilden, die dir etwas mit der, dir izt bekannt gewordnen, Sache, wenigstens nach deiner Meinung, Aehnliches darstellte. Angenommen also, das höchste Wesen hätte sich in dem ganzen unermeslichen Weltall durchaus bekannt gemacht, es hätte das Ganze so eingerichtet, daß gleichsam jeder Theil der Vollkommenheit Gottes, die aber in Gott selbst freilich ein Ganzes ausmacht, und nicht in mehrere Theile zerfällt, in der Welt sich zeigte und erkannt werden könnte; würde es denn nun möglich sein, daß ein einzelnes Geschöpf, sei es auch Millionenmal vollkommner, als der Mensch, das alles erkennen könnte? Müste es denn nicht das ganze unermesliche Weltgebäude, müste es nicht seine Einrichtung selbst, die Ursachen dieser Einrichtung, den Zusammenhang aller der zahllosen Welten, die Einrichtungen einer jeden Einzelnen unter denselben, jedes leblose und lebendige Geschöpf derselben von dem Erhabensten an bis zum Niedrigsten kennen? Müste es nicht — doch was fahre ich fort, dir eine Sache deutlich machen zu wollen, die nicht nur dir, sondern einem Jeden, der sich auch nur die schwächste Vorstellung von dem großen Unterschied zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf machen kann, einleuchten mus.

Phil.

Phil. Ja, lieber Theoph., du hast mir vollkommen genug gesagt, um mirs vor Augen zu legen, daß kein Geschöpf, es sei so gros es wolle, den Schöpfer ganz verstehen, daß er allein nur sich selbst fassen kann, daß man, wollte man Gott ganz so, wie er ist, verstehen können, schlechterdings selbst Gott sein müste, welches nun freilich nicht möglich ist.

Theoph. Und siehe, das sagt schon das Christenthum, welches überhaupt so wenig anmaßend ist, und verweist daher die Menschen, nächst der Ihnen auferlegten Verbindlichkeit, sich eine immer richtigere Vorstellung von der Gottheit zu verschaffen, zur Verehrung und Bewunderung Gottes, und zur gänzlichen Ergebung an ihn, und schreibt sich nur so viel zu, daß es die beste Kenntnis von Gott, die für die Menschen möglich ist, in die Welt gebracht habe, daß es aber unmöglich sei, Gott ganz zu verstehen. Röm. 11, 33. 34. 1 Cor. 2, 11. 1 Tim. 6, 17. Stellen, die ich dich selbst nachzuschlagen bitte.

Phil. Ohne dir hier auf Etwas weiter zu antworten, sage ich dir nur, daß ich begierig bin, von dir zu erfahren, wie man es nun von den Menschen verlangen kann, sich mit Untersuchungen über Gott zu beschäftigen, und ob es nun nicht wirklich räthsam und hinlänglich wäre, die Menschen machten sich ganz kurz mit den von dem Christenthume, das ich einstweilen für am besten belehrend annehmen will, vorgetragnen Hauptsäzzen bekannt, und bekümmerten sich weiter um die gan-

ze Sache nicht, da doch einmal nichts heraus zu bringen ist. Und ich sehe in der That nicht ein, warum so sehr darüber geklagt wird, daß es der bei weitem gröste Hause wirklich so macht.

Theoph. Das kommt mir gerade so vor, als wenn Jemand behaupten wollte, man müsse deswegen, weil man nicht alle Reichthümer der Erde besizzen könnte, nun gleich alles von sich werfen, und sich auch nicht einmal darum bekümmern, wie man sich sein Auskommen, noch vielweniger einige Bequemlichkeit oder wohl gar Vergnügen verschaffen könnte. Es wird dir gar wohl bekannt sein, daß, genau genommen, nur sehr wenig Menschen in Ansehung ihrer Gotteskenntniß bei dem Unterrichte stehen bleiben, den sie einst erhielten, daß aber diejenigen, die dieses zu thun scheinen, auch selbst von diesem Unterrichte fast gar keine Vortheile ziehen können, daß sie über die Weltbegebenheiten, über ihre eigne so wohl, als andrer Schicksale gar sonderbare, und mitleidswürdige Urtheile fällen, daß sie alle Augenblikke mit Gott rechten und es selbst weit besser machen zu können glauben, als ers macht, oder daß diese Menschen — sich in allen Stükken fast nichts denken und dem unvernünftigen Thiere weit ähnlicher zu sein scheinen, als einem vernünftigen Geschöpfe. Und dies kann doch auch wirklich anders nicht sein. Denn diejenigen Belehrungen des Christenthums von Gott, die du Hauptsäzze nennst, sind doch endlich nur vernünftige Schlusfolgen (das Resultat) aus einer Menge von Erfahrungen und der wieder

daraus

daraus hergeleiteten Säzze, die also nur durch die Vernunft gefaßt werden können. Alles, was man, besonders zum Unterschiede der Theologie, Religion nennt, ist Machtspruch, alle Aussprüche der Religion sind Folgesäzze, von denen die Vordersäzze, aus welchen sie hergeleitet sind, bisweilen verschwiegen werden, weil die Folgerung für manchen entweder zu schwer ist, oder weil sie gleich einleuchtet, ohne daß es nöthig wäre, sie mühsam abzuleiten. Ob nun gleich besonders die leztere Art der Religionsgrundsäzze leicht verständlich ist: so wird doch sowohl in Ansehung dieser, vorzüglich aber in Ansehung der Erstern, der Mensch, der seine Vernunft nicht gebildet hat, der sich keine Mühe giebt, sich mit den Erfahrungen und vorhergehenden Säzzen bekannt zu machen, diese Hauptsäzze selbst wenig oder gar nicht verstehen. Ihm ist der Saz, Gott ist ein allwissendes, oder ein weises Wesen, ein leerer Ton, er denkt sich gar nichts dabei, und sollte er das selbst nicht glauben, welches wohl sein könnte, da die Gewohnheit, eine Sache oft zu hören und zu sagen, nicht selten fürs Verstehen genommen wird: so darf man nur sehen, wie er sich bei vorkommenden Fällen benimmt und urtheilt. Laß mich, ich mus dir noch einiges sagen, ehe ich dich hören kann. Ich erinnere dich also vor allen Dingen hier an die Wahrheit, daß der Mensch bestimmt ist, immer weiter zu kommen und also auch an Erkenntniß zu wachsen. Dieses geschiehet denn auch wirklich, und man will sich daher nicht mehr mit bloßen Machtsprüchen begnügen, sondern gründlich unterwiesen sein. Ungesucht entstehen

aus

aus eben der Ursache Zweifel, und wie sollen denn diese gehoben werden, wenn man nicht auf die Ursachen und ersten Gründe gewisser Wahrheiten zurükgehen will? Liegt denn nicht eben darinne, daß man dieses zu sehr versäumt, vorzüglich der Grund der heutigen Irreligiosität und Gottesvergessenheit? Kann endlich wohl der Mensch seine Geisteskräfte, sein Erkenntnißvermögen an würdigern und nüzlichern Gegenständen üben, als wenn er nach einer immer richtigern und bestimmtern Kenntniß Gottes strebt? Zudem muß ich dir noch sagen, daß man das Christenthum äußerst falsch versteht, wenn man glaubt, es habe uns die Sache so recht bequem machen wollen, wir dürften nun blos glauben, was es sagte, und könne aller fernern Untersuchung überhoben sein. Warlich nein, das will es nicht, nur den Weg will es zeigen, und wenn wir diesen Weg nicht verfolgen: so kommen wir freilich nicht vorwärts, sondern wir kommen unvermerkt, da es immer bergan geht, wieder rükwärts. Daraus kannst du dirs erklären, daß selbst Christen sich solche unwürdige und widersinnige Vorstellungen von Gott machten, die denn mancher, weil sie Christen hatten, für Christuslehre hielt, und Jener Vorstellungen Dieser zur Last legte.

Phil. Du bist mir in allen Stükken als völlig unpartheiisch bekannt, und ich kann es nicht leugnen, daß ich begierig bin, wie du deine Christuslehre retten, oder was du selbst für Vorstellungen von der Gottheit äußern wirst. Jezt sind wir aber noch nicht dahin. Nach allem, was du mir izt gesagt hast, kann ich dir schon so

viel einräumen, daß es für den Menschen durchaus nothwendig ist, sein Erkenntnisvermögen zu gebrauchen, und sich im Nachdenken zu üben, daß er sich desto mehr erhebt, je mehr er dieses thut, und hingegen in eben dem Maaße mehr dem Thiere ähnlich wird, in welchem er seine Denkkraft zu brauchen versäumt. Allein noch immer hast du mir im Geringsten nicht bewiesen, daß er diese Kraft vorzüglich zum Nachdenken über die Gottheit brauchen müsse, und ich bin noch immer der Meinung, daß der Mensch nur jene Hauptsäzze, jene Resultate, wie du es nennst, wissen dürfe, und er werde sich dabei am Besten befinden. Denn zuerst kann er seine Denkkraft an andern Dingen, die ihm in der Natur aufstoßen und seine Berufsgeschäfte und Umstände an die Hand geben, üben, er wird dabei seinen Geist bilden und sich immer mehr über das Thier erheben, und jene Hauptsäzze werden ihn in Ansehung Gottes sichrer beruhigen, als wenn er weiter über ihn nachdenkt und in seinen Meinungen dadurch nur ungewis wird. Du sagst zwar, er könne ohne weiteres Nachdenken die Hauptsäzze nicht einmal verstehen, und eben deswegen sei der vortrefliche Unterricht des Christenthums von Gott so misverstanden und verfälscht worden. Allein ich bin der Meinung, das dem Menschengeschlechte das Nachdenken überhaupt immer fehlte, und daß alle Geschäfte so mechanisch und gedankenlos verrichtet wurden, daß man nun nichts recht verstehen konnte. Laß sich die Menschen überhaupt zum Nachdenken gewöhnen, und sie werden alles bald mehr verstehen lernen. Aber nun die Haupt-

sache.

sache. Warum soll man sich denn mit Nachdenken über Gott beschäftigen, wo man schon im Voraus weis, daß man freilich unrichtige Vorstellungen hat, daß man aber gleichwohl nie zur Wahrheit gelangen kann, daß man unrichtige Vorstellungen nur mit neuen unrichtigen Vorstellungen verwechseln wird. Sezze hierzu noch, daß man doch dann wahrhaftig nie ruhig werden kann, daß man sich unaufhörlich mit Zweifeln quälen mus, und nie die Beruhigung, ja nicht einmal die Hofnung haben kann, jemals zum Ziele zu gelangen. Wohl also denen, die sich mit Nachdenken über solche Sachen gar nicht beschäftigen, und ruhig ihren auswendig gelernten Formeln treu bleiben. Sie handeln ganz recht.

Theoph. Sprich nicht weiter, lieber Freund, der Unwille, der dich gewöhnlich zu bald ergreift, herrscht schon wieder bei dir, und möchte alles ruhige Forschen stören, wenn du ihn noch mehr Oberhand gewinnen ließest. Du hast mir so manches gesagt, was in der That vielen Schein hat, aber ich hoffe, dir zeigen zu können, daß es in der That bloßer Schein war. Die beiden lezten Punkte waren die wichtigsten, und lagen dir auch am meisten am Herzen, ich will dir also zuerst darauf antworten, und der erste Einwurf, oder vielmehr Entschuldigung der Nachläßigkeit der Beschäftigung mit Gott, wird alsdenn wohl von selbst in sein Nichts zurüksinken, und von dir aufgegeben werden. Zuerst meinst du also, was es helfe, sich mit Nachdenken über Gott zu beschäftigen, da man schon voraus wisse, man komme nicht zur Wahrheit, sondern vertausche nur un-

richtige Vorstellungen mit andern unrichtigen. Allein, Freund, nimm mirs nicht übel, wenn ich dir sage, daß du hier die Sache etwas zu sehr vergrößerst. Irrthum ist in unsrer Vorstellung von Gott, das gebe ich dir zu, ja ich gestehe dir sogar, daß er sein mus, weil wir eine andre Vorstellung von Gott nicht haben können, als die mit gewissen Vorstellungen von dem, was wir in der Natur und an uns selbst bemerken, eine Aehnlichkeit hat. Das ist denn aber doch nicht durchaus falsch. Wir können an uns und der Natur wirklich vieles von der Gottheit erkennen, und nur das Unvollkommne, das Menschliche, das Körperliche oder Thierische, oder wie das alles Namen haben mag, mit einem Worte, alles, was nur gewissen Gattungen von Geschöpfen zukommt, wodurch sie sich von allen andern unterscheiden, und welches wir so oft in unsre Vorstellungen mischen, möchte das Falsche in unsern Vorstellungen sein, da wir allerdings auf die Gottheit wohl nichts, als ganz allgemeine Kräfte anwenden und übertragen können, die aber selbst wieder in den besondern Gegenständen sichtbar sind. Ein Beispiel wird dir meine Meinung deutlich machen. Bekanntlich schreibt man Gotte Allmacht zu. Der Begrif der Macht überhaupt ist etwas ganz Allgemeines, eine Vernunftidee, die wir uns aus der Bemerkung abgezogen haben, daß wir und viele andre Dinge die Kraft haben, gewisse Wirkungen oder Veränderungen hervor zu bringen. So lange wir also Gott die gröste Kraft, welche erforderlich ist, um alles Mögliche hervor zu bringen, d. h. Allmacht zuschreiben: so stellen wir

uns

uns die Sache im Allgemeinen gewis richtig vor. Bleiben wir aber wohl dabei stehen, oder können wir dieses wohl? Würden wir uns auch nur das Geringste bei dem Worte Allmacht denken können, wenn wir nicht auf die Wirkungen selbst, die durch eine gewisse Kraft hervorgebracht worden sind, oder noch hervorgebracht werden, ja selbst auf die Art, wie und wodurch sie hervorgebracht werden, merken wollten, um erst eine Idee von Macht, und daraus wieder von Allmacht zu bekommen? Nun wird es dir aber ganz offenbar sein, daß wir, da wir selbst weder die Art, wie Gott wirkt, noch die Mittel, deren er sich bedient, wenigstens bedienen kann, ja eigentlich nicht einmal das, was er wirkt und wirken kann, wahrzunehmen im Stande sind, unsre Vorstellung von der Allmacht Gottes immer nach den Wahrnehmungen bilden, die uns die menschliche Macht anschaulich machen. Daher wird die Macht Gottes nicht selten mit der Macht der Könige verglichen, daher läßt man sich Gott zur Hervorbingung seiner absichtlichen Wirkungen eines Gewitters, eines Sturms bedienen. Nun wirst du gleich bemerken, daß der Saz, Gott ist allmächtig, er kann alles Mögliche wirken, völlig wahr ist, daß sich aber nur mit der weiter entwikkelten Vorstellung von derselben so viel menschliches, oder sonst aus der Natur entlehntes vermischt, und folglich Etwas Falsches einschließt. Nothwendig und nüzlich sogar bleibt aber immer selbst diese zum Theil falsche Vorstellung, weil wir sie haben müssen, damit nicht das Wort „Allmacht“ ein leerer Ton für uns wird.

Eben so einleuchtend wird dirs aber auch sein, daß wir unsre Idee von der Allmacht auch immer mehr berichtigen, je mehr wir unsre Vernunft bilden, und uns dadurch in den Stand sezzen, das Menschliche und Körperliche von unsrer Vorstellung zu trennen, und uns das nur allgemeine denken zu lernen. Siehe, so liegt Wahrheit zum Grunde, so behalten wir zwar immer noch etwas Unrichtiges in unsrer Vorstellung von Gott bei, aber wir berichtigen immer mehr, und kommen, unsrer ewigen Bestimmung gemäs, der Wahrheit immer näher. Sollte uns übrigens der Umstand, daß wir nicht gleich alle Wahrheit finden können, vom Forschen nach Wahrheit abhalten: so dürften wir in keinem Stükke nach Wahrheit fragen; denn in fast allen Theilen unsrer Erkenntnis findet sich hier mehr, dort weniger Irrthum. Leuchtet dir das alles ein?

Phil. Ob mir gleich in Nebensachen noch manches dunkel geblieben ist: so gebe ich doch meinen ersten Einwurf auf, und gestehe ein, daß wir, wenn unsre Vorstellungen auch nicht ganz richtig werden, durch eine fortgesezte Untersuchung doch immer mehr Falsches absondern können, daß also unsre Bemühung nicht ganz vergeblich ist.

Theoph. Was die Nebensachen betrift: so hoffe ich, mich dir schon einmal verständlicher zu machen, izt wollen wir bei der Hauptsache bleiben, und uns nicht zu weit abführen lassen. Dein zweiter Einwurf war, daß der Mensch so nie ruhig werden könnte. Und ich antworte dir ganz kurz darauf, daß er, wenn er gewissenhaft

haft forscht, und keine Lieblingsmeinungen bei sich duldet, und sich folglich seine Leidenschaften nicht ins Spiel mengen läßt, dieses eines Theils stets sein kann, andern Theils aber nie sein soll. Eines Theils kann ers sein; denn als gewissenhafter Forscher nach Wahrheit, wohl gemerkt, nicht leichtsinniger Aufsucher neuer Meinungen, kann er von dem Gott der Wahrheit nie Strafe fürchten. Dies wäre elender Aberglaube. Auch kann er, wenn er Irrthum bei sich ahndet, und er denselben gleichwohl nicht mit Sicherheit bei sich entdekken kann, wenn er sichs bewust wird, daß er ein fehlerhafter Mensch ist, der jedoch, so viel ihm möglich ist, gewissenhaft Wahrheit sucht, sich ganz ruhig der Fürsehung überlassen, die ihn schon stufenweise zu der ihm nöthigen und nüzlichen Erkenntnis der Wahrheit führen wird. Andern Theils aber soll er nie ruhig werden. Ich kann es gar nicht begreifen, wie der gröste Theil Menschen, ja sogar die erleuchtetsten Männer, auch bei der Bemerkung des stufenweisen Emporsteigens der Menschen und der Wahrheit, daß selbst, ja fast einzig die Bedürfnisse der Menschen, Mangel und Noth, sie zu neuen Entdekkungen und Kraftäußerungen nöthigen, der Ruhe so viel Werth beilegen können. Nein, mein Lieber, der Mensch soll nie ruhig, sondern thätig sein, so viel ihm nur seine Kräfte erlauben, je mehr er das immer freiwillig ist, desto mehr, ich rede aus Erfahrung, wird innere Ruhe und wahrer Seelenfrieden bei ihm herrschend sein, je mehr er aber durch die Umstände zur Thätigkeit gezwungen werden mus, desto unruhiger ist er,

desto mehr sehnt er sich nach dem Ende seines dermaligen Zustandes, das er gleichwohl gemeiniglich gar nicht abzusehen vermag, desto unordentlicher wird er überdies freilich auch arbeiten, und sich so selbst das Ziel verrükken. Noch einmal, bleibt sichs der Mensch immer bewust, daß er zum allmähligen Emporstreben bestimmt ist, daß er folglich immer thätig sein mus, und nur unter dieser Bedingung schnelle Schritte aufwärts macht: so wird er stets ruhig sein, denn er fühlt sich im Wachsen, aber freilich auch unruhig, oder besser, immer rastlos und thätig, denn er weis, daß er immer weiter mus, und er findet auch selbst in dieser Thätigkeit seine Seligkeit. Wende nun dieses auf das Streben nach einer immer bessern Kenntnis Gottes an.

Phil. Ja wenn wir die Sache so nehmen wollen, wie wir sie denn, aufrichtig gestanden, wohl allerdings nehmen müssen: so bin ich freilich genöthigt, meinen Ausruf zurük zu nehmen, durch welchen ich das Stillestehn bei der ersten, der besten Kenntnis Gottes billigte.

Theoph. Hoffentlich werde ich dir nun über das, was du zuerst vorbrachtest, nur noch sehr wenig zu sagen haben. Das hast du mir im Allgemeinen schon eingeräumt, daß der Mensch sein Erkenntnisvermögen überhaupt bilden müsse, nur meintest du, er solle es, da man in Ansehung der Erkenntnis Gottes doch nicht sicher sei, weiter zu kommen, lieber durch die Beschäftigung mit andern Dingen zu bilden suchen. Da der eigentliche Grund, warum du das Streben nach einer immer

richti-

richtigern Gotteskenntnis verwarfest, wegfällt: so hast du auch schon eingeräumt, daß man darnach streben könne, sich eine immer richtigere Vorstellung von Gott zu machen, und daß dieses Streben nicht unnüz sei. Allein ich bin damit noch nicht zufrieden, ich behaupte mehr, ich halte es nicht für gleichgültig, oder einerlei, durch welche Beschäftigung unsrer Denkkraft wir unser Vorstellungsvermögen ausbilden wollen, ich fordere vielmehr, daß die Gottheit ganz vorzüglich der Gegenstand sei, an welchem wir dieselbe üben, oder daß wir wenigstens überall an die Gottheit denken müssen.

Phil. Fast vermuthe ich, daß du um deines Berufs willen dieser Meinung bist, denn Jeder hält immer die Sache, der er sich ergeben hat, für die wichtigste, und möchte deswegen gern die Aufmerksamkeit Aller auf seinen Gegenstand lenken. Uibrigens halte ich diesen Fehler für sehr verzeihlich.

Theoph. Und ich hätte kaum geglaubt, daß du das von mir vermuthen könntest. Doch höre mich, und urtheile dann. Gern will ich dir zugeben, daß ich selbst der Meinung nicht wäre, legte mir nicht mein Beruf fast stete Beschäftigung mit der Religion auf. Allein so viel bin ich mir bewust, daß aus dieser immerwährend nothwendigen Beschäftigung mit der Religion nicht eine partheiische Vorliebe für meine Sache entstanden ist, sondern daß ich nur dadurch die Wichtigkeit der Sache eher, als es sonst wohl geschehen sein möchte, eingesehen habe. Zuerst gebe ich dir sehr gern zu, daß man sich allerdings auch mit andern Dingen beschäfti-

gen und an denselben sein Nachdenken üben könne, ich behaupte sogar, daß es so sein müsse, weil man sonst weder über Gott selbst nachdenken, noch auch selbst den Unterricht des Christenthums verstehen kann. Natur und Offenbarung unterstüzzen und erklären sich gegenseitig. Diese lehrt uns die Folgesäzze, aus jener aber kommen die Vordersäzze, die sich nun selbst leichter finden und benuzzen lassen. Damit aber eben die Offenbarung gehörig verstanden werden kann, verlange ich allerdings, daß ein Jeder in seinem Berufe mit allem nur möglichen Nachdenken arbeite, und die Welt, sich und Andere, so viel er nur immer kann, beobachte. Siehst du, wie viel ich einräume?

Phil. Fahre fort, denn ich bin begierig, dich weiter zu hören.

Theoph. Was meinst du aber wohl nun? Wird der nachdenkende Mensch nicht schon durch sich selbst gezwungen werden, über Gott nachzudenken, weil er eben wegen seines geschärften und immer schärfer werdenden Verstandes vorzüglich die Nothwendigkeit einer Gotteskenntnis wahrnimmt? Nun wird es aber auch gewis nicht fehlen, daß er nicht stets Lücken und etwas Fehlerhaftes in seiner Vorstellung von Gott bemerkt, wird er dieses nicht verbessern wollen? Daraus folgt allerdings nur so viel, daß der Mensch gleichsam unwillkührlich zu dem Gedanken an Gott gezogen wird, welches nicht sein würde, wenn ihm diese Sache weniger wichtig wäre und sein sollte. Allein nun frage ich dich, ob wohl alle die Kenntnisse, die wir uns in Ansehung

unsrer

unsrer Berufsgeschäfte und andrer Gegenstände einsammlen, eigentlich die Hauptsache bei uns ausmachen, ob sie recht eigentlich Zwek unsres Daseins sein sollen? Ist es nicht vielmehr höchst wahrscheinlich, daß sie gleichsam nur der Weg sind, auf welchem wir zu höhern Kenntnissen gelangen sollen? Werden wir wohl in der künftigen Periode unsres Daseins allen hier oft so mühsam erworbnen Kenntnissen einen andern Nuzzen zugestehen, als den, daß wir durch die Erwerbung derselben unsre Geisteskräfte geübt, und uns dadurch in den Stand gesezt haben, desto schneller fortarbeiten zu können? Werden wir wohl irgend eine Einsicht an sich selbst, und nicht vielmehr nur in so fern für brauchbar und nüzlich halten, in wie fern wir dadurch bleibende, überall anwendbare Vernunftwahrheiten finden konnten? Je mehr wir aber Vernunftwahrheiten finden, desto mehr lernen wir eigentlich die Gottheit, alle obersten Grundregeln, nach welchen Gott zu Werke geht und auch wir handeln müssen, wenn wir vollkommen handeln wollen, kennen, und umgekehrt also, je mehr wir uns eine richtige Kenntnis Gottes erwerben, desto mehr lernen wir Vernunftwahrheiten erkennen; denn Gott ist selbst die Vernunft, außer den Grundsäzzen, die er befolgt, giebt es keine Vernunft-Wahrheit. Siehe, so sezzen wir uns zwar durch die Ausbildung unsrer Geisteskräfte und insbesondre unsres Erkenntnisvermögens, vermittelst der Beobachtung der Welt, in den Stand, uns richtige Vorstellungen von der Gottheit zu machen, wir lernen aber gegenseitig wieder durch

immer

immer richtigere Gotteskenntnis alles das erkennen, dessen Erkenntnis einen bleibenden Werth hat. In Gott vereinigt sich alles.

Phil. Ob ich gleich das, was du mir izt gesagt hast, nicht durchaus verstehe: so glaube ich doch, so viel zu sehen, daß wir mit jeder Wahrheit, die wir kennen lernen, auch unsre Gotteskenntnis berichtigen, so bald wir sie darzu anwenden wollen, und daß wir durch eine solche Anwendung immer aufs neue wieder in den Stand gesezt werden, noch tiefer einzudringen, und neue richtige Verhaltungsregeln für uns daraus herzuleiten. Ich erkenne die Nothwendigkeit an, überall an Gott zu denken, und ihn immer besser kennen zu lernen.

Theoph. Sezze hierzu noch, daß unsre Religion in eben dem Grade richtig ist, in welchem wir unsre Vorstellung von der Gottheit gereinigt haben, daß sich unser Geist nie würdiger beschäftiget, nie höher schwingt, als bei dem Nachdenken über Gott, und daß dieses Nachdenken über Gott unsrem Geiste eine Stimmung, und sogar Kraft geben mus, die ihn zu den schönsten und erhabensten Handlungen aufgelegt und fähig macht.

Phil. Alles gut, lieber Theophilus, aber wie viel Menschen haben wohl Zeit, Gelegenheit und Kräfte genug zu solchen Untersuchungen?

Theoph. Alle, nur ein Jeder in seiner Art. Bestrebte man sich nur überhaupt, vollkommen zu sein, wie Gott vollkommen ist, in allen seinen Handlungen ihn zum Muster zu nehmen, und nur immer so zu handeln, wie man wüste, daß es ihm wohlgefällig wäre: so würde

de man gewis bald richtigere Vorstellungen von der Gottheit haben, und es würde sogar nicht leicht Jemanden an Gelegenheit fehlen, seine Kenntnisse immer zu verbessern. Noch einmal, alle Menschen ohne Ausnahme sind verbunden, dieses zu thun, freilich Einer mehr, als der Andere. Wie weit sich aber diese Verbindlichkeit bei jedem Einzelnen erstrekt, das kann freilich nicht genau bestimmt werden, sondern es mus dieses seinem Ermessen und Gewissen überlassen bleiben.

Phil. Nur noch eins, lieber Theophilus, würde nicht die Welt, wenn das geschähe, ein etwas zu trauriges und schwermüthiges Ansehen bekommen?

Theoph. Diese Frage gieng dir wohl nicht von Herzen, da sie eine Vorstellung von Gott voraussezt, die zwar sehr gewöhnlich ist, die ich dir aber unmöglich zutrauen kann. Nein, Freund, der Gott, der unser Herz der Freude fähig machte, der uns so viele tausend Gelegenheiten giebt, wo wir uns freuen können und sollen, dieser Gott ist kein Gott der finstern und traurigen Schwermuth, wie man ihn sich abergläubisch genug denkt, wir sollen ihn nicht fürchten, freuen sollen wir uns seiner. Die Welt würde bei der häufigern Beschäftigung mit ihm also zwar hier und da ein ernsters, aber kein schwermüthigers Ansehn bekommen, nicht die Freude und Heiterkeit würde aus ihr verbannt sein, aber wohl Zügellosigkeit und Ausgelassenheit, und wenn mäßiger Genus überall der bessere und dauerhaftere ist: so kannst du mit Sicherheit darauf rechnen, daß wir grade dann, wenn wir alles auf Gott beziehen, wenn

wir alles mit Dank gegen ihn genießen, erst recht genießen. In Ansehung unsres Lebens darfst du nicht müßige Frömmigkeit fürchten, der Denker über Gott bedarf keiner besondern Stunden zum Gebet, die er seinen Berufsgeschäften raubt, nein, sein ganzes Leben ist Gebet, alles thut er um Gottes willen, um nach seinen Kräften dessen Absichten freiwillig zu befördern, er arbeitet mit dem gröſten Eifer, er arbeitet mit mehr Uiberlegung, und benuzt sogar alles, wodurch er sich unterrichten kann, um immer vollkommner arbeiten zu lernen. Seine ganze Stimmung ist übrigens Stimmung zur Heiterkeit, er genießt einen wahren Seelenfrieden.

Phil. Es macht mir die gröſte Freude, dich so von Gott reden zu hören, und ich bin daher auf den Verfolg unsrer Unterredung sehr begierig, und hoffe, meine Kenntnis sehr zu berichtigen.

Theoph. Auch ich die meinige, wenigstens näher zu bestimmen. Im Uibrigen, denke ich, werden wir nun wohl mit allen Vorerinnerungen fertig sein, und wir können uns mit den Fragen, die du zu Anfange aufwarfest, nun selbst zu beschäftigen anfangen, vielleicht daß wir heute noch Zeit haben, alles das durchzugehen, wovon du zu reden anfiengest.

Phil. O ja! wir haben noch viel Zeit, und bei Manchem habe ich auch des Unbestimmten und Unsichern in meiner Vorstellung nicht gar zu viel, nur über Dieses und Jenes wünschte ich Auskunft, und es wird

dir

dir nicht schwer fallen, mir oft mit wenigen Worten die Sache deutlich zu machen.

Die erste Frage also, die mich beschäftigte, war: was ist nun aber der Urheber der Welt selbst, und woher ist er gekommen? Nun habe ich freilich schon von meiner ersten Jugend an gehört, daß Gott ein Geist, und daß er ein ewiger Geist sei, dieses waren mir aber bisher immer so leere Töne, ich verstand so wenig, was damit gesagt sein sollte, es hatte auch so wenig Eindruk auf mich gemacht, daß ich mich bei allem meinem Nachdenken über Gott, und bei der fast gänzlichen Veränderung meiner freilich immer noch nicht festen und bestimmten Vorstellung von ihm grade damit wenig, oder gar nicht beschäftigt habe, bis es mir heute, da mir die Pracht der Natur auffiel, und ich mich zugleich des Schöpfers erinnerte, recht aufs Herz fiel, welches doch wohl die Natur des Weltschöpfers? und wo er selbst her sein möchte?

Theoph. Ob wir gleich auch bei der Untersuchung der izt von dir vorgelegten Fragen, die sich dir, wie du sagst, heute so gewaltsam aufgedrungen haben, nicht gleichgültig und nachläßig sein können: so mus ich dir doch Glück wünschen, daß du dich zeither nicht so gar sehr darauf eingelassen hast, wie es leider nur immer zu geschehen pflegt, und daß du wahrscheinlich vielmehr dein Nachdenken auf die so genannten moralischen Eigenschaften Gottes verwendet hast. Denn ob es uns gleich überhaupt unmöglich ist, den Erhabensten zu begreifen:

so findet sich doch des Unbegreiflichen bei der Art des Daseins Gottes bei weiten am meisten.

Da ich daher von der Unbegreiflichkeit Gottes mit dir redete: so gieng meine Absicht dahin, dich vorzubereiten, daß du nicht, wenn ich Manches so wenig, als du begreifen könnte, und zugleich erinnerte, daß es kein Mensch begreifen könnte, gleich alle Beschäftigung mit Gott als unnüz verwerfen solltest. Diese meine Absicht ist erreicht, und ich kann mich nun mit dir in das schauerliche Helldunkel wagen, ohne zu fürchten, daß du davor zurükbeben, oder auch das nicht gern wirst sehen wollen, was uns dasselbe zu sehen erlaubt.

Vor allen Dingen wareſt du also begierig, die Natur des höchsten Wesens kennen zu lernen. Allein, Freund, ich gestehe dir gleich hier, daß wir da mit allen unsern Grübeln wenig mehr herausbringen werden, als was wir schon in unsrer ersten Jugend gelernt haben. Daß nemlich Gott nicht eine körperliche Substanz sein könne, wie wir wenigstens zum Theil sind, und wie wir an andern Dingen außer uns sehen, das ist offenbar, und nur dem gröbsten und unwissendsten Gözzendiener war es möglich, sich einen körperlichen Gott zu denken, so wie sich etwa das Kind, das von Gott reden hört, denselben als einen Mann denkt. Nicht alle Gözzendiener mochten sich übrigens eine solche Vorstellung vom höchsten Wesen machen, ihre Sinnlichkeit wollte nur ein Bild haben, um sich vermittelst desselben Gott desto leichter erinnern und sich ihn unter denselben vorstellen zu können. Der Einfältige dachte sich denn nun freilich

nicht

nicht selten seinen Gott gerade so, wie er das Bild sahe. Die Bemerkung des Veränderlichen und Vergänglichen eines jeden Körpers hat übrigens die richtiger denkenden Menschen von jeher alles eigentlich Körperliche von der Vorstellung von Gott trennen lassen. Man hat ihn sich daher immer eigentlich als Geist gedacht, und Jesus erklärt ihn bekanntlich gradezu dafür, wenn er nach Joh. 4, 24. zum Samaritanischen Weibe spricht: Gott ist ein Geist, und deswegen geistige Verehrung für ihn verlangt. Die Schrift legt ihm daher auch geistige Eigenschaften, als der Unsterblichkeit, der Unsichtbarkeit u. s. w. bei, und sagt, er bedürfe keines körperlichen Dienstes, Ap. Gesch. 17, 24. 25. Das ist dir nun alles bekannt, und ich weis wohl, daß du gern wissen, daß du erfahren möchtest, was ein Geist ist, und ob sich die geistige Natur Gottes von der Natur andrer Geister unterscheide? Allein ich mus dir gradezu gestehen, daß meine Weisheit hier so ziemlich ein Ende hat, und daß ich glaube, man verliert sich in speculative Träumereien, die sich immer bald selbst widerlegen, wenn man hier zu viel wissen will.

Phil. Aber verzeih mirs, Freund, diese Kenntnis der göttlichen Natur ist sehr mager, und ich glaube, wenn wir einmal nicht mehr wissen können und sollen: so könnten wir auch das entbehren.

Theoph. Du sprichst wie alle Ungeduldige, die den Kelch der Weisheit gleich bis auf den letzten Tropfen ausleeren möchten. Woher weist denn du, daß uns diese wenige Kenntnis, die wir izt erlangen, nicht für die

Zukunft von der grösten Wichtigkeit ist, und ob wir nicht auf dieser Grundlage werden bauen und immer tiefer eindringen lernen? Ob wir nicht —

Phil. Nun in der That, das ist sehr wenig, und das könnten wir in der Ewigkeit leicht in einem Augenblikke lernen, es dürfte uns nur Jemand sagen, Gott ist ein Geist, und wir wüsten das, was wir nun von hier mit hinüber bringen sollen.

Theoph. Wie sprichst du aber wieder! hättest du mich ausreden lassen: so würdest du nicht so sonderbar geredet haben. Du würdest etwa Recht zu haben scheinen, wenn ich behauptete, wir sollten dieses auch nur vorzüglich für die Ewigkeit lernen, und die Wahrheit, Gott ist ein Geist, sollte nun ganz tod, und so, wie sie da ist, ein bloßer Gegenstand unsres Wissens bleiben. Dieses habe ich aber keineswegs sagen wollen. Wir redeten vorhin nur davon, was die Natur eines Geistes an sich wäre, und ich sagte dir, daß ich das nicht zu bestimmen wagte. Daraus folgt nun aber noch nicht, daß wir auch eben so wenig von den Fähigkeiten und Kräften eines Geistes, von seinen mancherlei Vorzügen und Eigenthümlichkeiten verstehen könnten, vielmehr können wir gar sehr viel erkennen, aus den Werken der Geister können wir gar sehr vieles schließen, und uns so, wenn wir auch noch so wenig von der Natur eines Geistes an sich wissen, doch von seinen Vorzügen eine ziemlich richtige und lebhafte Vorstellung machen und uns so bei dem Worte Geist gar vieles denken. Je mehr wir also uns und unsern Geist selbst kennen lernen, desto

mehr sezzen wir uns in den Stand, uns auch von dem göttlichen Geiste eine Vorstellung zu machen, und, wohl zu merken, gleichwohl alles Körperliche, das wir an uns haben, von Gott abzusondern. Die Wahrheit, daß Gott ein Geist ist, ist aber auch noch in andrer Hinsicht für uns so sehr wichtig. Der Saz nemlich, Gott ist ein Geist, lehrt uns doch allemal etwas Erhabenes bei dem Worte Gott denken, er bringt uns ab von dem Wahn, als ob Gott körperlicher Dienste bedürfe, und führt uns vielmehr zu der geistigen Verehrung Gottes. Darzu sollten wir auch vornemlich den Saz: Gott ist ein Geist, brauchen. Siehst du nun, wie fruchtbar er werden kann, wie er, so wenig er ganz verstanden werden kann, doch die Grundlage aller wahren Erkenntnis Gottes ist, ohne welche unsre Vorstellung von Gott eben so plumb und sonderbar sein würde, als die Vorstellung der Gözzendiener. Ich könnte dich hier noch an manches erinnern, wenn ich es für nöthig hielte und nicht in der Folge oft genug die Rede davon sein würde.

Phil. Aus dem, was du mir da sagst, sehe ich nun allerdings ein, daß es nicht gleichgültig ist, wie wir uns Gott denken, ob wir ihn uns blos als ein geistiges Wesen denken, oder etwas körperliches in unsre Vorstellung mischen. Das kann doch aber wohl Niemanden verargt werden, wenn er sich einen nähern Aufschlus über die Natur eines Geistes überhaupt und also auch des göttlichen Geistes wünscht.

Theoph. Ich werde das Niemanden verargen, der sich nun einmal mit dergleichen Dingen beschäftigen

will und kann. Allein das sollte doch nie die Hauptsache werden, man sollte sich nie zu sehr in Grübeleien der Art verlieren, aus welchen am Ende doch wenig, oder nichts herauskommt. Auf alle Fälle sollte man dabei mehr auf den praktischen Nuzzen sehen, den dergleichen Säzze für uns haben, und auf den ich dich so eben aufmerksam machte. Wir kennen ja noch nicht einmal unser geistiges Wesen, und werden in der izzigen Periode unsres Daseins, wo wir noch so sehr am Sinnlichen hängen, und durch unsre Sinnlichkeit so oft getäuscht werden, wo wir selbst nicht einmal anders, als durch unsre Sinne einen anschaulichen Begrif von einer Sache erhalten können, auch hierüber nie zur Gewisheit kommen, die wir auch wirklich recht gut entbehren können. Genug wir fühlen unsre geistige Kraft, wir empfinden den unendlichen Vorzug derselben vor allen Körperlichen, wir halten alle unsern Körper nur für das Werkzeug unsres Geistes, und der Vernünftige sucht daher in seinem Körper seinem Geiste nur ein möglichst brauchbares Werkzeug zu erhalten, alle unsre Vorzüge, unsern eigenthümlichen und wahren Werth sezzen wir in unsrem Geiste, folglich denken wir uns Gott, wenn wir ihn uns blos als Geist denken, schon als etwas weit Vollkommners und Grössers, als wir selbst sind. Uiberdies gestehe ich dir nochmals, daß mir alle weitere Entwikkelung dieses Begrifs auf sehr unsichern Vermuthungen zu beruhen scheint, und daß uns die Sache auch immer dunkel bleiben mus, weil sie uns nicht in die Sinne fällt.

Phil.

Phil. Nun wohlan denn, ich will mich dabei beruhigen, weil ich die Unmöglichkeit, hier tiefer einzudringen, bei genauerer Uiberlegung selbst einsehe, vielleicht daß wir in einer andern Welt mehr davon verstehen lernen. Und es kann allerdings sein, daß wir genug wissen, wenn wir geistige Kraft und Wirkungen kennen, sollten wir auch nicht wissen, was ein Geist an sich selbst ist. Aber sage mir doch, hältest du denn die Erklärung, nach welcher man einen Geist, als ein einfaches gar nicht aus Theilen zusammengesetztes Wesen angiebt, für falsch?

Theoph. Das will ich nicht sagen, ich entscheide darüber niemals, und gestehe dir nur, daß mir damit nicht sonderlich viel erklärt zu sein scheint, weil damit mehr gesagt ist, was ein Geist nicht ist, als was er ist, weil ich mir eben so wenig von einem einfachen Wesen, als von einem Geiste eine Vorstellung machen kann. Laß uns daher hier abbrechen. Genug wir wissen, Gott hat nichts körperliches an sich, er ist einer vollkommnern, er ist geistiger Natur, dies findet unsre Vernunft, dies lehrt das Christenthum.

Phil. Woher kam aber dieses geistige Wesen, das wir Gott nennen? Ich weis es freilich im Voraus, daß du mir antworten wirst: es ist durch sich selbst von Ewigkeit da. Allein ich möchte mir dabei doch wenigstens gern Etwas denken können; denn es ganz begreifen zu wollen, das lasse ich mir gar nicht einfallen, da mir die Unmöglichkeit davon deutlich genug einleuchtet.

Theoph. Fürs Erste mus ich dich fragen, ob dir das genugsam erwiesen ist, daß Gott nicht ein endliches Wesen, nicht von einem andern Wesen hervorgebracht, sondern durch sich selbst da ist?

Phil. Das alles ist ja freilich sehr wahrscheinlich, und läst sich fast nicht anders denken. Ich sehe ja ganz offenbar, daß alle Dinge, die da sind, so sehr sie auch immer wieder aus einander selbst hervorgehen, und sich durch die Fortpflanzung erhalten und vermehren, doch nothwendig einen Urheber haben müssen, der den ersten Dingen, aus welchen die andern wieder entstanden, ihr Dasein gab. Der Erste also, der da war, ehe noch irgend etwas war, ist ja freilich Gott, der durch nichts Anders hervorgebracht sein kann, denn sonst wäre ja dieses Gott, was ihn hervorgebracht hätte. Er ist also das nothwendige Wesen. Dabei will ich mich auch nicht aufhalten, denn es ist mir offenbar, daß ich Geschafner den Unerschafnen nicht begreifen kann. Aber die Zeit, wenn die Schöpfung anfieng, die doch irgend einmal angefangen haben mus, sezt mich eben in Verlegenheit; denn mir scheint daraus zu folgen, daß denn Gott vor dieser Zeit unthätig gewesen sein müste, welches ich mir wieder nicht denken kann, und siehe, so falle ich aus einem Labyrinthe ins Andere. Gebe ich die Unbegreiflichkeit der Ewigkeit Gottes zu, und stehe vom Nachdenken darüber ab, und staune und bewundere blos: so fällt es mir wieder schwer aufs Herz, wenn ich mir diesen Gott als Schöpfer denke, und mir vorstelle, daß es doch einmal einen Anfang gegeben haben müsse,

bis

bis zu welchem Gott also unthätig gewesen wäre, welches mir ein Widerspruch zu sein scheint.

Theoph. Ich darf dirs wohl nicht erst sagen, daß es eben deswegen nicht wenige gegeben hat, welche annahmen, auch die Welt sei ewig. Ob ichs nun gleich nicht leugnen kann, daß mich diese Sache nicht selten beschäftigt hat: so gestehe ich dir doch, daß ich vieles Grübeln über diese Sache zwar nicht eben für schädlich, aber doch für den grösten Theil der Menschen für ganz unnüz halte, daß ich glaube, man thut am Besten, man legt die Hand auf den Mund, gesteht seine Schwäche, und bewundert mit Paulus den Unbegreiflichen, dem Niemand Etwas zuvor gegeben, dessen Rathgeber Niemand gewesen, der allein nur sich und sein Werk begreifen kann. Um dir aber doch Etwas darüber zu sagen: so frage ich dich wieder, ob du weist, was die Zeit ist?

Phil. Was die Zeit ist? Wie kommst du zu der Frage?

Theoph. Antworte mir nur, du wirst es schon sehen, warum ich dich so frage.

Phil. Je nun, die Zeit, was sie selbst ist, kann ich dir doch wirklich nicht gleich sagen, allein die auf einander folgende Reihe der Begebenheiten macht doch wohl die Zeit aus.

Theoph. Sehr wohl, eigentlich aber machen diese die Zeit nicht selbst aus, sondern durch die Bemerkung, daß die Begebenheiten oder Veränderungen auf einander folgen, bilden wir uns erst eine Idee von der Zeit,

die Begebenheiten selbst aber, oder auch die Folge von Begebenheiten, sind nicht die Zeit selbst.

Phil. Je nun was ist denn die Zeit?

Theoph. Nichts, lieber Philander, nur bei uns giebt es eine Zeit, das heist, wir können uns die Dinge und ihre Veränderungen nicht mit einemmale vorstellen, das mus nach und nach geschehen; die Zeit ist nichts, sie ist nur in unsrem Kopfe da, und entsteht aus der Art, wie wir uns die Dinge vorstellen.

Phil. Also wären wohl alle Dinge zugleich, und folgten bei Gott gar nicht auf einander?

Theoph. Bei Gotte folgen sie nicht auf einander, sie sind alle zu gleicher Zeit vor ihm da, alles entwikkelt sich nur nach der Art, die Gott jedem Geschöpfe bestimmt hat.

Phil. Ob ich gleich das noch gar nicht verstehe: so will ich dich doch darüber lieber ein andermal hören, und izt nur fragen, was das auf die Vorstellung von der Ewigkeit Gottes und auf die Ewigkeit, oder Nicht-Ewigkeit der Welt für einen Einflus hat.

Theoph. Einen ziemlich wichtigen. Verstehen wir nemlich nichts von der Zeit, oder vielmehr, ist die Zeit an sich selbst nichts, und erhalten wir die Vorstellung der Zeit nur durch die Bemerkung der auf einander folgenden Reihe von Veränderungen: so folgt, daß es einmal ein erstes Glied in der Reihe der Dinge, einen Anfang gegeben haben mus, daß also die Welt nicht ewig sein könne.

Phil.

Phil. Ja aber da war ja Gott bis zu diesem Anfange unthätig, eine ganze Ewigkeit unthätig, denn der Anfang sei so lange her, als er wolle: so gieng ihm eine Ewigkeit voraus.

Theoph. Sezze du diesen Anfang vor Ewigkeiten an, und du wirst dann nie einen unthätigen Gott, aber doch einen Anfang der Dinge haben, die folglich selbst nicht ewig sein können.

Phil. Ja so verstehst du es; da hast du wirklich recht. Dir ist nemlich die Ewigkeit überhaupt ohngefehr wie ein Zirkel, der eigentlich weder Anfang noch Ende hat, die Zeit aber etwa ein Ausbruch an irgend einem Punkte des Zirkels, der nun gleichsam sich um diesen Zirkel herum bewegt, und durch die Folge seiner Bewegung erst den Begriff, Anfang und Zeit, erzeugt. Bei dem allen gestehe ich dir aber doch, daß mir die ganze Sache außerordentlich dunkel und unverständlich ist.

Theoph. Mir auch, mein Lieber, mir macht dies aber keine Unruhe, weil ich weis, daß ich die Sache, auch wenn sie mir aufs genaueste beschrieben würde, und grade so, wie sie ist, doch nicht würde begreifen können, ja daß ich sogar dadurch noch mehr in Verwirrung gesezt werden würde. Hierher reicht nun einmal das menschliche Auge, die ganze menschliche Fassungskraft nicht. Daher gestehe ich dir auch, daß ich mich blos, um dir doch einiges Gnüge zu thun, so lange mit dir davon unterhalten habe, daß ich aber grade hier nicht gern zu weit gehe, und selbst alle Vergleichungen gern

vermeide, weil sie endlich wenig nüzzen, und nicht selten den gröſten Misverstand veranlaſſen. Wir können, denke ich, mit dem zufrieden sein, was wir gefunden haben und wiſſen. Wir sahen nemlich, daß die unendlichen Vorzüge des Schöpfers vor den Geschöpfen darinn bestunden, daß bei ihm nicht, wie bei den Geschöpfen, Eins nach dem Andern folgt, sondern alles zugleich, daß folglich bei ihm keine Zeit ist, und dieſes nennen wir seine Ewigkeit. Der göttliche Geist ist also nicht einmal hervorgebracht worden, sondern immer da gewesen, er hat keinen Schöpfer, sondern ist selbst der Schöpfer aller Dinge, alles ist in ihm und durch ihn da, alles hat einen Anfang, und vollendet einmal seinen Lauf, bis ihm wieder ein andrer angewiesen wird, nur der göttliche Geist lebt in keiner Reihe von Erfolgen, er ist nicht in irgend einem Zeitraum beschränkt, er ist stets da, stets der Nemliche. Dies, denke ich, kann für unsre Beruhigung völlig hinreichend sein, bis es uns vielleicht einmal vergönnt ist, tiefer in die Natur Gottes einzudringen.

Phil. Wichtig sind uns allerdings diese Wahrheiten, und ich sehe ein, daß wir, um ruhig zu sein, um uns selbst die Gottheit mit Ehrfurcht zu denken, mehr nicht zu wiſſen brauchen. Eine Bemerkung, die dir vielleicht entgangen ist, und die für die Beruhigung der Menschen gewis von groſsem Werth ist, will ich dir doch auch noch machen. Du erwähntest es nemlich nur beiläufig, daß Gott stets der Nemliche war, und ich gestehe dir, daß ich mir, da du das sagtest, zum ersten-

stenmal eine lebhafte Vorstellung von der Unveränderlichkeit Gottes machte, und daß ich es auch zum erstenmal empfand, wie gut und vortheilhaft es wäre, wenn man die Menschen fleißig daran erinnerte, daß Gott stets der Nemliche, durchaus Unveränderlich sei, ihnen aber dieses freilich auch nach Möglichkeit erklärte und anwendbar machte. Wie würden sie bald aufhören, sich den Erhabensten als ein leidenschaftliches Wesen vorzustellen, das heute Jemand liebe, morgen ihn hasse, heute etwas verspreche, was zu halten, ihn morgen gereue, das allemal erst die Handlungen des Menschen gleichsam sehen müsse, ehe es wisse, was in seinem Herzen sei, um sich selbst bestimmen zu können, ob es ihn lieben und wohlthun könne und wolle, oder nicht! Wie viel Trost und Beruhigung würde es nicht dem ehemaligen Glücklichen und izt Unglücklichen gewähren, wenn er überzeugt wäre, daß in und bei Gott keine Veränderung Statt fände, daß er ihn nicht vorher geliebt habe, und nun hasse, daß er ganz andre Ursachen seiner Leiden aufsuchen müsse, und daß Gott ihn eben noch so sehr liebe, als ehedem. Wie viel Thorheit und Aberglauben würde aber auch nicht die Vorstellung dieser einzigen Eigenschaft Gottes aus den Köpfen der Menschen verbannen, aber freilich auch, — und das ist schon längst bei mir der Fall gewesen, denn der Hauptsache nach dachte ich mir Gott immer so, wie du mich ihn heute genauer hast kennen gelehrt, — wie so mancher Lehre eures Christenthums würde sie einen gewaltigen Stos geben! Vielleicht erwähnte man, weil man das

sahe und fürchtete, dieser Sache entweder gar nicht, oder doch nur so im Vorbeigehen, daß man sicher war, daß die Menschen nicht wieder daran denken würden.

Theoph. Ereifere dich nicht so sehr, Freund, du gestehest selbst, daß ich dir durch einige Bemerkungen Gelegenheit gegeben habe, dir die Sache deutlicher und entwikkelter zu denken, und siehe, ich bin ein Christ, und noch einmal, ich bin nur aus Uiberzeugung, schlechterdings um keiner andern Ursache willen, ein Christ, und eben, weil ich das bin, jeder Belehrung offen, keines redlichen Forschers Feind, und sage mit jenem Perser-König Harun Al Raschid aus ganzer Seele: *) ich liebe den freimüthigen Irrthum mehr, als erheuchelte Wahrheit, und den fehlenden Denker mehr, als den rechtgläubigen Nachbeter, auch wirst du mich um unsrer verschiednen Grundsäzze willen nie feindselig gegen dich gesehen haben. Also, Freund, bitte ich dich, ruhig fortzufahren, und nur erst dann, wenn wir am Ende sind, ein behutsames Urtheil zu fällen. Ich will dir auf deine nicht ganz ungegründeten Bemerkungen kurz antworten. Ich bin selbst der Meinung, daß man die Unveränderlichkeit Gottes mehr einschärfen sollte, aber nicht nur das, sondern daß überhaupt eine reinere und lebendigere Gotteskenntnis allgemeiner gemacht und verbreitet werden sollte, und man würde eine Menge Irrthümer bei

*) Journal für Gemeingeist, Oct. 1792. Eine Zeitschrift, die gewis wenige ihres gleichen hatte, und in Ansehung welcher ichs schmerzlich bedaure, daß sie so bald aufhörte.

bei der Wurzel angreifen. Allein, was grade die Unveränderlichkeit betrift: so wird diese, wo es auch vorzüglich wichtig ist, allerdings bei andern Eigenschaften Gottes angegeben, und an denselben als etwas wesentliches bemerkt, und wenn sie auch nicht ausdrüklich genennt wird: so wird doch die Sache gelehrt. Im übrigen gebe ich dirs sehr gern zu, daß es wirklich nüzlich wäre, wenn man sie besonders einschärfte.

Phil. Du wirst mirs verzeihen, mein Lieber, wenn ich, vielleicht ein zu hizziger Freund der Wahrheit, bisweilen verleitet werde, ohne, wenigstens hinlängliche, Prüfung zu verwerfen. Wider das Christenthum glaube ich aber gar zu viel einzuwenden zu haben, und auf der andern Seite scheint mir gleichwohl der größre Menschentheil durch dasselbe so eingeschläfert zu sein, und nun freilich fest an demselben, wie an seinem Gözzen, zu hängen, als daß nicht meine Empfindlichkeit bisweilen ausbrechen sollte. Da ich dich aber immer als einen so warmen und unpartheiischen Freund der Wahrheit kannte, und dich gleichwohl so fest am Christenthume halten sahe: so kann ich dir nicht leugnen, daß ich mich manchmal über dich ärgerte, dir aber auch wieder verzieh, weil ich glaubte, deine Lage hinderte dich nur, deines Herzens Meinung zu sagen. Ich sehe aber, du meinst es wirklich redlich mit dem Christenthume, und dies hat den Entschlus bei mir erzeugt, dasselbe noch einmal recht ernstlich zu prüfen, und dich mir zum Führer zu erbitten. Ich fordere dich daher izt freiwillig auf, mir das anzugeben, was das Chri-

sten-

stenthum über die Eigenschaften der Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes lehrt.

Theoph. Ich freue mich sehr, daß du dir eine ernstliche Prüfung des Christenthums vorgenommen hast, auch will ich dir sehr gern, so weit es meine Kräfte erlauben, bei dieser Untersuchung zu Hülfe kommen. Für izt aber will ich deiner lezten Forderung Gnüge zu thun suchen. Zuerst wird es dir wohl kein Anstoß sein, wenn ich dir sage, daß der Stifter des Christenthums und seine Schüler, die nicht blos den Weisen, sondern dem ganzen Volke eine Religion geben, folglich Allen verständlich sein wollten, sich nicht auf spizfindige Untersuchungen einlassen, und daher gemeiniglich nicht das Wie? einer Sache, sondern nur die Sache selbst angeben, und das Erstere dem Nachdenken derer überlassen, die sich berufen glauben, ihre Geisteskräfte daran zu üben. Glaube übrigens nicht, daß ich damit etwa eine Unvollständigkeit, die man dem Christenthum deswegen zur Last legen möchte, entschuldigen wollte. Nein, Christus und seine Apostel verfahren in allen andern Dingen, die einen praktischen Werth für die Menschen haben, keineswegs so, sie sezzen da die Sache so auseinander, erläutern sie durch Beispiele, bringen so viel Bewegungs- und Ermunterungsgründe an, daß uns in der That fast nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber bei Dingen, die für die menschliche Fassungskraft zu hoch sind, vermehren sie nicht die Unbestimmtheit und Verwirrung noch durch weitläuftigere Erklärungen, sie geben die Hauptsache an, und lassen es dabei bewenden,

um

um uns vielleicht damit einen Wink zu geben, daß wir nicht zu tief in Dinge einzudringen suchen sollen, die wir endlich doch nicht verstehen, nicht begreifen können. Sie nennen daher Gott gemeiniglich einen ewigen Gott, Röm. 16, 26. oder auch, um ein erhabnes, ehrfurchtforderndes Bild zu gebrauchen, einen ewigen König, 1 Tim. 1, 17. in welchem, von welchem und durch welchem alle Dinge wären, der von Niemand abhänge, sondern selbst der Herr des Himmels und der Erde, der ganzen Schöpfung wäre. Röm. 11, 34 ff. Ap. Gesch. 17, 24 - 28. Moses sucht übrigens die Ewigkeit Gottes damit gleichsam zu beschreiben und verständlich zu machen, daß er sagt, ehe die Berge geworden, ehe die Erde und die ganze Welt geschaffen worden, sei Gott da von Ewigkeit zu Ewigkeit, Ps. 90, 2. und fast eben so drükt sich Christus in jenem vortreflichen und rührenden Gebete aus, welches er, nach den lezten belehrenden, tröstenden, stärkenden und ermunternden Unterredungen mit seinen Schülern, unmittelbar vor seinem Tode zu Gott seinem himmlischen Vater abschickte, Joh. 17, 5. 24. zweimal schreibt er Gotte das Dasein vor der Gründung der Welt zu. Und mehr ist doch auch wirklich nicht zu verlangen. Grade das ist für uns deutlich, alles andre möchte wohl viel mehr nicht sein, als philosophische Träumerei. Einen etwas tiefern Blick wollen uns jedoch noch einige Schüler Jesu in diese Eigenschaften Gottes, oder vielmehr in das eigentliche Wesen desselben thun lassen. So versichert Petrus, 2 Petri 3, 8. daß in Gott durchaus

nicht

nicht etwa eine auf einander folgende Reihe von Veränderungen gedacht werden dürfe, diese Reihe schaffe er erst selbst, und vor ihm sei alles in jedem Augenblikke da. Vor ihm, sagt er, ist tausend Jahr wie ein Tag, und und ein Tag wie tausend Jahr, folglich keine Zeit. Zwar hat Moses auch schon nach dem 90ten Ps. gesagt, 1000 Jahr wären vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen sei, u. s. w. aber dies würde nur anzeigen, daß vor ihm schnell die Zeit verfließe, wenigstens ließe sich daraus mehr nicht beweisen; allein Petrus erklärt sich doch offenbar hiervon noch ungleich deutlicher und richtiger. In Ansehung der Unveränderlichkeit Gottes kann ich dir aber auch eine Menge der deutlichsten und nachdrüklichsten Aussprüche vorlegen. Schon dem David, denn du hast doch nichts darwider, wenn ich auch bisweilen Stellen des A. T., dessen Verbindung mit dem neuen mir so offenbar zu sein scheint, anführe?

Phil. Nein, fahre nur fort!

Theoph. Schon dem David also leuchtete die Unveränderlichkeit Gottes sehr stark ein, er sagte daher Ps. 102, 26-28: Der Himmel und die Erde, die Gott gegründet, würden vergehen, aber Gott bleibe, sie würden immer verwandelt und verändert, aber du, Gott bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. Eben so stark sagt der Apostel Jacobus, Jac. 1, 17. bei dem, von welchem alle gute Gabe komme, welcher der Vater des Lichts, der Urheber alles Guten wäre, sei keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis, bei ihm verändere sich nichts,

wechse-

wechsele nicht, wie bei uns, Wahrheit und Irrthum, Seligkeit nnd Elend mit einander ab, er bleibe stets der Nämliche. Eben so nennt Paulus, 1 Tim. 1, 17. Gott einen Unvergänglichen, und behauptet in eben diesem Schreiben an seinen geliebten Schüler, 1 Tim. 6, 16. Gott allein sei es, der unsterblich sei, bei dem keine Abnahme seiner Kraft statt finde, der daher in einem Lichte wohne, von welchem sich Niemand eine gehörige Vorstellung machen, daß er einer Glükseligkeit genieße, die Niemand verstehen, Niemand erreichen könne. Und ich könnte dir in der That noch eine große Menge solcher Aussprüche anführen, woraus einleuchtet, daß uns die Schrift grade das, und zwar sehr faßlich lehrt, was wir zuerst mit vieler Mühe fanden, und vielleicht noch nicht einmal gefunden hätten, wären uns nicht die Hauptsachen durch Christusreligion schon bekannt gewesen. Gott ist demnach ein ewiger und unveränderlicher Geist, bei dem es gar keine Zeit giebt und keine Veränderung statt findet, der stets das war und sein wird, was er ist.

Phil. Höre auf, mein Lieber, ich habe genug gehört, Sachen gehört, Stellen gehört, die ich selbst oft gelesen, aber nie das dabei gedacht habe, was ich izt dabei denke. Schon um des wenigen willen vermuthe ich, daß die Schrift ein Schaz ist, den wir nur immer nicht zu gebrauchen verstehen, und ihn wohl gar ungekannt verachten.

Theoph. Ja woher kommt das? Wenn man erst anfangen sollte, die Bibel zu lesen, da wird sie schon

bei Seite gelegt, und wie viel Menschen, außer den Theologen, welche ihr Beruf zwingt, sie manchmal aufzuschlagen, mag es wohl geben, die in ihren spätern Jahren in der Bibel lesen?

Phil. Viel Abschrekkendes hat sie denn doch, was aber mich nicht abhalten soll, künftig fleißig in derselben zu lesen.

Theoph. Einige neuere Uibersezzungen heben das Abschrekkende sehr auf, aber die Ursache mag wohl überhaupt mehr darinne liegen, daß man durchaus alle Anstrengung scheuet, und nur immer unterhalten sein will.

Phil. Ich will dir darauf nicht weiter antworten. Ich mus dich Etwas fragen, was mir so eben einfällt. Braucht man nicht auch den Namen Jehova zum Beweis der Unveränderlichkeit Gottes?

Theoph. O ja, aber mehr mit Hinsicht auf seine Verheißungen. Für die Juden war dieser Name sehr bedeutungsvoll, allein ich liebe der Art Beweise für uns nicht, sie sind sehr unverständlich, und fordern oft eine lange Erklärung.

Phil. Nein, was höre ich? es schlägt schon 11. Wir müssen abbrechen. Dank dir für deine belehrende Unterhaltung; nächstens komme ich wieder.

Theoph. Ich dachte es wohl, daß wir heute Abend nicht gar zu weit kommen würden, es giebt immer beim Gespräch der nöthig scheinenden Abschweifungen gar zu viel.

Phil. Nun schlaf wohl, mein Lieber; ich bin überzeugt, daß mir unser Gespräch noch lange ein Reiz zum Nachdenken sein wird.

Drittes Gespräch.

Phil. Da bin ich wieder, lieber Theophilus, und es ist in der That nicht ein leeres Ceremoniell, wenn ich dir sage, daß ich mich herzlich freue, dich wieder zu sehen.

Theoph. Das ist es auch bei mir nicht, wenn ich dirs versichere, daß ich sehr froh bin, dich wieder bei mir zu haben, denn ich fürchtete wirklich schon, du würdest gar nicht wieder kommen, da du dich länger als acht Tage nicht hast sehen lassen.

Phil. Ich vermuthete es, daß du argwöhnisch sein würdest, aber du irrest dich wahrscheinlich in der Ursache, lieber Freund; mein Außenbleiben war absichtlich, war nothwendig. Unsre lezte Unterredung ist dir bekannt, und diese hat mich die Zeit über, da ich dich nicht gesehen, beschäftigt, ich habe so viel als möglich alles wiederholt, was wir mit einander geredet haben, und in den Stunden, die mir von meinen Berufs- und andern nothwendigen Geschäften übrig blieben, viel darüber nachgedacht, und ob ich gleich noch nicht durchaus befriedigt bin, ob mir gleich in dieser und jener Sache noch Manches dunkel ist: so komme ich doch in der Absicht, dir zu danken, daß du mich mit mehr Mäßigung zu Werke zu gehen, und mit mehr Ruhe zu untersuchen gelehrt hast, auch dich zu bitten, daß du die angefangne Unterredung über die Gottheit mit mir fortsez-

sezzest, wobei ich wenigstens in manchen Punkten noch manche Zweifel los zu werden hoffe.

Theoph. Das macht mir viel Freude, denn ich fürchtete in der That mehr, dich unwillig gemacht zu haben, oder verzeih mirs, daß ich dir Unrecht that, ich glaubte, du könntest, wie der gröste Theil derer, die das Christenthum verwerfen, keinen Widerspruch vertragen, und ärgertest dich, wenn du sähest, daß doch noch so Manches vorgebracht werden könnte, was uns wenigstens bedächtig machen und nicht so vorschnell über diese Religion aburtheln lassen sollte.

Phil. Du hast mich in einem schlimmen Verdachte gehabt, Theophilus, aber ich gestehe dirs aufrichtig, daß er nicht ganz ungegründet sein mag: denn ich glaube, nur unsre Unterredung selbst hat mich gehindert, so zu sein, wie du es geargwohnt hast. Um uns übrigens nicht länger aufzuhalten und zur Sache zu kommen, mus ich dich daran erinnern, daß wir leztthin noch nicht alle Fragen beantwortet hatten, die ich bald anfänglich aufgeworfen hatte. Nach vielen Streitigkeiten über ganz allgemeine Dinge, über die Schwierigkeiten, uns eine richtige Kenntnis von Gott zu verschaffen, über die Pflicht, uns dieselbe gleichwohl, so viel es möglich ist, zu erwerben, über die Ruhe und den Gleichmuth, mit welchen wir dabei zu Werke gehen müssen, und die wir selbst nicht einmal durch Zweifel stören lassen dürfen, konnten wir uns nur unsre Ideen über die Natur Gottes, über seine Ewigkeit und Unveränderlichkeit, wobei zugleich Etwas von der Ewigkeit

der

der Welt vorkam, mittheilen, oder ich konnte mich vielmehr nur über diese Dinge von dir unterrichten lassen. Ich hatte aber damals schon auch noch gefragt, wo Gott wäre? wo und wie er wirke? wobei du mich aber unterbrachest, ob ich gleich noch mehr zu fragen hatte. Diese neuen Fragen werde ich übrigens heute noch hinzusezzen, wenn du meine Vorstellungen über die schon genannten Stükke erst wirst berichtigt haben.

Theoph. Du schreibst mir zu, was du dir selbst und deiner Liebe, die Wahrheit zu erkennen, zuschreiben must, und woran ich in der That nur einen kleinen Antheil habe. Wir lernen gewis Beide. Von der Allgegenwart und Allmacht Gottes wollen wir also heute zuerst reden?

Phil. Ja, Freund, so soll es sein, und ich bin überzeugt, daß du dich nicht wunderst, wenn ich über Dinge näher belehrt sein will, von welchen schon so mancher 10 bis 12jährige Knabe so viel weis, als er, wenn er kein Theologe werden will, nach der allgemeinen Meinung, für sein ganzes Leben zu wissen nöthig hat. Daß ich nun allenfalls das auch weis, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Ich möchte aber doch, weil ich wegen einiger Bekanntschaft mit den Alten aus meiner Jugend her, und wegen des in meinen freien Stunden fortgesezten Lesens manches Buchs über dieses und jenes Etwas nachzudenken angefangen habe, doch auch gern etwas mehr wissen, und mir vorzüglich eine deutliche und lebhafte Vorstellung davon machen lernen.

Theoph. Nun das soll uns, denk ich, gelingen, wenn du besonders nicht gar zu viel zu einer deutlichen und lebhaften Vorstellung forderst, und dich billig finden läst, wenn wir nicht alles verstehen können; denn ich mus schon wieder mit der Vorklage kommen, daß mir selbst hier außerordentlich vieles dunkel und die ganze Sache selbst unbegreiflich ist, daß ich dir also unmöglich geben kann, was ich selbst nicht habe.

Phil. Wenn ich nur erfahre, was du weist: so werde ich mich schon einer neuen Bereicherung und Berichtigung meiner Ideen freuen können. Sage mir doch also einmal, wie Gott, der ein Geist ist, soll überall sein können? Ich dächte, das widerspräche gradezu der Vorstellung, die wir uns von einem Geiste machen müssen, und eigne selbst der Gottheit eine Eigenschaft zu, die ich mir schlechterdings als etwas Unvollkommnes denken mus, weil sie Veränderung und Zerstörung nothwendig nach sich zieht, nemlich die Eigenschaft der Ausdehnung. Wie soll ich das zusammen reimen?

Theoph. Vor allen Dingen mus ich dich fragen, ob du glauben kannst, daß Gott nicht allgegenwärtig, nicht überall ist?

Phil. Nein, er wäre ja dann in einem Raume eingeschlossen, er müste dann einen Körper haben, er wäre der Veränderung und Zerstörung, wie wir, unterworfen und ein sehr unvollkommnes Wesen. Das kann ich mir also wirklich nicht denken.

Theoph. Was du izt von, im Raum eingeschlossen sein, sagst, gilt ebenfalls auch von der Ausdehnung, die du in Gott annehmen zu müssen glaubst, wenn er allgegenwärtig wäre. Denn die Ausdehnung sei noch so gros: so ist sie doch nur Ausdehnung, d. h. eine Beschränkung durch einen Raum. Du siehst also schon unmittelbar daraus ein, daß wir hier mit unsern gewöhnlichen Vorstellungen von diesen Dingen gar nicht ausreichen, überall ist Widerspruch. Die ganze Sache beruhet übrigens auf unsrer von der Körperwelt erhaltnen Vorstellung vom Raume. Allein, Freund, es wird uns mit dem Raume endlich wohl eben so gehen, wie mit der Zeit, er ist gewis eben so wenig etwas wirkliches, als diese, und an sich nichts, für uns aber doch das Mittel, unser Dasein wahrzunehmen, und uns von andern Dingen, von Körpern, oder vielmehr von der in ihnen wohnenden Wirkungskraft, ja selbst vom Geiste, sollten wir auch dadurch nur lernen, was dieser nicht ist, eine Vorstellung zu machen, und uns von andern Körpern und Geschöpfen zu unterscheiden, er ist, wie Herder sagt, nur die äußere Bedingung unsres Daseins.

Phil. Ich habe es schon bei dir gelernt, nicht mehr vorschnell zu sein, daher will ich dir nur sagen, daß ich dich hier wirklich wenig, oder gar nicht verstehe.

Theoph. Das will ich dir gern glauben, und mir daher Mühe geben, dir die Sache so deutlich zu machen, als ich kann, oder dir doch wenigstens sagen, wo du dich näher belehren kannst. Was meinst du also wohl, wo-

her wir den Begrif des Raums haben und was wir uns unter demselben denken?

Phil. Den Begrif des Raums haben wir wohl offenbar von der uns umgebenden Körperwelt erhalten, von welcher wir selbst ein Theil sind, und der Raum selbst möchte eine gewisse Leere sein, welche denn ausgefüllt werden kann, wenn sich ein Körper in dieselbe dringt.

Theoph. Ich will mich nicht bei deiner Erklärung aufhalten, die schon deswegen nicht statt finden kann, da es überall keine Leere giebt. Das siehest du übrigens ein, daß wir den Begrif vom Raum blos durch die Körperwelt, oder wie man lieber spricht, durch die Materie, als das Gegentheil des Geistigen erhalten haben. Nun aber sage mir, was ist Materie? oder wie pflegen wir uns dieselbe zu denken? Nicht wahr, allemal mit der Eigenschaft der Ausdehnung?

Phil. Ja, in Ansehung der Substanz unterscheiden wir sie ja einzig und allein dadurch vom Geiste.

Theoph. Wie aber, wenn wir uns das ganz falsch vorstellten? Wenn die Materie an sich eben so einfach und folglich eben so wenig ausgedehnt wäre, als der Geist, und wenn blos die Wirkungen, die durch die in derselben befindliche Kraft hervorgebracht werden, uns eine Vorstellung von derselben und sogar dadurch auch einen Begrif von Ausdehnung beibrächten?

Phil. Wie verstehst du das?

Theoph. Siehe so hat z. B. die Materie die Kraft, Etwas an sich zu ziehen, wie etwa der Magnet

das Eisen, dadurch nun, daß sich mehrere Theile anziehen und zusammen halten, entsteht das, was wir einen Körper nennen. Die Materie an sich aber, d. h. jeder einzelne Theil des Körpers, ist einfach, und würde, wie es scheint, keinen Raum einnehmen, die Kraft aber, die in ihr wäre, würde zu schwach sein, eine für uns sichtbare Wirkung hervorzubringen, zusammen genommen aber, in einem Körper vereinigt, wirkt sie mächtiger, und darum ist es nöthig, daß sie neben einander da ist, um eine wirkende Welt zu sein, oder, wie Herder spricht: die Materie, (was wir uns nemlich gewöhnlich unter derselben denken) ist nur die Bedingung einer Welt, eines Neben-Einanderseins mehrerer Geschöpfe.

Phil. Du nimmst also an, daß die Materie gar nicht das ist, was wir uns gemeiniglich bei derselben denken, und daß sie eine gewisse Wirkungskraft, welches die Hauptsache und vielleicht das Wesen derselben ist, in sich habe.

Theoph. Ich entscheide nichts über die Materie, aber das lezte bin ich geneigt, zu glauben.

Phil. Was folgt aber daraus in Ansehung des Raums?

Theoph. Daß wir gar nicht bestimmen können, was er ist, oder vielmehr, daß er selbst nichts ist, daß wir, wenn sich die Materie nicht anzöge, abstieße, und was sie alles mehr vermag, auch keinen Raum hätten, daß dieser blos in unsrer Einbildung da ist.

Phil. Ja es geht mir so eben ein Licht auf. Nirgends giebt es Etwas Leeres, und wenn sich gewisse materielle

terielle Theile von einem Orte zu irgend einem andern ziehen: so scheint uns nur ein Raum da zu werden, weil wir andre Theile, die augenbliklich diesen verlassenen Raum einnehmen, nicht sehen können, und wir machen uns also auch eine ganz falsche Vorstellung, wenn wir meinen, daß, wenn ein Ding einen gewissen Platz verlasse, nun ein leerer Raum werde, denn es tritt augenbliklich Etwas anders in demselben ein, sollte es auch blos Luft sein. Uiberall sind also Geschöpfe, nirgends Raum, überall äußern sich also auch, wie mir nun so gleich einleuchtet, Kräfte, nirgends ist Tod. Himmel! welch ein Werk des Schöpfers! Was folgt aber aus dem allen zur Erläuterung der Allgegenwart Gottes?

Theoph. Siehest du nicht, daß wir, wenn wir nicht einmal von der Materie mit Sicherheit behaupten können, daß ihr Wesen Ausdehnung ist, dieses wohl in Ansehung eines Geistes und am allerwenigsten des göttlichen Geistes nicht werden thun wollen?

Phil. Ja das wohl, wie kann er nun aber überall sein?

Theoph. Habe ich dir noch nicht gesagt, daß ich das selbst nicht weis: so sage ich dirs izt, doch will ich dir etwas weniges darüber sagen. Dir schien es begreiflich zu sein, daß in der ganzen Natur kein Tod, daß überall Leben und Kraft sei. Daß nun diese ganze Kraft Gott zum Urheber habe, wirst du ohne Beweis einräumen. Da es nun überhaupt keinen Raum, überall nur Kraft giebt, und alle diese Kraft von Gott herrührt, mus er denn da nicht die unendliche, die höchste Kraft

sein,

sein, mus sich die Gottheit nicht in unendlichen Kräften auf unendliche Weise offenbaren können? Der ganze Stein des Anstoßens liegt blos darinne, daß wir uns, sobald wir von der Allgegenwart Gottes reden, allemal noch einen Raum denken, in welchem Gott überall gegenwärtig sein soll, da wir doch dabei vielmehr an seine unendliche Wirkungskraft denken sollten, die endlose Welten hervorbringen kann und schon hervorgebracht hat.

Phil. Aber dann fiele ja der ganze Begrif der Allgegenwart weg.

Theoph. Keineswegs, und zwar eben so wenig, als die Begriffe, groß und klein, wegfallen, wenn wir gleich der Materie die Eigenschaft der Ausdehnung nicht als etwas Wesentliches beilegen, und es würde sich wenigstens Jedermann bei dem Gedanken der Allgegenwart nichts anders denken, als daß er in, durch und nach der göttlichen Kraft lebe und wirke, daß er also stets unter dem Einflus der Gottheit stehe. Wie wichtig würde uns aber eine solche Vorstellung von der sich über alles verbreitenden wirksamen Kraft Gottes sein! du wirst es übrigens noch obendrein selbst ohne mein Erinnern sehen, daß wir, so betrachtet, nicht einmal die Unermeslichkeit Gottes, auch nicht sein wirkliches Dasein an allen Orten (substantielle Allgegenwart) leugnen dürfen. Die göttliche Kraft, die sich ohne Gott selbst und von ihm abgesondert nicht denken läst, ist überall in allen seinen Geschöpfen. Gott, wie mus uns das mit Ehrfurchtsvoller Bewunderung gegen dich erfüllen!

Phil.

Phil. Ja warlich, du hast recht, es ist herzerhebend, und beruhigend zugleich, sich Gott so zu denken. Aber um desto mehr verdiente die Sache wohl, reiflich erwogen zu werden, und ich wünschte über alles, wovon wir izt gesprochen haben, in der That nähere Belehrung.

Theoph. Ich gestehe dir, hierinne selbst noch so weit nicht zu sein, als ich zu sein wünschte und zu kommen hoffe, wenn ich einmal mehr Muse bekommen sollte, als mir meine izzige Lage gewährt. Im übrigen rathe ich dir doch, wenn du gern mehr wissen willst, Herders Gott, ein Büchelgen, das mir viel Freude gemacht hat, nachzulesen, es wird für dich nicht zu schwer sein, wenn du es besonders einigemal aufmerksam durchlesen willst. Auch mus ich gestehen, daß ich gern Werners Aetiologie über Eins und das Andere nachläse; denn nach dem, was ich im Genius der Zeit darüber gelesen habe, hoffe ich mancherlei zur Berichtigung meiner Ideen in derselben zu finden. Ob mir nun aber diese Sache gleich sehr wichtig ist: so mus ich dir doch sagen, daß ich der Meinung bin, man handle keineswegs Unrecht, wenn man sie im gewissen Betrachte ruhen läst, und sich vorzüglich an die Belehrung des Christenthums darüber hält und die Sache von der praktischen Seite nimmt.

Phil. Aber warum belehrt das Christenthum nicht genauer?

Theoph. Weil es genug gesagt hat, weil es uns, wie ich dir lezthin weitläuftig zeigte, überhaupt nur immer die Hintersäzze oder Schlusfolgen, welche das wichtigste sind, angiebt, und uns auffordert, diese zu glauben,

ben, es aber dabei dem Nachdenken der Menschen überläßt, die Vordersäzze zu finden, weil es endlich, wenn es mehr hätte lehren wollen, als es gelehrt hat, nicht so viel genüzt, sondern besonders in diesem Stükke zu endlosen Streitigkeiten Anlas gegeben haben würde.

Phil. Da magst du Recht haben, wir fassen izt so schwer, wie hätten unsre Vorfahren fassen sollen, die die Natur noch so wenig kannten.

Theoph. Darum kann ich dirs auch versichern, daß ich über nichts mehr vergnügt bin, als wenn ich die Natur recht genau untersuchen und die Menschen philosophiren sehe, weil endlich gewis allemal eine Schlusfolge herauskommt, wovon das Christenthum schon Etwas Aehnliches, oder ganz das Nemliche als Glaubensartikkel oder Lebensregel aufgestellt hat.

Phil. Das ist in der That viel behauptet.

Theoph. Aber gewis richtig. Doch höre, was wir durch die Schrift von der fortdauernden Wirksamkeit Gottes und seiner Allgegenwart wissen. Sie lehrt 1 Cor. 12, 6. daß Gott alles in allen wirke, daß von ihm und durch ihn und zu ihm alle Dinge wären, Röm. 11, 36. oder mit andern Worten, daß alles von ihm herrühre, und noch immer fort durch seine fortwährende Thätigkeit, und zwar nach seinem Plane, zur Erreichung seiner Absichten sich entwikkele. Paulus drükt sich Ap. Gesch. 17, 27. 28. sehr bedeutend so aus: in ihm leben, weben und sind wir, Gott ist überall, überall und in allen äußert sich seine Kraft, und er hatte daher gleich vorher, freilich etwas nach morgenländi-

scher

scher Art, aber doch sehr nachdrüklich gesagt, wir könnten Gott und seine Kraft gleichsam fühlen, er sei von keinem Menschen fern. Ohne dich mit noch mehrern Stellen aufzuhalten, mache ich dich vor allen Dingen nur darauf aufmerksam, wie beruhigend es für uns sein mus, zu wissen, daß wir stets gleichsam vor den Augen Gottes leben, dessen Werk wir sind, daß unsre Kraft gleichsam auch die seinige ist, sich ganz von ihm herschreibt, und daß er sich selbst dieser uns von ihm ertheilten Kraft bediene, sein Werk fortzusezzen und auszuführen, ich erinnere dich daran, wie stärkend und zu allem Guten ermunternd, und hingegen von allem Bösen abziehend das Bewustsein für uns sein mus, daß wir bei der Anwendung unsrer Kräfte gewissermaßen die Kraft der Gottheit selbst brauchen; da wir bei diesem Bewustsein nothwendig die Würde empfinden müssen, zu welcher uns Gott erhoben, und es auf der andern Seite recht sehr stark fühlen müssen, wie sehr wir uns schänden und entehren, wenn wir die in uns wohnende und wirkende Kraft Gottes zu misbrauchen uns verleiten lassen. Siehe, das ist es, worauf ich vorzüglich die Gedanken der Menschen bei der Betrachtung der Allgegenwart Gottes gerichtet wissen möchte.

Phil. Du hast gewis recht, Freund, es könnte dann unmöglich Muthlose, es könnte dann unmöglich muthwillige Verderber eigner Gotteskraft geben, man würde sich vielmehr aus allen Kräften bestreben, immer weiser zu werden, um immer besser und gleichsam im Einklange, in Uibereinstimmung mit der Gottheit han-

deln

deln zu können. Aber das wirst du mir doch einräumen, daß man dann grade die Vorstellung von der Allgegenwart Gottes haben mus, die wir heute selbst erst gefunden haben, ich wenigstens erst erhalten habe?

Theoph. Sehr richtig, wir müsten uns die Sache so, wie sie das Christenthum vorträgt, von dessen Belehrung man aber immer gern abwich, und sich durch spekulative Untersuchungen, die ich, wie du wissen wirst, sonst gar nicht tadle, undeutlich machte, vorstellen, und ich gestehe dir, daß ich, um eine lebhafte Vorstellung überall hervorzubringen, sogar die morgenländischdichterische Vorstellungsart des Paulus beibehalten wünschte. Uibrigens wirst du es, hoffe ich, nicht ungern sehen, wenn ich dir die noch mehr bildliche, aber eben deswegen auch sehr faßliche Vorstellungsart des A. T. von der göttlichen Allgegenwart und Wirksamkeit ins Gedächtnis zurükrufe. Lies einmal, was im 139. Ps. v. 7 bis 10 darüber gesagt wird, wo der Dichter alle Gegenden der Welt durchgeht, und überall die göttliche Kraft zu finden behauptet, wo die schnellste Bewegung von dem einen Ende der Erde bis ans andre, wäre sie auch der Schnelligkeit gleich, mit welcher sich die Morgenröthe über den ganzen Horizont verbreite, nicht hinreichend sein würde, sich aus der wirksamen Kraft Gottes zu sezzen. Und wie abschrekkend für den Bösen, der im Finstern gern Böses thun möchte, ist nicht jene Beschreibung beim Jerem. Kap. 23, 23. 24. wo Gott selbst redend eingeführt und gesagt wird, Niemand könne sich vor ihm verbergen, er sei Allen nahe und fern, er erfülle Himmel und Erde.

Phil. Diese Stellen sind wirklich schön, und besonders ist die leztere für den wichtig, der sich so weit noch nicht gebildet hat, daß er sich der Schande schämte, die mit dem Misbrauche seiner Kräfte nothwendig verbunden ist, der also Gott vorzüglich als einen strafenden Richter fürchtet, wie es wohl bei den Juden hauptsächlich der Fall war. Von der Allgegenwart Gottes glaube ich aber nun wirklich eine ziemlich richtige Vorstellung, der Hauptsache nach, zu haben. Sie ist nemlich die Innwohnung und fortdauernde Wirksamkeit der Kraft Gottes in allen Theilen seiner Schöpfung. Warlich eine große Idee, noch oft wird sie mich anziehen. Doch dies führt mich auf meine zwote Frage. Ich fragte nemlich auch, wie wirkt Gott?

Theoph. Dieses Wie, lieber Philander, must du mir erst bestimmt angeben, ich weis nicht, was du für ein Wie meinst, denn es giebt deren mehrere. Du kannst nemlich mit deiner Frage gleichsam die Anstrengung Gottes, die Mühe, die es ihm kostet, wenn er seine Kraft braucht und Wirkungen hervorbringt, erfahren, du kannst wissen wollen, was in ihm selbst vorgeht, wenn er seine Kräfte äußern will, oder wirklich äußert; du kannst fragen, ob er immer blos mit eigner Kraft handelt, oder ob er sich gewisser Mittel, und wenn dies wäre, welcher Mittel er sich bedient; du kannst endlich nach den Absichten seiner Wirksamkeit, und nach der Art, wie er durch diese Wirksamkeit seine Absichten zu erreichen sucht, fragen; welches Wie soll ich dir denn beantworten?

Phil. Es ist herrlich, daß du mir so selbst meine verworrene Vorstellung hast in Ordnung bringen helfen. Genau genommen, wollte ich, du beantwortetest mir alle diese Wies?

Theoph. So gut ich kann, sehr gern. Wir müssen aber nothwendig erst einige andre Eigenschaften Gottes kennen lernen, ehe ich dir eine auch nur etwas bestimmte Antwort geben kann.

Phil. Welche sind das?

Theoph. Es leuchtet in die Augen, daß wir zuerst irgend eine Vorstellung von dem Vermögen Gottes, alles zu übersehen, was hervorgebracht werden kann, sodann aber auch von der Kraft Gottes, das, was er für möglich erkennt, wirklich hervor zu bringen, haben müssen, ehe wir es unternehmen können, eine Antwort auf jene Fragen zu geben.

Phil. Also müssen wir erst von der Allwissenheit und Allmacht reden. Ich begreife es leicht, warum das so sein mus. Denn wollen wir sagen können, wie Gott wirket: so müssen wir ja natürlich erst wissen, ob und wie er das Mögliche, d. h. alles, was gewirket werden kann, erkennt, und ob er sodann ein Wirkungsvermögen hat, das erkannte Mögliche hervor zu bringen, und von welcher Art und Beschaffenheit dieses Wirkungsvermögen ist, ehe wir ausmachen können, wie sich dieses Wirkungsvermögen äußert, mit einem Worte, wir müssen erst das Dasein eines Dinges kennen, ehe wir uns darum bekümmern wollen, wie es da ist.

Theoph. Du hast die Sache richtig dargestellt. Du nahmest aber bei deiner Frage, wie Gott wirke? allerdings schon das Dasein der göttlichen Erkenntnis von dem, was möglich ist, so wie ein gewisses Wirkungsvermögen Gottes an, und ich würde daher keinen Anstand genommen haben, dir deine Fragen sogleich zu beantworten, hätte ich nicht befürchtet, daß du dir eben von der Erkenntnis Gottes und von seiner Macht vielleicht nicht ganz richtige Vorstellungen machen, oder wenigstens nicht so mit mir übereinstimmen möchtest, daß du meine Beantwortung deiner Fragen durchaus gelten ließest. Ich finde es daher für nöthig, zuerst die Grundbegriffe zu bestimmen, und mit dir darüber einig zu werden, ehe wir Folgesäzze darauf bauen.

Phil. Du wirst mich dir außerordentlich verbindlich machen, wenn du mir den Weg so zeigst, daß es nicht leicht möglich sein wird, zu irren.

Theoph. Ob ich das vermag, lieber Freund, das mag ich nicht bestimmen, auch maße ich mir das gar nicht an. Wir suchen die Sache so gründlich, als es uns möglich ist, zu erforschen, und ich hoffe, daß wir, wenn wir auch izt noch in manchen Stükken fehlen, doch durch fleißiges und sorgfältiges Suchen nach und nach den rechten Weg finden werden. Wir wollen uns jedoch nicht länger bei Vorerinnerungen aufhalten, sondern ohne weitere Umschweife sehen, was und wie Gott erkennt. Das habe ich dir nemlich schon gesagt, daß wir schon bey der Frage, wie Gott wirkt? ein Erkenntnisvermögen Gottes vorausseżzen, eine Kraft Gottes,

an

an welcher auch nur der Wahnsinnige zweifeln kann, da der Schöpfer solcher Wesen, die ein Erkenntnisvermögen besizzen, nothwendig dieses Vermögen auch selbst haben mus, wie hätte ers sonst mittheilen können? — die wir also auch nicht zu beweisen haben. Uns ist es hier nur darum zu thun, unsre Vorstellung von dem göttlichen Erkenntnisvermögen möglichst zu berichtigen und zu bestimmen. Du weist, daß man immer im Allgemeinen zu behaupten pflegt, Gott erkenne alle Dinge, und daß man ihm daher Allwissenheit zuschreibt. Ich gestehe dir, daß dieses für die meisten Menschen auch hinlänglich wäre, wenn nicht das Vielumfassende dieses Sazzes eine lebhafte Vorstellung selbst verhinderte, und Ursache wäre, daß man sich bei dem Ausdrukke: Gott ist allwissend, er erkennet alle Dinge, gar nichts denkt, und folglich diese große Wahrheit bei vorkommenden Fällen auch gar nicht und am wenigsten auf sich anwendet. Soll also der schwache Mensch, der dieses unmöglich gleich fassen kann, von dieser Wahrheit Nuzzen ziehen; so mus er sich diese Sache gleichsam in Theile zerlegen, und sich dadurch vielleicht selbst fähig machen, auch das Ganze immer besser übersehen zu lernen.

Phil. Wohlan denn, das wollen auch wir thun. Was hältst du denn von jener Eintheilung, nach welcher man sagt, Gott erkenne das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige? Ich dächte, sie wäre nicht unnüz, da auch ein Kind etwas dabei denken kann. Ich erinnere mich selbst sehr wohl aus meinen Jugendjahren, daß mir Gottes Allwissenheit allemal bewun-

dernswürdig und unbegreiflich vorkam, wenn ich mir vorstellte, was ich etwa noch von der Vergangenheit wüste, und auf wie vieles ich mich nur halb oder gar nicht besinnen konnte, und mir dagegen dachte, wie Gott auch die geringste Kleinigkeit, die sich seit den beinahe 6000 Jahren, als wie lange, nach meiner damaligen Meinung, die Welt stünde, zugetragen, nicht vergessen hätte; wann ich mir vorstellte, wie wenig ich von dem wüste, was in dem Augenblikke meines Nachdenkens in dem Orte, in welchem ich lebte, geschahe, und wie Gott außer dem, daß ihm alles Vergangene bewust wäre, nicht nur das, was in meinem Orte, nicht nur das, was in meinem Vaterlande, in Europa, auf der ganzen Erde, und im Himmel in allen Sternen vorgänge, übersähe, sondern auch mit alle dem bekannt wäre, was sich in alle Ewigkeit hinaus an allen Orten, in allen Himmelsgegenden und Welten zutragen würde, da ich doch kaum einiges wenige, und das nicht einmal mit Sicherheit in meinem eigenem Benehmen, auch nur auf einen Tag, vorausehen konnte. Dieses sezte mich noch mehr in Erstaunen, wenn ich bedachte, daß Gott so gar die Gedanken der Menschen kannte, da ich schon bisweilen bei meinen Gespielen bemerkte, daß sie anders dachten, als es äußerlich schien und ich geglaubt hatte.

Theoph. Es mag wahr sein, daß eine solche Zergliederung der Allwissenheit Gottes schon sehr nüzlich ist, besonders, da sie sich so ganz auf die wirkliche Welt hezieht, aber sie begreift nur noch nicht alles in sich, und läst uns daher immer noch eine sehr unvollkomm-

kommne Vorstellung. Denn siehe, es denkt bei dieser Eintheilung, wenn man es gleich recht gut darunter bringen könnte, doch gewis Niemand daran, daß Gott auch sich selbst, daß er auch die Natur und Anlagen aller seiner Geschöpfe, daß er, welches in jener Eintheilung nicht enthalten, und gleichwohl sehr wichtig ist, so gar die Geschöpfe, die sich noch hervorbringen ließen, und unter andern Umständen von ihm hervorgebracht worden wären, mit allen nur möglichen Arten ihrer Einrichtung erkennt, ja daß ihm auch so gar das bekannt ist, was sich unter andern Umständen in unsrer wirklichen Welt zugetragen haben würde. Jene Eintheilung scheint uns blos an Begebenheiten und Thatsachen erinnern zu wollen.

Phil. Siehe einmal an, wie viel mehr man sich bei der göttlichen Allwissenheit denken mus, als man sich dabei denkt. Was du mir aber so eben gesagt hast, ist zwar grösstentheils sehr verständlich, doch würde ichs gern sehen, wenn du mir über einiges noch mehr Auskunft gäbest. Zuerst, sagst du, erkennt sich Gott selbst. Das scheint mir sehr natürlich zu sein, denn auch ich weis gemeiniglich die Absichten und Ursachen meiner Handlungen am besten und kann mich wenigstens durchaus besser kennen lernen, als irgend Jemand. So ist mirs also gar sehr wohl begreiflich, daß die Gottheit auch sich und ihre Kraft mit alle dem, was sie will, vollkommen erkennt.

Theoph. Ehe ich dich fortfahren lasse, mus ich dich erst an die Wichtigkeit und an das vielumfassende

dieser Wahrheit erinnern. Bemerkst du wohl, daß wir mit dem Ausspruche: Gott erkennt sich selbst, genau genommen, die Allwissenheit Gottes in allen ihren Theilen beschreiben?

Phil. Ja in der That, das hätte ich nicht bemerkt, hättest du mich nicht darauf aufmerksam gemacht, aber es ist völlig wahr. Denn erkennt Gott sich selbst, seine ganze unendliche Kraft, übersieht er alle seine Absichten und seinen bis in alle Ewigkeit hinaus sich immer mehr entwikkelnden Plan: so folgt ja nothwendig, daß er mit sich auch alles außer sich erkennt, da alles von ihm herrührt.

Theoph. Bei dem allen ist es nüzlich und gut, uns auch die Dinge außer Gott als Gegenstände seiner Erkenntnis vorzustellen, weil es uns unmöglich fallen würde, uns eine nur etwas genaue Vorstellung von der göttlichen Allwissenheit zu machen, wenn wir das nicht thun wollten, ja ich glaube so gar, daß es leichter und besser ist, von der Aufzählung und Zusammenstellung der außer Gott befindlichen Dinge unsre Vorstellung von der göttlichen Allwissenheit zu bilden, als von der Bemerkung, daß Gott sich selbst erkenne, weil wir überhaupt unsre ganze Vorstellung von der Gottheit nur durch die Wahrnehmung und Beobachtung der Geschöpfe bilden können. Doch kann ich mich nicht enthalten, dir sogleich einen Ausspruch der Schrift anzugeben, worinne gesagt wird, daß Gott sich selbst erkenne, es sagt nemlich der Apostel Paulus 1 Cor. 2, 10: Der Geist Gottes erkenne auch die Tiefen der Gottheit.

Phil.

Phil. Deiner eignen Meinung nach gehe ich demnach weiter, und erinnere dich daran, daß du sagtest, Gott kenne auch die Natur und Anlagen aller seiner Geschöpfe, wobei ich, da mir die Sache sehr deutlich ist, nur bemerke, daß das sich gar nicht anders denken läst, da doch nothwendig der Schöpfer sein Werk kennen mus, und zwar um so viel mehr, als ein menschlicher Meister seine Arbeit, da Gott jedem einfachen Dinge sein erstes Dasein gegeben, und es folglich nichts haben kann, was er ihm nicht ertheilt hätte, da hingegen ein menschlicher Werkmeister nur einen schon vorgefundnen Stof bearbeitet, dessen Eigenschaften ihm nicht immer hinlänglich bekannt sind, weswegen es also bisweilen wohl geschehen kann, daß sein Werk Eigenschaften, Fehler oder Tugenden hat, die er selbst nicht weis. Das kann ich also, wie gesagt, gar wohl begreifen. Allein du sezteſt noch etwas hinzu, was mir außerordentlich auffiel. Du sagteſt nemlich, wenn ich anders recht verstanden habe, Gott erkenne auch, was er unter andern Umständen noch für Geschöpfe hervorbringen könne, nebst allen nur möglichen Arten ihrer Einrichtung, ja er erkenne so gar, was sich in unsrer Welt unter andern Umständen, in diesem, oder jenem Falle zutragen würde. Gott! wie unermeslich wäre dann der Umfang deines Wissens!

Theoph. Ja wohl, welch eine unergründliche Tiefe der Weisheit und Erkenntnis Gottes!*) aber es kann doch nicht anders sein. Denn sage mir, Freund, berechnen denn nicht schon wir im Voraus, wie

*) Röm. 11, 33.

wie eine Sache werden, oder gehen werde, wenn wir sie so, oder anders einrichten, und ist nicht eben der, der mit der grösten Sicherheit die Zukunft übersehen kann, einzig und allein im Stande, weise zu handeln? Könntest du wohl annehmen, daß Gott, da er die Welt schuf, weniger in die Zukunft sehen konnte, als der Mensch? Würde es nicht blos ein Werk des Zufalls sein, wenn diese Welt gut, oder wohl gar die Beste wurde? Es widerspricht sich, daß Gott nicht Alles übersehen hätte, ehe er schuf und auch izt noch, da er noch immer zu schaffen fortfährt, nicht alles übersähe. Eben so nothwendig mus er sehen, was sich unter gewissen Umständen in unsrer Welt zutragen würde, ob es sich izt gleich nicht zuträgt, da die Umstände anders sind. Denn wie könnte er sonst die Welt mit Weisheit regieren? Wie könnten wir uns mit der Uiberzeugung trösten, daß, wie den aufmerksamen Beobachter die Erfahrung auch gewis lehren wird, alles zu unsrem wahren Besten sei, daß, wenn wir auch die Ursachen so mancher Dinge nicht einsehen, doch endlich alles einen guten Ausgang nehmen würde? Würden wir nicht verzweifeln müssen, wenn wir uns vorstellten, daß Gott, von dem wir nicht glaubten, daß er alle Möglichkeiten übersähe, vielleicht das Beste nicht gewust, und uns keineswegs auf einem guten Wege zu unsrem Ziele führe?

Phil. Ich sehe es vollkommen ein, daß die Allwissenheit Gottes sich nothwendig so weit erstrekken müsse, daß es ein Widerspruch ist, dieses nicht annehmen zu wollen; aber ich kann auch meine Bewunderung dieses unbe-

unbegreiflich großen Gottes nicht zurükhalten, der alles das vermag, und wovon doch unsre Vorstellung selbst noch sehr schwach sein mus.

Theoph. Wie wahr ist das! aber unsre Vorstellung von dieser Sache mus auch in eben dem Grade schwach sein, in welchem wir selbst unfähig sind, Möglichkeiten zu denken und zu übersehen, daher du es leicht begreiflich finden wirst, wenn ich dir sage, daß sich gewis mancher bei dem, worüber du in so große Verwunderung geräthst, gar nichts zu denken vermag. Wir werden übrigens nun alles das durchgegangen haben, was ich von der Allwissenheit Gottes mit dir reden zu müssen glaubte, und ich will dich nur noch an die Aussprüche der Schrift erinnern und dir ihre Uibereinstimmung mit dem, was die Vernunft vermuthet und annimmt, bemerkbar machen. So versichert Paulus Apost. Gesch. 15, 18. daß Gotte alle seine Werke bewust wären von der Welt her, daß er sie alle übersehen habe, noch ehe es eine Welt gegeben. Christus selbst versichert Matth. 6, 32. Gott wisse alles, was wir bedürften, ja er versichert so gar Luc. 12, 6. 7. daß kein Sperling vor Gott vergessen sei, daß alle unsre Haare auf unsrem Haupte gezählet wären. Fast eben so, wie Christus hier, zählet dort schon David im 139. Ps. eine Menge Kleinigkeiten, wie es scheint, recht absichtlich auf, um die Allwissenheit Gottes recht anschaulich zu machen und erwähnt vorzüglich Vers 15. 16. die Zukunft. Meine Gedanken, spricht er, kennst du Gott von ferne, noch ehe ich sie habe. Du weist es, wenn ich aufstehe, gehe,

oder

oder liege, du wusteſt es, da ich noch nicht da war, wer und was ich werden ſollte, und mein ganzes Schikſal war von dir bereits beſtimmt. Willſt du ſelbſt fleißig in der Schrift leſen: ſo wirſt du ſolcher und ähnlicher Stellen noch viele finden, und nichts wird dir leichter ſein, als für jeden Theil der Allwiſſenheit Gottes Beweiſe zu finden.

Phil. Ich geſtehe dir, daß ich im Ganzen völlig überzeugt bin, und daß mir ſelbſt die Uibereinſtimmung der Schrift mit den Ausſprüchen der Vernunft völlig klar iſt. Eins, was wir bisher noch gar nicht erwähnt haben, iſt mir aber eben izt außerordentlich aufgefallen, nemlich die Behauptung, daß ſich Gott um ſolche geringfügige Kleinigkeiten bekümmern und dieſelben wiſſen ſoll.

Theoph. Wäre es nicht wirklich wahr, daß uns, wenn wir uns eine beſtimmte Menge von Kleinigkeiten als Gegenſtände der Allwiſſenheit Gottes lebhaft denken, allemal wenigſtens ſo lange ſchwindelt, bis wir unſre dunklen Vorſtellungen und Empfindungen zu einer größern Klarheit und Deutlichkeit gebracht haben: ſo würde ich vielleicht in Verſuchung gerathen, dir deinen Zweifel von der lächerlichen Seite vorzuſtellen; ich will dieſes aber aus dem eben gedachten Grunde, und weil mir auch überdies das Lächerlichmachen der Würde des Gegenſtandes, von welchem wir ſprechen, nicht angemeſſen zu ſein ſcheint, nicht thun, ſondern dir nur einige Fragen vorlegen. Weiſt du alſo wohl einmal, was eine Kleinigkeit iſt? ob es überhaupt bei Gott Kleinigkeiten giebt? und ob nicht vielmehr alles wenigſtens zu

seinem bestimmten Zwekke wichtig ist? Hast du ferner wohl schon bedacht, daß, genau betrachtet, alles Große, was uns wenigstens groß scheint, eben durch ein Zusammentreffen und Zusammenwirken vieler Kleinigkeiten groß wird? Ist es also wohl möglich, das Große gehörig zu kennen, zu durchschauen, zu beurtheilen und zu gebrauchen, wenn wir nicht alle die Kleinigkeiten, aus welchen es zusammen gesezt ist, genau kennen? Bedenke ferner, wie eingeschränkt du eben deswegen die göttliche Allwissenheit machst, wenn du ihr nicht auch das Uiberschauen aller Kleinigkeiten zuschreibst!

Phil. Ich fühle ganz die Stärke dessen, was du sagst, aber ich kann es nicht leugnen, mir schwindelt es, wenn ich mir diesen Umfang der göttlichen Allwissenheit denke.

Theoph. Mir auch, aber dies läst mich nicht mehr an Wahrheiten, die sich unsrem Verstande unwiderstehlich aufdringen, zweifeln, sondern es zieht mich hin zur demüthigsten und tiefsten Bewunderung des höchsten Wesens. Ich habe dir jedoch noch Eins zu sagen. Da ich dir vorhin die Aussprüche der heiligen Schrift mittheilte: so hatte ich die Absicht, dir wenigstens noch durch eine Stelle zu zeigen, daß Gott weis, was sich in unsrer Welt unter andern Umständen zutragen würde, ob es gleich nicht wirklich geschieht, es ist zugleich ein Beispiel, das die ganze Sache erläutert. Da nach 1 Sam. 23, 5 ff. David um seiner Sicherheit willen nach Kegila geflohen war: so hörte er, daß Saul kommen, und ihn daselbst belagern wollte, wo es

ihm

ihm denn nun freilich schwer, wo nicht unmöglich würde geworden sein, zu entkommen. Da er nun nicht wuste, was er machen sollte: so fragte er Gott — die Erklärung dieser Sache wirst du mir hier erlassen, sie gehört nicht zu unsrem Zwekke — wie sich, im Fall Saul käme, die Einwohner von Kegila verhalten würden? Alles, was ihm von ihrem Betragen gesagt wurde, geschahe nun freilich in der Folge nicht — weil sich David fortmachte, und Saul nicht kam. Eben zu diesem Endzwekke läst sich jene Begebenheit mit den Niniviten, denen Jonas unter gewissen Bedingungen ihren Untergang vorausagte, gebrauchen. Doch ich glaube, die Sache ist zu deutlich, als daß wir uns noch länger dabei verweilen sollten.

Phil. Nur noch eins, lieber Freund, ich habe noch keine bestimmte Vorstellung von der Art von Veränderung, die in Gott vorgeht, wenn er sich aller dieser seiner Erkenntnisse bewust wird.

Theoph. Fühlst du nicht gleich das Widersprechende, wenn du von einer Veränderung, die in Gott vorgehen soll, sprichst? Erinnerst du dich nicht, daß Gott durchaus und in allem Betracht unveränderlich ist und sein mus, soll er anders Gott sein?

Phil. O ja, ich fühlte das, ich weis das, ich wuste nur keinen andern Ausdruk, darum bitte ich dich um so mehr um Erläuterung.

Theoph. Das Unbegreifliche läst sich unmöglich begreiflich machen, doch will ich dir, so viel ich kann, den rechten Weg zeigen. Erinnerst du dich noch,

daß

daß wir bei der Ewigkeit und Allgegenwart Gottes fanden, Gott sei weder durch Zeit noch Raum beschränkt, seine Kraft durchdringe in jedem Augenblikke das ganze Weltall?

Phil. Ja, und wir folgerten sogar, daß jede Kraft, genau genommen, endlich seine Kraft sei, durch welche er wirke, und sich nach und nach alles aus einander entwikkeln lasse.

Theoph. Nun, und folgerst du nichts daraus in Ansehung der Allwissenheit Gottes, und besonders der Art, wie sich Gott aller Dinge bewust ist?

Phil. Ja, in der That, die Gottheit mus wohl, da sie alles durchdringt, da sie selbst alle ihre Kraft kennt, in jedem Augenblikke alles übersehen, bei ihr folgt nicht eine Vorstellung der andern, wie bei uns, sie lernt nie etwas Neues, sondern sie überblikt in jedem Augenblikke ihres Daseins das Ganze. Gott, wie groß bist du, wie unerforschlich, du Unbegreiflicher!

Theoph. Sehr richtig hast du diese ganze Sache beschrieben, und ich kann dich auch hier nur wieder an den Ausspruch Petri erinnern, daß ein Tag vor dem Herrn ist, wie tausend Jahr, und tausend Jahr, wie ein Tag, und abermals mit Paulus ausrufen: O welch eine unergründliche Tiefe beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes!

Phil. Warlich, Freund, ich fühle es immer mehr, wie sehr uns eine richtige Kenntnis Gottes und eine möglichstlebhafte Vorstellung seiner Vollkommenheit und Größe zum Guten stimmt, wie gering uns

das

das Eitle dieser Welt wird, so bald wir es als etwas für sich Bestehendes ansehen wollen, wie sehr wir aber doch auch auf der andern Seite alles mit gehöriger Werthschäzzung brauchen müssen, da wir alles als Gottes Werk, und selbst gewissermaßen als Gotteskraft ansehen, und wie sehr uns endlich diese Kenntnis außerdem, daß sie uns schon an und für sich beseligt, beruhigen und stärken, ja selbst mit den seligsten Hofnungen erfüllen mus! Wir haben jedoch noch viel zu untersuchen, ehe wir zu Ende kommen können, und ich gestehe dir, daß ich immer begieriger werde. Das Erste, was wir vornehmen müssen, ist, wie du selbst angabest, die göttliche Macht, die man gemeiniglich Allmacht nennt.

Theoph. Nach dem, was wir bei dem bisherigen Gang unsrer Unterredung herausgebracht haben, kann es uns nicht mehr schwer fallen, mit dieser Sache bald aufs Reine zu kommen, und das festzusezzen, was wir als Menschen davon festzusezzen vermögen. Es kann dir nicht entgehen, daß wir, nachdem wir schon eine gleichsam überall sichtbare Kraft der Gottheit anerkannt haben, nachdem wir gefunden haben, daß Gott alles Mögliche erkennt, nun bei der Bemühung, unsern Begrif von der göttlichen Allmacht festzustellen, uns nur den Umfang seiner Macht vorzustellen suchen, daß wir wissen wollen, ob er auch alles, was er als möglich erkennt, hervorzubringen im Stande ist?

Phil. Wenn ich dich recht verstehe: so hast du mit deiner lezten Frage den Begrif der göttlichen All-

macht

macht ganz bestimmt angegeben, und sie wäre ganz kurz die Kraft, das Vermögen Gottes, alles Mögliche zur Wirklichkeit zu bringen.

Theoph. Ja und so ist es auch; denn es versteht sich ja von selbst, daß das an sich Unmögliche schlechterdings kein Gegenstand der göttlichen Allmacht sein könne, alles Unmögliche ist ein Nichts. So wäre es ein Unding, daß der gestrige Tag der heutige werden sollte, so ist es ein Unding, daß der göttliche Geist, der so schon überall und in keinem Raume eingeschlossen ist, die körperliche Handlung des Gehens, oder daß er, was nur Ermüdung, und folglich Schwäche anzeigt, schlafen sollte. Wahr bleibt es übrigens immer, daß es uns eben so lange unmöglich sein wird, uns die göttliche Macht in ihrer ganzen Größe vorzustellen, als wir nicht selbst im Stande sind, alles zu übersehen, was möglich ist.

Phil. Das möchte nun wohl nie möglich werden: denn wir müsten ja denn ganz die Erkenntnis der Gottheit selbst haben, wir müsten selbst Gott sein.

Theoph. Du hast recht, es ist aber dieses auch gar nicht nöthig, und wir haben genug, woran wir uns halten können, um uns eine solche Vorstellung von der Größe der göttlichen Macht zu machen, die uns mit der tiefsten Ehrfurcht gegen dieselbe erfüllen mus. Wer könnte wohl nur über die Erde, unsern Wohnplatz, so sinnlos hinweggehen, um nicht durch die Bemerkung ihrer eignen Einrichtung, der unbeschreiblichen Menge und Mannichfaltigkeit der auf derselben befindlichen Geschö-

schöpfe, die alle mit, unter- und durch einander fortdauern, und selbst durch die Bemerkung der Begebenheiten in derselben auf den Gedanken gebracht zu werden, daß dem, der dies alles zu schaffen vermochte, wohl schlechterdings nichts, was nur sonst und an sich möglich ist, unmöglich sein könne. Hat nun vollends Jemand so viel Fassungskraft, um sichs denken zu können, daß Gott eine Welt hervorgebracht habe, in welcher unsre Erde nur ein so kleiner Punkt ist, daß er sich im Allgemeinen ganz verliert und unmerklich wird, daß unsre Erde, gegen die übrige Schöpfung betrachtet, noch nicht so viel ist, als im großen Weltmeer ein einziger Tropfen Wassers: so wird, so mus er vollends hingerissen werden zur Bewunderung der Größe und Kraft dessen, der alles das gemacht und bereitet hat, er mus es fühlen, daß er, er sei so groß er wolle, doch nur ein Wurm ist gegen den Höchsten, er mus aber auch sogleich überzeugt werden, daß er selbst von Niemanden Etwas zu fürchten haben kann, daß der Höchste nur Wollen dürfe, und er sei gerettet. Mit einem Worte, es mus auch dem Schwachsinnigsten einleuchten, daß wahrscheinlich die Macht Gottes, wir mögen uns dieselbe auch noch so groß vorstellen, doch noch weit größer sein müsse, als wir sie uns zu denken vermögen.

Phil. Ja warlich, erhaben ist Gott, groß über alle unsre Vorstellung. — Aber auf die Art möchte denn doch jene Erklärung der Allmacht Gottes, da man sie als die Eigenschaft an ihm vorstellt, nach welcher er thun kann, was er will, nicht so ganz verwerflich sein.

Theoph.

Theoph. Ich finde in dieser Erklärung der Allmacht Gottes nicht nur nichts anstößiges, sondern halte sie vielmehr für die gemeine Fassungskraft für die bequemste. Uibrigens wollen wir vor der Hand noch nicht weiter gehen, wir möchten sonst schon auf die Beantwortung der zum Anfange unsrer Unterredung aufgeworfnen Wies? kommen, und da möchte ich doch gern etwas genau zu Werke gehen. Da ich dir nun allemal, wenn wir mit einer Sache zu Ende waren, einige Aussprüche der Schrift vorgelegt habe: so möchte ich dieses auch izt gern erst thun, ob ich gleich nur wenig anführen werde, da du auf allen Seiten der Schrift Beweise finden kannst, und ich dir also auch die Bemerkung derselben selbst überlassen will. Nach dem 3ten Kap. des Briefs an die Eph. im 20sten Vers preist Paulus Gott als den, der da überschwenglich thun kann über alles, was wir bitten und verstehen, dessen Macht alle unsre Vorstellung übertrift. Jesus selbst versichert Luc. 18, 27. daß Gotte das allerdings möglich sei, was den Menschen unmöglich scheine; Luc. 1, 37. heist es, bei Gott sei kein Ding unmöglich. Damit kann man auch noch vergleichen die Stelle des 115. Ps. V. 3, wo es heist, Gott könne schaffen, was er wolle; auch ist jene bildliche Vorstellung des Nebucadnezar Dan. 4, 31. 32. eine sehr gute Erklärung der Macht Gottes, er sagt nemlich daselbst: Gottes Macht sei ewig, nichts sei mit ihm zu vergleichen, Niemand könne sich ihm widersezzen, sondern er mache es ganz, wie er wolle. Doch du wirst solcher Stellen sowohl im A. als N. Testamente

nicht wenige finden, ich überlasse dirs daher, dir selbst mehrere aufzusuchen, wenn du noch mehrere haben willst.

Phil. Ich bin damit vollkommen zufrieden und gebe dir hiermit das Versprechen, daß ich künftig gewiß ein fleißiger Bibelleser sein will. Für heute werden wir aber wohl hier aufhören müssen, da es Zeit wird, daß ich nach Hause gehe.

Theoph. Warte noch Etwas weniges. Uiber einige Wies werden wir uns heute wohl noch vereinigen können, da wir darüber nicht viel zu sagen haben, und wir werden denn bei deinem nächsten Besuch mit desto frischern Kräften an das Rückständige gehen können.

Phil. Ich habe nichts darwider, wenn ich dich nicht abhalte.

Theoph. Du wirst dich erinnern, daß man bei der Frage, wie wirkt Gott? zuerst daran denken kann, ob bei dem Gebrauche seiner Kraft etwas in ihm vorgehe oder nicht?

Phil. Unsre ganze Unterredung macht es mir deutlich, daß in ihm, bey dem nie eine Veränderung statt findet, selbst nichts vorgeht, daß alles außer ihm sich so entwikkelt, daß alle Wirkungen, die er hervorbringt, so entstehen, wie es seinem ewigen Rathschlusse gemäs ist. Freilich ist mir das ganz unbegreiflich, ich sehe aber auch ein, daß es mir unbegreiflich sein mus, weil ich und alle, die ich handeln sehe, ihre Wirksamkeit anders äußern, weil wir erst überlegen, dann wollen und dann allemal mit irgend einer Anstrengung und meistentheils auch Affekzion handeln.

Theoph. Du bist auf diese Art völlig meiner Meinung. Die Gottheit überlegt nicht erst, sie hat alles von Ewigkeit her übersehen, sie will daher auch nicht etwa heute, was sie gestern nicht wollte, ihr Rathschlus ist, wie sie selbst, ewig, bei ihr finden auch keine Affectionen überhaupt, keine Neigung, oder Zuneigung statt, alles geht, wie sie es von Ewigkeit voraus sahe, und Gott ist nicht, wie ein Mensch, daß ihn etwas gereue. Christus sagt dieses auch sehr oft, wenn er sagt, er sei von Ewigkeit darzu bestimmt, das Werk auszuführen, das er izt vollende, in unzähligen Stellen im Ev. Johannis. Und Paulus sagt es auch sehr deutlich in den 9 — 11 Kap. des Briefs an die Röm. nur daß diese Stelle sonst mit vielen Schwierigkeiten für den verbunden ist, der die Jüdische Beweisführung nicht gewohnt ist. Auch Petrus Br. 2. Kap. 3. V. 8. 9. möchte sehr wohl dafür erklärt werden können. Aber wie sieht es mit dem zweyten Punkte aus, glaubst du, daß sich Gott zu seiner Wirksamkeit gewisser Mittel bediene?

Phil. Es wird mir schwer, dir darauf zu antworten. Ich bin nach unsrer Unterredung der Meinung, daß alles, was da ist, ein Mittel der Gottheit zur Erreichung ihrer Endzwekke sein könne; allein die Kraft, die in den Geschöpfen ist und die immerhin selbst wieder göttliche Kraft sein mag, wird sich nun wohl wenigstens gröstentheils nach den von der Gottheit festgestellten Gesezzen von sich selbst entwikkeln, und die Gottheit darf gleichsam nur zu schaffen fortfahren, und sich, so zu sagen, um das Erste nicht mehr bekümmern, sondern ihm

durch neue Schöpfungen, gleichsam nur neuen Spielraum, neue Wirkungskreise anweisen, wo sich die nun schon mehr entwikkelte erste Kraft weiter üben kann, und so leitet Gott das Ganze gewis ohne allen weitern Eingrif in sein Werk. Er selbst aber bedarf zu seiner Thätigkeit gewis keiner Mittel. Braucht er diese: so braucht er sie nicht um seinet, sondern um der Mittel selbst willen, vorzüglich um immer mehr Kräfte zu wekken.

Theoph. Du behauptest viel, was ich nicht so geradezu unterschreiben möchte, was uns aber im Ganzen auch ziemlich gleichgültig sein kann, wobei wir uns wenigstens izt nicht aufhalten wollen. Wir können übrigens nicht besser sagen, daß Gott zur Beweisung seiner Thätigkeit keine fremden Kräfte, keine Mittel nöthig hat, als es dort der Psalmist Ps. 33, 9. sagt. Er spricht, so geschiehts, er gebeut, so stehts da. Gott darf wollen und sein Wille geschieht.

Phil. Nun genug für heute. Ich danke dir herzlich für deine liebreiche Belehrung und wünsche dir eine sanfte Ruhe.

Theoph. Und ich danke dir für deinen Besuch, bitte dich, ihn bald zu erneuen, und versichere dich, daß du manche Idee bei mir gewekt, daß ich heute manches gelernt habe, und gewis über vieles bestimmter denke, als vorher. Nun so geh dann und schlaf recht wohl.

Viertes Gespräch.

Phil. Guten Abend, mein Freund. Du siehest, ich bin diesmal nicht so lange ausgeblieben, als das vorigemal, und zwar theils deswegen, weil ich heute von dir noch einige Erläuterungen des Vorigen wünsche, theils, weil ich nach der Folge äußerst begierig bin.

Theoph. Ich freue mich, dich wieder bei mir zu sehen, und bin sehr bereit, dir so viel Erläuterung zu geben, als ich kann.

Phil. Das, worüber ich mir diese Erläuterung ausbitte, betrift nicht sowohl die Sache selbst, von der wir sprachen, da ich in Ansehung derselben völlig beruhigt bin und wohl einsehe, daß man, ob sich gleich noch manches darüber mag sagen, erklären und genauer bestimmen lassen, doch nicht alles bis auf den kleinsten Punkt ausmachen und noch vielweniger alles begreiflich vorstellen kann, daß aber ein tieferes Eindringen, wenn es ja sein soll, nicht wohl anders möglich ist, als durch noch viel weitläuftigere und genauere Untersuchungen, welche, wenn wir auch die dazu gehörigen Vorerkenntnisse hätten, doch dem Zwekke unsrer Unterredung nicht angemessen wären. Das mag also dahin gestellt sein. Aber du priesest mir schon so oft die Belehrungen des Christenthums von Gott an, und gleichwohl kann ich dirs nicht verbergen, daß mir es außerordentlich aufgefallen ist, die Stellen des A. T. über fast alle bisher abge-

handelte Sachen weit deutlicher nnd nachdrüklicher zu finden, als die Stellen des N. T.

Theoph. Es ist mir lieb, daß du mir Gelegenheit giebst, dir auch hiervon meine Meinung zu sagen. Die Stellen des A. T. sind eigentlich wohl nicht eben deutlicher, aber sie sind noch bildlicher, geben unsrer Einbildungskraft mehr Spielraum und scheinen uns nun faßlicher. Ob sie uns aber deswegen tiefer in das Wesen der Gottheit zu dringen in den Stand sezzen? das ist eine andre Frage. Angenommen jedoch, daß die bisher angeführten Stellen des A. T. wirklich deutlicher und mehr sagender wären, als die angeführten Stellen des N. T.: so must du nicht vergessen, daß bisher von der Gottheit nur immer in so fern die Rede war, in wie fern ihre Größe und Macht anschaulich gemacht und eingeprägt werden sollte, als worauf die Juden, für welche die sanfte Jesuslehre in den damaligen Zeiten noch ganz unnüz gewesen sein würde, vorzüglich aufmerksam gemacht werden sollten, damit sie sich desto mehr scheueten, die Gebote des Gottes zu übertreten, der in jedem Punkte seiner Schöpfung zugegen alles gleichsam sähe und allmächtig wirken könnte. Christus und seine Schüler lehrten nun das auch, aber sie konnten schon Vieles als bekannt annehmen und hatten daher nicht nöthig, sich immer so nachdrüklich zu erklären. Wo ihnen dieses aber nicht so schien, da redeten sie gewis mit dem grösten Nachdrukke, wovon ich dir nur die Rede Pauli an die Athenienser Ap. Gesch. 17, 22. ff. zum Beyspiel anführe. So gewis ich hierdurch

durch schon das N. T. gegen deinen Einwurf gerechtfertigt zu haben glaube: so wird dir doch vollends gar nichts Bedenkliches mehr übrig bleiben, wenn du dir die Absicht Jesu genauer denken willst. Diese bestand nemlich nicht sowohl darinne, die Menschen von dem, was wir bereits über die Gottheit gesprochen haben, näher zu unterrichten, dies konnte und mußte dem eignen Nachdenken der Menschen überlassen bleiben, sondern ihnen vielmehr die Absichten und Gesinnungen der Gottheit, das Verhältnis, in welchem die Menschen zur Gottheit stehen, bekannt zu machen. Wenn wir darauf kommen werden: so wirst du wahrscheinlich von selbst die große Deutlichkeit der Lehre Jesu vor der Belehrung Mosis und seiner Nachfolger wahrnehmen. Diese leztere lies sich nemlich auf das, was uns Christen das Wichtigste ist und sein mus, wodurch sich Jesus Lehre von allen Andern unterscheidet, ich meine, auf die Absichten mit uns, zu deren Beförderung Gotteskraft wirkt, entweder gar nicht ein, oder sprach doch ziemlich undeutlich und unbestimmt, gleichsam nur, wie im Vorbeigehen, davon, so daß es nur dem vorzüglich fähigen Kopfe möglich war, das Wesentliche von der freilich äußerst nothwendigen zufälligen Beimischung zu sondern. Unmittelbar daraus wirst du sehen, daß ich dir vorzüglich erst von nun an die großen Vorzüge und den erhabnen Werth des Christenthums zeigen kann und werde.

Phil. Du hast mir izt Vieles gesagt, woran ich nie gedacht, und worüber ich nicht wenig erstaunt bin,

vorzüglich aber deswegen, weil ich grade heute mit, nach meiner Meinung, unwiderleglichen Einwürfen gegen das Christenthum auftreten wollte, weil es mir grade in den von dir genannten Stükken unwürdige Vorstellungen von Gott zu verbreiten scheint, du aber sagst, du wolltest mir grade von nun an die Vortreflichkeit und großen Vorzüge des Christenthums anschaulich machen. Ich bin sehr verlänglich, ob und wie wir zusammen kommen werden.

Theoph. Es sollte mich sehr wundern, wenn ich nicht schon im Voraus sehen sollte, was du vorzubringen hast, und wenn du nicht erst durchs Christenthum selbst das Christenthum bestreiten gelernt, wenn du nicht demselben erst die Waffen abgeborgt hättest, womit du es nun zu bekämpfen gedenkst.

Phil. Das wäre doch sehr sonderbar, und ich zweifle, daß du hierinne Recht hast.

Theoph. Nun laß das izt gut sein, es wird sich schon von selbst zeigen. Vor allen Dingen wollen wir izt die Untersuchung vornehmen, die uns bei unsrer lezten Unterredung noch übrig blieb, und das um so mehr, da wir dadurch den Grund zu alle dem legen müssen, was wir heute abzuhandeln haben. Wir müssen nemlich, wie du dich erinnern wirst, noch immer eine Art der göttlichen Kraftäußerung kennen lernen. Es fragte sich nemlich, ob Gott wohl bei der Aeußerung seiner Kraft Absichten gehabt habe, und noch habe, und welches diese wären? Daß die Ausdrükke: Absichten, Plan Gottes und ähnliche eigentlich nicht recht bequem

sind,

sind, daß wir es uns gar nicht vorstellen dürfen, als ob Gott eben so überlege, endlich einen Entschlus fasse, und nun einen künstlichen Plan anlege, um seinen Entschlus auszuführen, wie wir Menschen, habe ich dir, wie mich dünkt, schon mehrmals gesagt. Gott übersah alles von Ewigkeit her mit einemmal, und wirkt nun. Da wir indessen keine passendern Ausdrükke haben, um die göttliche Wirksamkeit und die Arten derselben zu bezeichnen: so müssen wir uns derselben, sollte es auch blos um der Verständlichkeit willen geschehen, noch bedienen. Die erste Frage also mag bleiben: Hat Gott bei seiner Wirksamkeit wohl Absichten?

Phil. Wer würde darauf mit Nein antworten können? Schändet es schon einen Menschen, ohne Absichten etwas zu wollen, oder zu handeln, d. h. eigensinnig zu sein: so läst sichs ja noch viel weniger von Gott denken. Gott mus nothwendig Absichten, er mus einen Zwek haben, wohin alles zielt.

Theoph. Ich bin darinne völlig mit dir einverstanden. Eben so wirst du mirs aber auch zugeben, daß, wenn die Frage aufgeworfen wird, was für Absichten Gott habe? man sich nur eine sehr dunkle Vorstellung von Gott darf machen können, um im Allgemeinen zu antworten, daß Gott andre, als gute Absichten, durchaus nicht haben könne.

Phil. Die Wahrheit alles dessen wird Niemand bezweifeln. Aber es ließe sich aufs neue fragen, welches diese guten Absichten wären?

Theoph. Laß das izt, wir werden gleich nachher davon zu reden haben. Wir sind also darinne einig, daß Gott bei allem, was er thut, Absichten, und daß er gute Absichten habe. Wird sich also nun wohl, in Ansehung der Wirksamkeit des vollkommensten Wesens, Etwas anders denken lassen, als daß es diese so äußere, daß die Absichten, die es hat, befördert und erreicht werden?

Phil. Nein, gewis nicht. Die höchste Weisheit wird immer auf eine Art wirksam sein, wodurch ihre Absichten erreicht werden.

Theoph. Der Ausdruk, die höchste Weisheit, scheint dir hier, wie man sagt, gleichsam von selbst in den Mund gekommen zu sein, und das ganz natürlich und mit Recht, denn eben deswegen, weil Gott so handelt, nennt man ihn weise. Gott ist also auch weise, und seine Weisheit besteht darinn, daß er grade so handelt, daß seine besten Absichten gewis erreicht werden, oder daß er, wie man zu reden pflegt, sich der tauglichsten, oder der besten Mittel zur Erreichung seiner besten Absichten bedient. Ich gestehe dir aber, daß ich den Ausdruk, Mittel, nicht gern in die Erklärung der göttlichen Weisheit bringe, weil ich nicht weis, ob, und noch vielweniger, wie sich Gott, wenn ich mir ihn als selbsthandelnd denke, gewisser Mittel bedient? und weil mir dieser Ausdruk immer noch zu viel Menschliches in unsre Vorstellung von Gott zu bringen scheint. Dabei bemerke ich noch, daß wir den Ausdruk, gute oder beste Absichten, aus der Erklärung der göttlichen

Weisheit nicht weglassen können. Denn der Dieb braucht oft auch die besten und tauglichsten Mittel zur Erreichung seiner Absichten, aber Niemand wird ihn deswegen weise nennen, sondern er heißt listig, Weisheit findet nur bei guten Absichten statt.

Phil. Ob mir es gleich nicht einfällt, auch nur einen Augenblik an der Weisheit Gottes zu zweifeln: so scheint doch diese ganz offenbare Sache nicht so allgemein angenommen und angewendet zu werden, als man wohl glauben sollte. Sage mir doch daher, woher das kommt?

Theoph. Es sollte mich wundern, wenn du dir diese Frage nicht selbst solltest beantworten können. Vielleicht willst du aber lieber meine Antwort darauf hören. Hier ist sie. Leugnen möchte wohl außer dem Gottesleugner Niemand die göttliche Weisheit, aber Zweifel dagegen sind gewis in dem grösten Theile, wo nicht in allen denkenden Menschen schon oft aufgestiegen, und dieses ist auch nicht so sehr zu verwundern, wie du anzunehmen scheinst. Denn ob sich gleich die Gottheit nicht ohne die höchste Weisheit denken läst, und ob die Gottheit auch gleich diese Weisheit in der Erschaffung und Einrichtung der Welt auf eine auffallende Weise gezeigt hat: so scheint doch auch dem kurzsichtigen Menschen so sehr vieles in der Welt gegen diese Weisheit zu zeugen, daß Zweifel, wenn auch nicht zu vertheidigen, doch auch nicht zu bewundern sind. Denn in der That, mein Lieber, wenn wir die Weisheit Gottes aus der Einrichtung und Regierung der Welt so wollten beweisen

weisen können, daß Niemand mehr etwas scheinbar-richtiges dagegen einwenden könnte: so müsten wir den ganzen Zusammenhang des Weltalls, den ganzen Plan Gottes übersehen können; so müsten wir das göttliche Erkenntnisvermögen besizzen; so müsten wir selbst Gott sein. Was wir also auch immer zum Beweise der göttlichen Weisheit aus der Weltbetrachtung vorbringen können: so wird es doch noch möglich sein, unsern Beweisen eine Menge Thatsachen entgegenzustellen, die wir nicht erklären können, und die uns das Bekenntnis abnöthigen werden, daß sich die Weisheit Gottes aus der Natur zwar wahrscheinlich machen, nie aber unwidersprechlich beweisen läst. Hiermit rede ich aber den Zweiflern an der Weisheit Gottes keineswegs das Wort. Denn wie vieles werden sie glauben, was sich nicht beweisen läst, und wie oft werden sie es schon erlebt haben, daß in Gottes Welt sehr vieles sehr weise war, ob es ihnen gleich anfänglich und immer nicht so schien. Sollte sie das nicht behutsam machen, sollten sie nicht glauben, daß alles andre, was ihnen izt nicht so scheint, doch eben so weise sein könne? Sollten sie nicht erkennen, daß sie schwache, kurzsichtige Menschen sind, die den Höchsten durchaus zu fassen nicht im Stande sind? Sollten sie nicht, statt ihres gewöhnlichen Benehmens, wo sie mit Gotte nur immer rechten und seine Einrichtungen nach ihren Vorstellungen meistern, den Grundsaz annehmen, daß man stets urtheilen müsse: Dieses oder jenes hat Gott gethan, folglich mus es weise sein, keineswegs aber, dieses oder

jenes

jenes ist weise, folglich mus es Gott thun. Und grade dieses behauptet auch die heilige Schrift. Schon beim Jesaias Kap. 55, 8. 9. wird Gott so redend eingeführt, daß er zu den Israeliten sagt: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege; sondern, so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken. Und eben so stark drükt sich der Apostel Paulus darüber aus, wenn er Röm. 11, 33. ff. ausruft: O welch eine unergründliche Tiefe beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Wer hat je des Herrn Sinn erkannt? wer ist sein Rathgeber gewesen? Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm wieder vergolten werden müste, da alles von ihm, und durch ihn, und zu ihm da ist!

Phil. Wäre es dir aber wohl nicht möglich, mir vorzüglich die Punkte anzugeben, und dieselben in gewisse Klassen zu bringen, die vorzüglich Gelegenheit gegeben haben, an der höchsten Weisheit Gottes zu zweifeln?

Theoph. Es scheint fast, als wolltest du Etwas von mir herauslokken, was du zu irgend einer Absicht brauchen könntest. Indeß deine Absicht sei, welche sie wolle: so will ich dir doch antworten, so gut ich kann. Ich glaube, daß ich dir nicht besser einen leichten Uiberblik der ganzen Sache verschaffen, und mir zugleich den Uibergang zum nächstfolgenden bereiten kann, als wenn

ich

ich dich mit der Kantischen Eintheilung der Weisheit Gottes*) in Kunstweisheit und in die moralische Weisheit bekannt mache, bei deren Erstern man sich dasjenige Vermögen Gottes denken kann, alles so einzurichten und zu ordnen, daß seine Absichten gewis erreicht werden, da man hingegen bei der Leztern nur an die Eigenschaft des göttlichen Willens denken kann, nur für die Hervorbringung des höchsten Gutes — welches mir die höchstmögliche Vollkommenheit der Geschöpfe ist — auf die möglichbeste Art zu stimmen. Beide Arten der Weisheit hat Gott in der Natur gezeigt, und zeigt sie noch, die Erstere vorzüglich durch die vortrefliche Einrichtung der Natur überhaupt, worauf auch die Schrift aufmerksam macht, Ps. 104. Ap. Gesch. 14, 15-17. Kap. 17, 24-30. die zwote durch das dem Menschen eingepflanzte Gefühl für Moralität und durch die Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, Röm. 2, 6-16. so wie durch alle Anstalten Gottes zur Verbesserung der Menschen; gegen beide Arten lassen sich aber auch aus der Natur Einwendungen nehmen. Es wird dir hier selbst einfallen, daß gegen die göttliche Kunstweisheit die scheinbare Vernichtung der natürlichen Anlagen durch und unter einander

*) Mir ist sie blos aus der Berl. Monatsschr. September, 1791. bekannt, weis aber noch nicht, was Herr Kant in dem Buche: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, darüber weiter gesagt hat.

Der Verf.

ander selbst, die Schwäche und Gebrechlichkeit so vieler Körper, und besonders die ungeheure Menge der Uibel zu zeugen scheint, daß aber der moralischen Weisheit Gottes die Schwäche des moralischen Gefühls bei vielen Menschen, das fast nie zu bemerkende richtige Verhältnis bei Belohnung und Bestrafung mit dem Guten und Bösen, und das unter dem Menschengeschlechte herrschende moralische Böse selbst entgegen zu stehen, es das Ansehn hat. Darf ich dirs wohl sagen, daß dieses hinreichend ist, ewigen Zank zu veranlassen, und das um so mehr, je weniger man den Menschen selbst kennt und sein stufenweises Emporsteigen beobachtet und daraus seine wahre Bestimmung ableitet, je weniger man endlich seine eigne Schwäche und Kurzsichtigkeit erkennen und sich dem erhabensten Wesen ergeben will?

Phil. Ob gleich deine lezte Frage so gestellt ist, daß es scheinen könnte, als wolltest du mich dadurch gleich abschrekken, dir meine eignen Bedenklichkeiten vorzulegen: so kenne ich dich doch zu gut, als daß ich diese Absicht wirklich bei dir vermuthen sollte. Und daher gestehe ich dir denn nun ganz frei, daß die so eben von dir genannten Punkte es sind, die meine Ruhe auch bei dem festesten Glauben, daß Gott höchst weise sei, nicht selten gestört, meine ganze Vorstellung von Gott verwirrt gemacht und meinen Glauben untergraben haben. Du wirst mirs daher um so mehr erlauben, daß ich dir meine Bedenklichkeiten vortrage, und dich um Zurechtweisung bitte.

Theoph.

Theoph. Sehr gern, und ich habe dich mit meiner Frage keineswegs davon abschrekken wollen. Vor allen Dingen aber erinnere ich dich nur, da du die Weisheit Gottes anerkennst, hier daran, daß wir mit der Erklärung dieser Weisheit in der Hauptsache die lezte Art der Wirksamkeit Gottes, das lezte Wie? festgestellt haben, und nunmehro wissen, daß er auf die beste Art zur Erreichung der besten Absichten thätig ist. Allein wir wollen dabei nicht stehen bleiben, wir wollen, wie ich dir vorhin versprach, nun diese Absichten selbst, und die Art, wie Gott dieselben durch seine Wirksamkeit zu erreichen sucht, kennen zu lernen uns bemühen, und du wirst, wie ich hoffe, dabei Gelegenheit finden, mir alle deine Bedenklichkeiten, und so vielleicht in der besten Ordnung, vorzulegen, und ich werde mich so am besten im Stande sehen, dir, vielleicht mit Erfolg, dasjenige darauf zu antworten, was ich darauf zu erwiedern im Stande bin. Den Anfang müssen wir mit den Absichten Gottes selbst machen. Du wirst es schon mehr als einmal von mir gehört haben, daß man sich diese Absichten, den Zwek Gottes bei der Weltschöpfung, nicht ganz richtig gedacht hätte, und daß daraus eine so sehr unrichtige Beurtheilung der göttlichen Handlungsweise geflossen wäre. Nun habe ich dir zwar meine Meinung schon einigemal im Vorbeigehen gesagt, ich weis aber nicht, ob du das nicht überhört hast, und ich halte es daher um so nöthiger, absichtlich noch einige Worte darüber zu sagen.

Phil. Nun, welches ist denn dieser Zwek? Ist es denn nicht die möglichgröste Glükseligkeit aller empfindenden Geschöpfe?

Theoph. Ja, Freund, diese wird unausbleiblich folgen, und ich gestehe dir auch, daß Gott anders nicht handeln könnte, als er izt handelt, wenn dies sein lezter Zwek wäre. Aber so wahr dieses ist: so glaube ich doch ganz gewis, daß Glükseligkeit nur untergeordneter Zwek, oder vielmehr nur nothwendige Folge des erreichten eigentlichen Endzweks ist.*) Zwek der Schöpfung ist in Ansehung aller Geschöpfe — denn was Gott für einen innern Grund zur Thätigkeit hatte, geht uns hier nichts an — die für ein jedes derselben mögliche Vollkommenheit, die sich nach der Natur eines Jeden derselben richtet, und wodurch denn wieder eine möglichgröste Vollkommenheit des Ganzen erzeugt und sichtbar werden soll, wo denn eine der errungenen Vollkommenheit angemessene Glükseligkeit die natürliche und nothwendige Folge ist.

Phil. Las mich dieses einen Augenblick überlegen. — — Mir kommt es vor, als wenn dadurch viel gewonnen, ob gleich in der Hauptsache nichts geändert würde. Du lässest Vollkommenheit den Zwek, und die Glükseligkeit natürliche und nothwendige Folge der erreichten Vollkommenheit sein; diejenigen, denen ich folgte, ohne grade selbst viel über die Sache nachgedacht

*) Man sehe die Abhandlungen über die menschliche Bestimmung im 1ten Bande.

gedacht zu haben, machen Glükseligkeit zum Zwek, und sehen nur Vollkommenheit als Mittel zum Zwek an. Ohne izt zu entscheiden, wer Recht hat, fühle ich doch sehr lebhaft, daß derjenige, welcher die Glükseligkeit zum lezten Zwek nimmt, wohl leicht alles andere, und vorzüglich das nothwendige Mittel darüber vergessen, und nicht selten eben dadurch zu falschen Urtheilen verleitet werden kann. In der That, deine Angabe fängt an, mir immer mehr zu gefallen. Da nun auch in der Hauptsache nichts verändert wird: so nehme ich sie einstweilen an, und bin auf die Folgerungen begierig.

Theoph. Die gröste Vollkommenheit aller Geschöpfe ist also Zwek der Schöpfung Gottes. Nun wird dirs aber wohl von selbst einleuchten, daß nicht alle Geschöpfe alle Vollkommenheit, sondern nur diejenige erreichen sollen, die der Natur eines Jeden gemäs ist, worzu ein Jedes die Anlage hat.

Phil. Auch das ist mir deutlich.

Theoph. Wenn das ist: so sind wir nicht nur in Ansehung der Absichten aufs Reine, die die höchste Weisheit erreichen will, sondern du wirst nun auch, wenn wir gleich weiter gehen wollen, ohne Bedenken entscheiden können, was gut und böse ist.

Phil. Gut mus offenbar sein, was der Natur eines jeden Geschöpfes angemessen ist, wodurch seine Anlagen schnell ausgebildet werden, und folglich auch die Ausbildung dieser Anlagen selbst, böse hingegen, was dieser Natur zuwider ist, wodurch die Entwikkelung und Ausbildung dieser Anlagen aufgehalten wird, wodurch

durch verursacht wird, daß dieses langsamer von statten geht, als es geschehen könnte.

Theoph. Ganz recht. Nun aber frage ich dich weiter, welcher Absicht die Gottheit theils bei ihrer Thätigkeit überhaupt, theils bei Leitung ihrer Geschöpfe wohl folgen müsse?

Phil. Es läßt sich nun gar nichts anders denken, als daß der erste Bestimmungsgrund der göttlichen Thätigkeit auf die Geschöpfe sein müsse die beabsichtete Vervollkommnung des Ganzen und jedes Einzelnen, nach Maasgabe der einem Jeden ertheilten Anlagen.

Theoph. Es läßt sich also etwas anders nicht denken, als daß Gott vor allen Dingen dahin sehen mus, daß alles der von ihm eingerichteten Natur der Dinge gemäs gehe, denn sonst wäre er ja in der That wider sich. Daß aber dieses gleichlautend ist mit dem, er kann nichts anders wollen, als das Gute, das Böse kann er nicht wünschen, folgt nothwendig aus dem, was wir so eben sagten. Nun wird dirs auch gleich einfallen, welcher Theil der Vollkommenheit Gottes ihn bei seiner Art zu handeln zuerst bestimmen mus.

Phil. Nothwendig seine Heiligkeit, und ich sehe nun ein, daß wir diese erklären können für diejenige Eigenschaft Gottes, nach welcher er will, daß alles der von ihm eingerichteten Natur gemäs sich entwikkele, oder nach welcher er das Gute liebt und das Böse haßt, und daß beide Erklärungen eigentlich das Nemliche sagen.

Theoph. Du wirst also auch ohne mein Erinnern wohl von selbst bemerken, daß es nun der Wille

Gottes sein müsse, daß seine freien Geschöpfe ebenfalls der Natur gemäs handeln sollen, und daß alle andre Anstalten, die die Natur freier Geschöpfe nicht an sich vervollkommnen, höchstens nur für gewisse Zeiten gültig und brauchbar, und in gewisser Hinsicht immer ein gewisses, obgleich vielleicht nothwendiges Joch sind.

Phil. Das läßt sich anders gar nicht denken.

Theoph. Wenn das ist: so kann ich dirs als den ersten Vorzug des Christenthums angeben, daß es durchaus keinen Dienst für die Gottheit verlangt, sondern den Menschen nur solche Verhaltungsregeln vorschreibt, durch deren Beobachtung ihre Natur nothwendig zur grösten Vollkommenheit erhoben werden mus, eine Sache, worüber ich schon oft genug mit dir gesprochen habe. Die Lehrer des Christenthums behaupten dieses auch sehr nachdrüklich, wenn sie sagen, Jesus habe uns Freiheit erworben, und von dem so lästigen, für die Juden aber freilich höchst nothwendigen Joche des Mosaischen Gesezzes befreiet. Da dir aber meine Meinung hierüber schon längst bekannt ist: so wollte ich dich hier nur an diesen großen Vorzug *) des Christenthums erinnern, ohne mich lange dabei verweilen zu wollen. Izt will ich dir nur noch aus der Schrift die Heiligkeit Gottes beweisen. Ich werde dir nicht viele Stellen angeben, nur an jenen Ausspruch Petri im 1. Briefe Kap. 1, 15. 16. erinnere ich dich, wo er seine Le-

*) Man sehe hierüber nach im 1ten Bande die Abhandlung über den Zwek der Christlichen Religion, besonders von Seite 318 — 327.

Leser ermahnt, in allem ihrem Wandel heilig zu sein, wie Gott, denn Gott sei heilig, und sie sollten es auch sein, und verweise dich außerdem auf die ganze Bibel, da jede Anstalt Gottes zur Verbesserung und Erhebung des Menschengeschlechts, jeder Befehl und Aufmunterung zum Guten ein Beweis der göttlichen Heiligkeit ist.

Phil. So wüsten wir denn nun, welches die guten Absichten wären, die Gott erreichen will, und daß er diese auch nothwendig mus erreichen wollen, und nennen ihn deswegen heilig. Allein du versprachst mir auch noch, über die Art, wie Gott diese seine Absichten zu erreichen suche, mit mir zu reden. Und hier erinnere ich dich denn zuerst daran, daß man gewöhnlich behauptet, Gott thue dies mit Güte. Sollte man aber wohl einem Menschen verdenken können, an dieser Güte zu zweifeln, da sich der Leiden so viele finden?

Theoph. Wolltest du wohl der Gottheit um der Leiden willen, mit denen die Geschöpfe kämpfen müssen, die höchste Güte absprechen?

Phil. Ich habe nie abgesprochen, nur beunruhigende Zweifel haben auch mich gequält, und ich fange izt an, dir diejenigen Bedenklichkeiten vorzulegen, von welchen wir vorhin (S. 95.) sprachen. Du hast mich schon von manchem Zweifel befreiet, befreie mich auch von diesem.

Theoph. So gut ich kann, sehr gern. Das kannst du selbst nicht über dich erhalten, dem höchsten Wesen die größte Güte abzusprechen, weil sie ihm auch in der That nothwendig zukommt. Nun glaube ich

aber, daß wir uns nur eine richtige Vorstellung von der höchsten Güte machen dürfen, um von dem grösten Theile der Zweifel daran befreiet zu sein. Das wirst du mir gewis einräumen, daß wir uns die Güte Gottes durchaus nicht als Etwas seiner Heiligkeit widersprechendes denken dürfen. Seinen Absichten kann nichts entgegen sein, alles mus dieselben befördern, und wir können daher nur annehmen, daß die Gottheit ihre Absichten mit uns auf eine für uns angenehme Art erreichen will. Ich verstehe daher unter der Güte Gottes diejenige Eigenschaft, nach welcher er seine Geschöpfe auf eine so angenehme Art, als möglich, zu der Vollkommenheit und folglich auch Glükseligkeit führen will, zu welcher sie ihrer Natur nach erhoben werden können. Die Vervollkommnung Aller und eines Jeden insbesondere, folglich auch wahre, der Natur eines jeden einzelnen Geschöpfs angemessene Glükseligkeit bleibt also immer die Hauptsache, und man würde nur dann etwas Erhebliches gegen die göttliche Güte vorbringen können, wenn man darzuthun im Stande wäre, daß Gott bei der Einrichtung der Welt Mancherlei ausgeschlossen habe, was seinen Geschöpfen angenehm sein, oder ihnen Vergnügen machen könnte, ohne daß ihr Emporsteigen zur Vollkommenheit und wahrer Glückseligkeit dadurch aufgehalten und verhindert worden wäre, oder daß er gewisse Uibel nicht entfernt gehalten hätte, die seiner Absicht, der Vervollkommnung seiner Geschöpfe unbeschadet, gar wohl hätten entfernt gehalten werden können.

Dies

Dies zu zeigen, ist aber gewis unmöglich. Dagegen aber hat Gott seine Güte auf so tausendfache Art gezeigt, daß man muthwillig die Augen verschließen mus, um nicht zu sehen, wie freundlich der Herr ist. Jedermann darf nur die Natur ansehen, er darf die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit alles dessen, was besonders uns vergnügen kann und wirklich vergnügt, und wovon er täglich und stündlich so außerordentlich viel genießt, wovon er sogar noch vielmehr, oder wenigstens das, was er genießt, noch viel besser genieſſen könnte, wenn er mehr das Gute bemerken wollte, was ihm zu Theil wird, als was ihm noch fehlt, und er sich wünscht, ja der Mensch dürfte oft nur seinen Hang zur Frölichkeit und die vielen Mittel, ihn zu befriedigen, selbst bemerken, um auszurufen: Herr, wie sind deiner Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Ps. 104, 24. Der Christ vollends kann nicht nur keinen Augenblik an der Güte Gottes zweifeln, sondern er kann sich die Gewisheit und Größe derselben jeden Augenblik noch außerordentlich fühlbar machen, denn eben das ist das Zweite, was der Christ wirklich vor allen Andern voraus hat. Der Stifter seiner Religion hat ihn zwar ganz besonders die Heiligkeit Gottes kennen gelehrt, und ihn zu einem frommen Lebenswandel ermahnt und Liebe zu Gott und Menschen als Kennzeichen seiner Schüler angegeben, allein er ist es auch, der Gott zuerst unter dem Namen des Vaters seinen vernünftigen Erdbewohnern bekannt gemacht, der durch sich selbst gezeigt hat, daß Gott die Menschen

unaussprechlich liebe, und nichts mehr wünsche, als ihre wahre Wohlfarth. Willst du die wenigen Stellen, die ich dir hier aufschreiben will, und die du leicht mit mehrern vermehren kannst, zu Hause nachlesen: so bin ich überzeugt, daß du an der Liebenswürdigkeit des Christenthums keinen Augenblik zweifeln kannst. Joh. 3, 15—18. Apost. Gesch. 14, 17. Röm. 5, 8. 9. Kap. 8, 15. 31—34. 1. Joh. 3, 1. Kap. 4, 7. 8. ja fast der ganze erste Brief Johannis.

Phil. Davon war ich schon längst überzeugt, daß das Christenthum vorzüglich Gott als einen gütigen Vater aller seiner Geschöpfe ansehen lehre, und ich habe auch gerade deswegen — denn schön und groß ist diese Lehre — wirklich bei allen meinen Zweifeln noch immer einige Achtung für dasselbe gehabt, ich habe auch außerdem noch immer die Güte Gottes selbst in der Natur gefunden, und jener mir immer merkwürdige Spazziergang, welcher Gelegenheit zu dieser Unterredung gab, lies mich die Liebe des Allvaters zu seinen Geschöpfen besonders recht stark empfinden; aber ich mus dich gleichwohl noch einmal fragen, warum denn nun so viel Leiden?

Theoph. Du wirst es wahrscheinlich nicht von mir verlangen, daß ich dir alle Ursachen derselben angeben soll, dies gienge über meine Kräfte und die kennt nur Gott. Wir sollten eigentlich bei den vielen Beweisen der Güte Gottes dieselben theils geduldig ertragen und uns dem Willen Gottes unterwerfen, wie es Jesus that, theils aber auch, statt zu klagen, oder wohl gar zu murren, thätig sein und alle erlaubte Mittel anwenden,

uns

uns von denselben zu befreien. Etwas will ich dir jedoch angeben, um dir zu zeigen, daß Leiden besonders für uns in mehr, als einer Hinsicht nothwendig, ja sogar wohlthätig sind. So bald du dir zuerst ein Geschöpf denkst: so must du auch den Gedanken der Unvollkommenheit damit vereinigen. Es kann unmöglich alles besizzen, es ist, wenn ihm auch sonst gar nichts mangelte, zum wenigsten von seinem Schöpfer abhängig. Ohne mein Erinnern wirst du aber gleich sehen, daß es ihm eben deswegen noch an Manchem fehlen wird. Nun wirst du aber nicht daran zweifeln, daß schon dieser Mangel manches Guten Leiden, unvermeidliches Leiden ist. Wenn du dich besinnen willst: so ist der gröste Theil der menschlichen Leiden gerade von dieser Art, Mangel an gewissen Gütern. Denke dir nun aber ferner die Absicht der Gottheit mit den Menschen. Grade der Mensch sollte gleichsam nichts haben, als eine gewisse Kraft, durch deren richtigen Gebrauch er sich immer höher schwingen sollte, um das große und beseligende Bewustsein zu haben, doch auch selbst etwas zu seiner erlangten Vollkommenheit beigetragen zu haben. Du wirst es gewis fühlen, wie sehr es selbst Güte Gottes ist, daß er uns so zu freien Geschöpfen schuf. Aber es kann dir nun auch nicht entgehen, daß wir aus eben dem Grunde, weil wir klein, oder vielmehr vom Nichts anfangen müssen, auch mit einer großen Menge Ungemach zu kämpfen haben müssen, ehe wir uns nur etwas erheben können. Eben so einleuchtend wird dirs hoffentlich sein, daß oft nur Mangel und Leiden unsre

Kraft

Kraft und Thätigkeit wekken, daß nicht selten erst der höchste Grad des Elends da sein mus, ehe wir aufwachen und unsre Kraft brauchen, und daß endlich die Befriedigung eines Bedürfnisses immer wieder neue Bedürfnisse erwekt, unsre Thätigkeit immer höher spannt und uns so natürlich immer weiter führt. Sind nicht alle Erfindungen und Künste genau genommen Folgen des Mangels? Wird nicht mancher Mensch deswegen, weil er einen andern leiden sieht, aufgemuntert und angetrieben, Kräfte zu zeigen, die man vorher gar nicht bei ihm vermuthet hätte? Sind also nicht selbst Leiden für die Menschheit wohlthätig? Liegt es nicht vielleicht an ihr selbst, daß sie bisweilen zu einem so hohen Grade steigen müssen, weil sie sich nicht zeitig genug aus ihrem Traume wekken läst, wodurch ihr eine große Menge derselben erspart werden könnte? Auch darf ichs einen Beobachter, wie du bist, wohl nicht zweimal sagen, daß es der wirklich nothwendigen Leiden gar sehr wenige giebt, daß der ohne allen Vergleich größere Theil derselben erst durch die Fehler und Misgriffe der Menschen selbst herbeigezogen wird, daß aber auch dieses wieder ein treffliches Mittel ist, sie weiser und besser zu machen. Wie viel Böses endlich durch Leiden verhütet, welche gute Gesinnungen in uns und andern dadurch erwekt und genährt werden! das fällt in die Augen. Gott müste seine Absichten mit uns vergessen, wenn er uns frei von Leiden machen wollte. Mehr, als nöthig ist, legt er uns gewiß nicht auf, auch durch die Leiden, die er uns auflegt, zeigt er sich als gütiger Vater.

Phil.

Phil. So außerordentlich wichtig und beruhigend ja selbst ermunternd dieses alles ist: so möchte ich doch nun deine Erklärung von der Barmherzigkeit Gottes hören.

Theoph. So nüzlich und gut diese Ausdrükke auch immer für die Menschheit in ihrer Kindheit sein mochten: so wenig wollen sie mir für Leute gefallen, die auf einige Bildung Ansprüche machen. Dieser und alle ähnliche Ausdrükke sollen übrigens gewisse Aeußerungen der Güte Gottes anzeigen, und ich glaube, dir die Barmherzigkeit Gottes nicht richtiger erklären zu können, als durch diejenige Aeußerung der Güte Gottes, nach welcher er seinen Geschöpfen so viel Leiden erspart, als ihres Wachsthums an Vollkommenheit unbeschadet nur immer geschehen kann. Und grade das lehrt das Christenthum, es sagt uns, nicht, daß uns Gott grade von allen Leiden befreien, sondern, daß er uns durch dieselben vollkommner machen wolle, daß er uns kein Leiden umsonst zuschikke, und stellt uns selbst Christum zum Beispiel dar. Röm. 8, 28. z. B. sagt Paulus, denen die Gott liebten, müsten alle Dinge zum Besten dienen, und im 17 und 18ten Vers dieses Kapit. sagt er, wir würden auch zur Herrlichkeit Christi gelangen, wenn wir anders leiden wollten, wie er, womit du noch vieles vergleichen kannst, z. B. Phil. 2, 5 — 11. Hebr. 5, 7 — 9.

Phil. Diese Art, mir die Güte und Barmherzigkeit Gottes vorzustellen, ist mir neu und unerwartet, aber,

aber, ich gestehe es, sehr befriedigend, und ein großer Theil meiner Bedenklichkeiten fällt nun von selbst weg, ich lerne alles von einer ganz andern Seite ansehen, ich werde dieser Sache noch sehr nachdenken.

Theoph. Aus unsrer bisherigen Unterredung wirst du aber sehen, daß wir nun schon noch mehr bestimmen können, wie Gott seine Macht braucht, er äußert sie nemlich auf eine weise Art, den Absichten gemäs, die er bei der Schöpfung und Einrichtung dieser Welt hatte, wobei aber selbst wieder auf die Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Geschöpfe Rücksicht genommen, und alles so veranstaltet wird, daß sie so wenig, als möglich, leiden, und dagegen desto mehr Freuden genießen.

Phil. Alles das ist treflich, herzerhebend, stärkend und ermunternd, und dieses alles in einem so hohen Grade, daß nichts darüber sein kann, auch ist, wie ich dir bereits gesagt habe, ein großer Theil meiner Bedenklichkeiten verschwunden, und ich werde in der Folge der beunruhigenden Zweifel an der Weisheit und Güte Gottes gewis weniger in mir aufsteigen sehen. Aber eine Bedenklichkeit, die durch unsre Unterredung fast noch größer geworden, ist mir noch zurük, und ich wüste in der That nicht, wie groß ich die Wohlthat nennen sollte, die du mir damit erzeigen könntest, wenn du mich von derselben befreien könntest. Wenn nemlich Gott so sehr für die Vervollkommnung und also auch moralische Verbesserung der Menschen sorgt: warum verbindet er denn nun nicht immer mit guten Handlungen gute, und

mit

mit bösen Handlungen böse Folgen? Ganz offenbar würde doch durch eine gleichmäßigere Belohnung und Bestrafung die Moralität der Menschen sehr befördert, und die Weisheit, Heiligkeit, und ganz vorzüglich die Gerechtigkeit Gottes außerordentlich ins Licht gesezt werden!

Theoph. So scheint es. Ob ich mirs nun aber gleich keineswegs anmaaße, hier die Gottheit so vertheidigen zu können, daß ich alle ihre Tadler zum Schweigen brächte: so hoffe ich, dir doch so manches sagen zu können, was uns gegen Zweifel an der Weisheit Gottes ziemlich sicher stellen kann. Einmal möchte nemlich nicht alles, was gut scheint, und weswegen man Lohn fordern zu können glaubt, so durchaus gut sein, wir würden oft anders urtheilen, wenn wir die Ursachen und Bewegungsgründe der menschlichen Handlungen übersehen könnten, oder sie uns bei unsern eignen Handlungen eingestehen wollten; so wie hingegen Andre nicht immer so böse sind, als sie uns wohl vorkommen mögen. Sodann ist es doch wohl hinlänglich bekannt, daß nicht jeder glükselig Scheinende es wirklich ist, daß man oft sein Glük nur mit neidischen Augen ansieht, und es sich eben deswegen größer vorstellt, als es wirklich ist, daß man aber auch auf der andern Seite die wirklich bösen Folgen böser Handlungen oft nur nicht sieht, ja nicht einmal sehen kann, weil sie nicht immer körperlich, sondern geistig sind, folglich nicht in die Augen fallen, und von dem Verbrecher auch oft genug recht absichtlich verborgen gehalten werden, ob sie gleich wirklich

lich da sind. Auch wirst du mirs zugeben, daß von wirklich guten Handlungen gewisse gute Folgen niemals außenbleiben. Schon das Bewustsein, gut gehandelt, ja nur gutes gewollt zu haben, ist eine gute Folge des Guten, die nicht außenbleiben kann, und du kannst sicherlich überzeugt sein, daß es noch Niemand bedauert hat, gut gehandelt zu haben, auch wenn seine Bemühungen den Erfolg nicht hatten, den er ihnen wünschte, und daß noch keine gute Gesinnung und Handlung ohne diese guten Folgen geblieben, daß jene aber, wenn diese wegblieben, auch nicht gut waren. Zum Beweise dessen fordere ich dich auf, einen äußerlich unglüklichen, aber rechtschafnen Menschen zu fragen, ob er wohl mit einem äußerlich glüklichen, aber offenbar schlechten Menschen tauschen möchte; und ich wette Zehn gegen Eins, daß der wirklich gute Mensch sich dieses nicht einmal ohne Schaudern wird denken können, geschweige denn, daß er sich wirklich an die Stelle des Bösen wünschen sollte. Verstehst du aber unter den guten Folgen guter Handlungen auch noch außerordentliche und äußerlich günstige Umstände, die also freilich nicht nothwendig mit guten Handlungen zusammenhängen, sondern zufällig sind, d. h., durch eine von der Fürsehung veranstaltete ganz besonders günstige Verkettung der Umstände dem Guten zugetheilt werden müssen: so mus ich dir gestehen, daß wahre Tugend und eigentliche Moralität gar nicht bewirkt werden würde, wenn das regelmäßig und immer geschehen sollte. Die Menschen, die schon bei alle dem, was sie thun und lassen, nur immer auf ihren

Vor-

Vortheil oder Nachtheil Rücksicht nehmen, die bei jedem Guten, was sie thun, auch immer gleich an Belohnung denken, würden dann vollends die selbstsüchtigsten und eigennüzzigsten Geschöpfe werden, sie würden durch gar nichts mehr, als durch den Gedanken an Belohnung angetrieben werden, gut, und blos durch die Vorstellung der Strafe abgehalten werden, böse zu handeln. Und ich kann dirs nicht bergen, Freund, daß ich in alle diejenigen, die immer über das Außenbleiben der Belohnung für ihre gute Handlungen klagen, und wohl noch oben drein andre nicht so gute Menschen, als sie ihrer Meinung nach sind, anführen, und sich darüber aufhalten, daß es diesen, die doch nicht so viel Gutes als sie, oder wohl gar viel Böses gethan hätten, weit besser als ihnen selbst gehe, ein großes Mistrauen sezze,, und nicht glauben kann, daß sie immer so wahrhaft gut gehandelt haben, als es das Ansehen hat. Nein Gott will nicht gleich belohnen, oder bestrafen, er will nicht eigennüzzige Geschöpfe bilden, aus ehrfurchtsvoller Liebe zu ihm, aus Liebe zur Tugend, und nicht aus Eigennuz sollen wir fromm und tugendhaft sein. Recht müssen wir handeln lernen, und sollte unser zeitliches Wohl, sollte unser Leben dadurch verloren gehen. Wir müssen handeln, wie Jesus Christus handelte, welcher sich selbst ganz vergaß, und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Kreuzestode. *)

Phil. Ich gestehe, erhabne Gedanken von dir gehört zu haben, und ich fühle es außerordentlich lebhaft,

*) Phil. 2, 8.

hast, daß das Menschengeschlecht, wenn es so handelte, wie du es izt verlangt hast, wenn es — denn warum sollte ich nicht sagen, was ich unter allen Umständen noch immer sehr bewundert habe — in die Fußtapfen Jesu träte, wenn Alle handelten, wie er, eine Klasse von Geschöpfen wäre, die wahre Liebe, Achtung und Bewunderung verdienten. Ohne dir also Etwas einwenden zu wollen, welches ich auch vielleicht deswegen nicht vermag, weil ich dir sehr gern beitrete, und herzlich wünsche, daß sich die Sache so, wie du sie vorgetragen, verhalten möchte: so mus ich dich doch fragen, was du dir bei der Gerechtigkeit Gottes denkst?

Theoph. Das ist in der That eine schwere Frage, die ich dir, um nicht von dir misverstanden zu werden und dadurch erst einen langweiligen Streit zu veranlassen, etwas weitläuftig beantworten mus. Ich verstehe unter der Gerechtigkeit Gottes diejenige Bestimmung seines Willens, nach welcher er im Allgemeinen — ohne durch irgend eine Zuneigung oder Abneigung angetrieben zu werden, blos nach Maasgabe des von ihm entworfnen Plans — seinen Geschöpfen die, für eine jede Klasse, oder auch für jedes einzelne Glied derselben, bestimmten Fähigkeiten und Kräfte ertheilt, und bei seinen freien Geschöpfen insbesondere solche Folgen und Umstände mit ihrem Benehmen verbunden sein läst, daß so wohl das Ganze, als jeder einzelne Theil insbesondere, zu einem immer bessern und richtigern Gebrauch seiner Fähigkeiten und Kräfte geführt wird. Die Nothwendigkeit, diese weitläuftige Erklärung Stükweise mit

dir

durchzugehen, weis ich schon selbst, ich hoffe aber auch, daß dir eben dadurch alles deutlich werden wird, und daß du auch einsehen wirst, warum ich mich izt nicht kürzer fassen konnte.

Phil. Deine Erklärung der göttlichen Gerechtigkeit wäre vielleicht nicht schwer zu verstehen, wenn man nicht ganz etwas anders erwartete; denn es scheint mir das eigentliche Kennzeichen der Gerechtigkeit, nach welchem es Einem gehen mus, wie dem Andern, ganz in derselben zu fehlen.

Theoph. Ob gleich das von dir bemerkte Kennzeichen der Gerechtigkeit eigentlich nur das Kennzeichen der menschlichen Gerechtigkeit ist, keineswegs aber der göttlichen: so habe ich es doch allerdings in so weit angegeben, als es auf Gott anwendbar ist. Du wirst dieses jedoch am deutlichsten sehen, wenn ich meine Erklärung Stükweise mit dir durchgehe. Die Gerechtigkeit Gottes läßt sich nemlich in einem dreifachen Verhältnisse denken, wir können sie betrachten — an dem Schöpfer — an dem Gesezgeber — an dem Regenten und Richter, auf diese 3 Verhältnisse habe ich bei meiner Erklärung Rükficht genommen. Ich sage nemlich, die Gerechtigkeit Gottes sei diejenige Bestimmung seines Willens, nach welcher er im Allgemeinen — ohne durch irgend eine Zuneigung, oder Abneigung angetrieben zu werden, blos nach Maasgabe des von ihm entworfnen Plans, — seinen Geschöpfen die, für eine jede Klasse oder für jedes einzelne Glied derselben bestimmten Fähigkeiten und Kräfte ertheilt. Hier hast du die Gerechtig-

keit des Schöpfers und unmittelbar dadurch auch des Gesezgebers. Es werden nur einige Worte nöthig sein, um mich dir verständlich zu machen. Ich behaupte also, man müsse bei der Schöpfung blos an den Willen des Schöpfers denken, der es durch und für sich selbst bestimmt habe, wie jedes seiner Geschöpfe eingerichtet werden sollte. Denn bedenke es selbst, ob irgend Etwas Gott bestimmen konnte, so zu Werke zu gehen, wie er zu Werke gieng, als sein eigner Wille, da außer ihm noch nichts da war, und ob es ihm daher nicht vielmehr ganz frei stehen muste, seinen Geschöpfen die Einrichtung zu geben, die er für gut fand? Indes habe ich, um allem Misverstande vorzubeugen, sogleich hinzugesezt, daß keine Neigung, sondern blos sein Plan ihn zu der wirklich gemachten Einrichtung bestimmt habe. An den Ausdruk, der von ihm entworfne Plan, wirst du dich nicht stoßen, ich habe mich schon darüber erklärt, (S. 88.) ich gebe aber damit zu erkennen, theils, daß nicht bloße Willkühr Gott seine Geschöpfe schaffen lies, sondern daß er seine Gründe hatte, warum er ihnen die Einrichtung gab, die sie haben, theils, daß ihm nun deswegen, weil er nicht einerlei Geschöpfe, mit einerlei Vorzügen, Fähigkeiten und Kräften hervorgebracht hat, kein Vorwurf gemacht werden kann, da kein Geschöpf und am allerwenigsten vor seiner Erschaffung etwas an Gott zu fordern haben konnte, da es sein Dasein mit allen seinen Vorzügen, wären diese auch Millionenmal geringer, als die Vorzüge andrer Geschöpfe, ganz der freien Güte Gottes zu danken hat, theils endlich,

lich, daß vor Gott kein Geschöpf geringe, daß er der der gütige Vater aller ist, daß keins derselben, auch das wichtigste nicht auf eine gewisse Vorliebe rechnen kann, daß Gotte, ich möchte sagen, ein Instrument zur Ausführung seines Plans und seiner Absichten eben so lieb ist, als das Andere, da offenbar das geringscheinende eben so brauchbar in seiner Art ist, als das geehrteste. Siehest du nun, in wie fern dein Kennzeichen der Gerechtigkeit auf den Schöpfer anwendbar ist, oder nicht? Ich kann es übrigens nicht unterlassen, dich zu bitten, daß du das mit Anwendung auf die vorliegende Sache nachliesest, was Paulus im Brief an die Römer Kap. 9, 20. 21. und Kap. 11, 33. ff. sagt. Nun noch einige Worte über die Gerechtigkeit Gottes, als des Gesezgebers der Geschöpfe. Unmittelbar dadurch, daß Gott seinen Geschöpfen eine, seinem Plane angemessene, Einrichtung gab, schrieb er ihnen Gesezze vor, welche denn nichts anders sind, als Anweisungen zu einem, seinen Absichten angemeßnen, Gebrauche der ihnen verliehenen Kräfte. Du wirst aber sogleich ohne mein Erinnern bemerken, daß nicht allen einerlei Gesezze vorgeschrieben sein können und daß hier die Verschiedenheit eben so groß ist, als bei der Vertheilung der Fähigkeiten und Kräfte, daß also auch der Gesezgeber nicht von allen einerlei, sondern von einem Jeden nur nach dem Maaße seiner Kräfte etwas verlangen kann, und verlangen wird. Doch eben das bringt mich auf einen wohlzubemerkenden Hauptunterschied der Geschöpfe. Es giebt nemlich eine Körper- und Geisterwelt, und in dieser leztern wie-

der vernünftigfreie und unvernünftige Geschöpfe. Von der Körperwelt, welche blos nach mechanischen Gesezzen eingerichtet ist, und nach denselben gezwungen ihre Kräfte äußert, kann der Gesezgebende Schöpfer eben so wenig im eigentlichen Verstande etwas fordern, als von der unvernünftigen Geisterwelt, welche blos ihrem Instinkt folgt und folgen mus; aber von seinen freien Geschöpfen, welchen er den Gebrauch ihrer Kräfte nach eignen Einsichten überlassen hat, kann er allerdings fordern, einmal, daß sie ihre Kräfte brauchen, so dann, daß sie sie den Absichten gemäs brauchen, die er bei Hervorbringung der Welt und ihrer selbst hatte. Auch hier läst sichs nun wieder von der gesezgebenden Gerechtigkeit erwarten, daß sie, ob sie gleich allen einerlei Grundsäzze als Verhaltungsregeln vorschreiben kann, doch nicht von allen gleich viel, sondern von einem Jeden nur nach dem Maaße seiner Kräfte etwas fordern kann. Hierüber verweise ich dich an jenen treflichen Ausspruch Christi Luc. 12, 47. 48. wo er zulezt ausdrüklich sagt, daß nur von dem viel gefordert werden würde, welchem viel gegeben wäre. Verstehest du nun den ersten Theil meiner Erklärung der Gerechtigkeit Gottes? und siehest du nun, wie sich dabei das allgemeine Kennzeichen aller Gerechtigkeit wieder findet?

Phil. Ich habe dir mit innigem Vergnügen zugehört, und die ganze Sache ist mir so offenbar, daß ich keiner weitern Erklärung bedarf. Aber desto begieriger bin ich auf die Erklärung des lezten Punktes.

Theoph.

Theoph. Gott ist gerecht auch als Regent und Richter. Ich mache zur Vermeidung einer zu großen Weitläuftigkeit hier keine neuen Eintheilungen, und bemerke nur, daß wir uns Gott blos in Ansehung seiner freien Geschöpfe als Regenten und Richter denken können. Ich habe daher in meiner Erklärung der göttlichen Gerechtigkeit gesagt, sie lasse insbesondere bei den freien Geschöpfen solche Folgen und Umstände mit ihrem Benehmen verbunden sein, daß sowohl das Ganze, als jeder einzelne Theil, zu einem immer bessern und richtigern Gebrauche seiner Fähigkeiten und Kräfte geführt werde. Es kann dir vorkommen, als ob grade hier das von dir angegebne Kennzeichen aller Gerechtigkeit am meisten vermißt würde, und ich gestehe dir, aus mehrern Gründen der Meinung zu sein, daß es so sein soll. Die Gottheit will nemlich, wie ich dir vorhin sagte, durchaus nur wirklich gute, nicht eigennüzzige Geschöpfe bilden, welches ganz gewis geschehen würde, wenn es dem Guten stets wohl, und dem Bösen übel gänge. Nun kann es Gott ja in seinem Erziehungsplane wohl bisweilen nüzlich finden, schon hier durch äußerliche Begünstigung des Frommen sein Wohlgefallen an einem guten Betragen zu erkennen zu geben, dies kann und wird aber nur für die Menschheit in ihrer Kindheit gut sein, je mehr sie herangezogen wird, desto mehr wird sie ganz gewis von dem Blikke auf das Aeußere abgezogen, und wir sollen, wie das Christenthum auch ausdrüklich lehrt, Joh. 9, 2. 3. schlechterdings nicht mehr von dem äußerlichen Wohl- oder Uibelbe-

belbefinden eines Menschen auf seine Tugend- und Lasterhaftigkeit schließen. Im Uibrigen gebe ich dir wohl zu überlegen, daß wir selbst dann, wenn wir Gotte Gerechtigkeit in dem Sinne, was wir bei Menschen darunter verstehen, beilegen wollten, doch über die Aeußerungen derselben schlechterdings nicht urtheilen könnten, weil Gott die wirklich Guten und Bösen besser kennt, als wir, weil er selbst einerlei Gutes und einerlei Böses durchaus nicht auf einerlei Art belohnen und bestrafen kann, wenn er anders selbst im menschlichen Sinne streng gerecht sein wollte, da nicht einerlei Belohnung für mehrere Menschen gleich beseligend, und nicht einerlei Bestrafung für verschiedne Menschen gleich empfindlich sein würde. Wollte Gott also gerechter handeln, als der Mensch handeln kann und darf: so würden wir, wenn es auch wirklich bei der Gerechtigkeit blos auf Belohnung und Bestrafung ankäme, doch bei vorkommenden Fällen nicht von der Gerechtigkeit Gottes urtheilen können. Die göttliche Gerechtigkeit mus durchaus eine andre sein, als die menschliche. Allein es ist zu offenbar, daß die göttliche Vollkommenheit nicht in und mit sich selbst im Widerspruche sein kann, daß die Gottheit vielmehr mit sich selbst in Uibereinstimmung und alles auf einen Punkt gerichtet sein mus, daß folglich bei der Verbindung gewisser Folgen und Umstände mit dem Benehmen freier Geschöpfe, und also auch der Menschen, Belohnung und Bestrafung gar nicht als Hauptsache, sondern blos als Mittel gedacht werden mus, und daß nur Vervollkommnung im Ganzen

Haupt-

Hauptabsicht bei Belohnung und Bestrafung sein kann, daß dieses für weiter nichts, als für Erziehungsmittel anzusehen ist. Daraus würde folgen, daß Gotte nur dann Ungerechtigkeit vorgeworfen werden könnte, wenn ein Volk, oder ein Mensch ganz versäumt, und ihnen gar keine, oder auch nur nicht die Gelegenheiten zum Besserwerden, die für sie möglich war, verschaft, wenn sogar der Böse, der durch frühzeitige Bestrafung wirklich hätte gebessert werden können, gar nicht, oder nicht zu rechter Zeit, bestraft und gebessert worden wäre. Darf ich dirs wohl sagen, daß man, wenn man verwegen genug ist, die Gerechtigkeit Gottes auch so bis ins Unendliche angreifen, aber auch vertheidigen kann, daß wir aber, wenn wir nur eine überhaupt ziemlich richtige Vorstellung von der Gottheit haben, und unsre Kurzsichtigkeit mit Bescheidenheit eingestehen, die unendlich vielen Gelegenheiten und Anreizungen zum Besserwerden hingegen mit Dank erkennen wollen, auch hier mit Paulus die Hand auf den Mund legen und ausrufen werden und müssen: wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

Phil. Du hast mir izt so viel unerwartetes gesagt, und mich die ganze Sache so von einer, mir wenigstens zum Theil unbekannten, Seite ansehen lassen, daß mirs unmöglich ist, dieses alles sogleich mit meinen alten Ideen zu vergleichen und in Uibereinstimmung zu bringen. Ich werde aber dieser Sache weiter nachdenken, und zu seiner Zeit wieder einmal insbesondere mit dir davon reden. So viel glaube ich indes verstanden

zu haben, daß die Gerechtigkeit Gottes aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet werden mus, als ichs zeither that, und daß man bei derselben eigentlich gar nicht an einen belohnenden und bestrafenden, sondern an einen bisweilen durch Lohn und Strafe bessernden Gott denken sollte, daß man die Gerechtigkeit Gottes nicht sowohl in ganz gleicher Belohnung und Bestrafung, sondern vielmehr in gleicher Sorge für die Verbesserung Aller auch durch die verschiedenste Behandlung derselben suchen mus.

Theoph. Du hast mich ganz verstanden, und ich bitte dich daher, noch weiter darüber nachzudenken, und zu bemerken, welche wichtige Folgen aus dieser Vorstellung der göttlichen Gerechtigkeit fließen, wie sehr wir dadurch werden abgeschrekt werden, immer mit Gotte zu rechten, wie verwerflich und lächerlich alle Rachsucht, und selbst das sogenannte Uibergeben unsrer Sache an Gott ist, welches leztere die rachgierige Seele des Ohnmächtigen, der sich selbst nicht rächen kann, so unwidersprechlich anzeigt! Indes erinnere ich dich doch noch einmal daran, daß die Gottheit selbst in der Einrichtung unsrer Natur diese Gerechtigkeit gezeigt hat, nach welcher sich, um mich der Worte des Paulus zu bedienen, unsre Gedanken unter einander verklagen und entschuldigen.*) Ich bin es gewis, daß der Mensch hier nicht allemal, der Gebildete nur sehr selten, oder gar nicht, an Lohn und Strafe denkt, sondern daß mehr das Gefühl des Rechts oder Unrechts, oder auch der

Zu-

*) Röm. 2, 15.

Zufriedenheit oder der Beschämung herrschend ist, welches uns denn freilich, je nachdem es ist, auch unmittelbar durch sich selbst belohnt, oder bestraft. Nur noch eine Anmerkung las mich machen. Es versteht sich nemlich nunmehro gleichsam von selbst, daß alles äusserliche Glük, wenn es auch dem besten Menschen zu Theil würde, keineswegs der Gerechtigkeit, sondern der Güte Gottes zugeschrieben werden müsse, daß der Mensch durchaus nichts zu fordern hat, daß aber auch, wie ich dir schon einmal bemerkt habe, kein Unglük als Strafe angesehen werden darf.

Phil. Du hilfst mir selbst auf meinen Einwurf. Es giebt also keine Strafe mehr! wodurch soll denn nun der Böse, bei welchem der Gedanke, daß alles nur Besserungsmittel ist, viel von seinem Fürchterlichen verliert, vom Bösen abgehalten werden?

Theoph. Warum harte Mittel dann, wenn man sie als Besserungsmittel betrachtet, für denjenigen, der sie nur fürchtet, weniger Fürchterliches haben sollen, als wenn er sie als Strafe betrachtet, sehe ich nicht ein. Ich kann über denjenigen, der sich durch die Güte Gottes nicht zur Besserung will leiten lassen, ebenfalls ein Wehe! ausrufen, und ihm sagen, daß Gott gewis genöthigt sein werde, ihn schreklich zu züchtigen, da er mit Güte nicht hören wolle. Zu fürchten hat er also eben so viel. Wird aber wohl das Leiden, das den Ungebesserten trift, etwas von seiner Bitterkeit verlieren, wenn er sich vorstellt, daß er zwar dadurch gebessert werden soll, daß aber grade er es wohl hätte ver-

mei-

meiden können, wenn er gleich gut gewesen wäre? Wird wohl nicht der Gedanke, selbst Schuld an seinem Elende zu sein, recht sehr quälend, und eben deswegen die fürchterlichste Strafe sein, die ihn treffen kann? Siehe, deswegen konnte auch Paulus Röm. 8, 28. sagen, daß nur denen, die Gott liebten, alle Dinge zum Besten dienen, oder daß nur diese alles so ansehen könnten, da hingegen der Ruchlose immer blos Strafe ahndet. Auch erinnere ich dich noch daran, daß Gott das Ganze gebessert wissen will. Wie kann also der Böswicht wissen, ob ihn Gott nicht, so gewis auch dieses für ihn vortheilhaft sein wird, zur Warnung Andrer aufstellen werde? Wie wenig übrigens die Gottheit durch diese ihre Anstalten die Freiheit der Menschen beeinträchtigt, davon zeugen alle auf der Welt lebende böse Menschen, und du kannst auch noch darüber nachlesen Röm. 1, 21.-ff.

Phil. Ich wiederhole dir noch einmal, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, dieses alles sogleich mit meinen zeitherigen Vorstellungen zu vergleichen, diese leztern gehörig zu berichtigen, und alles in Uibereinstimmung zu bringen, ich verspreche dir aber, mit aller Anstrengung darüber nachzudenken. Daß Gott bei dem allen nicht im geringsten mit irgend einem Affekte verfahre, versteht sich übrigens von selbst. Was wird nun aber aus dem Versöhnungstode Christi?

Theoph. Ich glaube nicht, daß du izt alles das wissen willst, was ich dir darüber sagen könnte, nur so viel versichere ich dir, daß er eine sehr ehrwürdige

gött-

göttliche Anstalt ist, und verspreche dir, einmal ganz besonders mit dir davon zu reden.

Phil. Sehr wohl. Aber nun sage mir doch einmal, hast denn du diesen Begrif der göttlichen Gerechtigkeit auch aus der Bibel genommen, die immer von Zorn, Rache, Grimm und Feuereifer Gottes spricht?

Theoph. Ich habe mich schon lange gewundert, daß du dieses so lange zurük gehalten hast. Daß ich dich zeither beständig an Schriftstellen, besonders an Stellen des N. T. erinnerte, wirst du wohl noch nicht vergessen haben. Wenn du übrigens jene Ausdrükke jemals hast eigentlich nehmen und glauben können, daß die Bibel Gotte Laster zuschreibt, die sie an Menschen heftig tadelt und verbietet: so hast du dich weder in das Zeitalter versezzen können, wo die Bibel geschrieben wurde, noch die Absicht, warum sie so spricht, vor Augen gehabt. So fest ich für meine Person überzeugt bin, daß Gott nie um seinetwillen straft, sondern nur, um zu bessern: so dachte man doch ehedem gar nicht so, und für ganz ungebildete Menschen möchte es auch nicht gut gewesen sein, wenn sie nur darauf hätten verwiesen werden sollen. Man erreicht seine Absichten nicht allemal dann am besten, wenn man sie bekannt macht, weil die Wohlthätigkeit derselben wenigstens zum Theil eingesehen werden muß. Ich würde daher unter gewissen Umständen gar keinen Anstand nehmen, mit der göttlichen Strafe zu drohen, ohne allemal an die Absicht dieser Strafen zu erinnern. Indes versichere ich

dich,

dich, daß grade die Lehre Jesu meiner Erklärung der göttlichen Gerechtigkeit sehr hold ist, daß ich sie gewissermaaßen ganz derselben verdanke. Erinnere dich nur außerdem, was ich schon angeführt habe, daß nach derselben Gott ein Vater aller seiner Geschöpfe ist, daß Jesus selbst darzu in die Welt gekommen sei, um den Wahn, als ob Einer, oder eine Nation besser sei, als die andre, aufzuheben, und das Band der brüderlichen Liebe zwischen alle zu knüpfen. Daß ferner Gott alle Welt gebessert wissen will, zeigt eben die Bestimmung Jesu, ein Lehrer der ganzen Welt zu werden, daß er aber dabei nach einer gewissen Willkühr, die es eigentlich nicht einmal ist, und die wir nur deswegen so nennen, weil wir die Ursachen der Handlungsweise Gottes nicht zu übersehen vermögen, verfahren, und wir ihm deswegen keine Vorwürfe machen können, lehrt Paulus sehr deutlich Röm. 9 — 11. wo er vorzüglich Kap. 11. Vers 35 sagt, Niemand habe Gotte Etwas zuvor gegeben, dessen Wiedervergeltung er nun zu fordern berechtigt wäre, sondern wir hätten alles von ihm, und es müsse daher nothwendig alles seinen Absichten gemäs gehen, denen wir uns nur unterwerfen dürften. Daß nun aber auch außerdem, so weit dieses thunlich und nüzlich ist, das Christenthum überall gleichen Lohn und Strafe lehre, darüber werde ich wohl kein Wort weiter zu verlieren nöthig haben, wenn ich dich an den Ausspruch Pauli, Röm. 2, 11. erinnere, daß bei Gott kein Ansehn der Person sei, und dir zum Uiberflus noch Marc. 9, 42 ff., fast das ganze 2te Kap. des Briefs

an

an die Röm., 2 Cor. 5, 10. und Matth. 25, 31. ff. nachzulesen vorschlage.

Phil. Ich gestehe dir, daß meine Hochachtung gegen das Christenthum bereits wieder zu steigen anfängt, und daß ich vielleicht wieder Christ werden könnte, wenn du einige andre Schwierigkeiten eben so befriedigend für mich heben könntest, wie du es zeithero gethan hast. Aber wie kommt es, Freund, daß du noch nichts von der göttlichen Gnade, Langmuth, Geduld und Milde erwähnt hast, da du doch so oft Gelegenheit darzu gehabt hast?

Theoph. Sie können eigentlich nicht als besondre Theile der göttlichen Vollkommenheit aufgezählt werden, sondern es sind nur vom Menschen hergenommene Ausdrükke, um die Güte Gottes von allen Seiten zu zeigen und sie drükken insgesammt die Bereitwilligkeit Gottes aus, den Menschen, wenn er sich so bessern will, nicht durch Bestrafung zu seinem wahren Heile zu führen. Ich darf dich wohl kaum daran erinnern, daß es recht eigentlich zur Bestimmung Christi gehörte, diese Bereitwilligkeit Gottes zu zeigen, und in ein helles Licht zu sezzen.

Phil. Wir hätten also bisher über alles, was man zu den Eigenschaften Gottes zu rechnen pflegt, gesprochen und nur seine Wahrhaftigkeit und Treue, die mir, und, wie ich hoffe, auch jedem, der einen Gott glaubt, deutlich genug ist und sein wird, wären noch zurük. Ich habe nur eine Anmerkung, worüber du mir Auskunft geben wirst. Man spricht nemlich immer so viel von der Herablassung Gottes zu den Menschen, fast

scheint mirs aber, als wenn dies zu weit getrieben würde, und als ob sich so nicht selten selbst Lügenhaftigkeit entschuldigen ließe.

Theoph. Es ist in den neuesten Zeiten viel über diese Herablassung gesagt worden; um aber nicht zu weitläuftig zu werden, verweise ich dich auf die über diesen Gegenstand abgefaßte Behnsche Schrift. Für izt bemerke ich nur so viel, daß man Jemanden nur dann der Lügenhaftigkeit bezüchtigen kann, wenn er uns glauben macht, daß er andre Absichten habe, als er wirklich hat, oder wenn er, zur Erreichung seiner Absicht, die Wahrheit verdrehet, oder das Gegentheil derselben absichtlich behauptet. Alles das ist aber von Gott nie geschehen. Natur und Offenbarung sagen, er wolle die Menschen immer weiser und besser haben, und die Geschichte lehrt, das dies geschehe. Nie ist von der Gottheit eine nachher erkannte Unwahrheit bekannt gemacht worden, man müste denn die Belehrungen Gottes falsch verstanden haben, aber Gott hat freilich nicht alle Wahrheit, die der Mensch nur nach und nach verstehen und einsehen lernen kann, mit einemmale bekannt werden lassen, und die neuen Wahrheiten musten selbst oft dadurch deutlich und verständlich werden, daß wenigstens zum Theil falsche Sätze noch einstweilen ihre Gültigkeit behielten, bis sie nach und nach berichtigt wurden. Gott ist wahrhaftig heist also so viel, er hat immer nur das bekannt gemacht, was mit seiner wirklichen Absicht, die Menschen immer vollkommner zu machen, übereinstimmt. So wird auch Niemand, der sich von den Versprechungen Gottes nicht

verkehrte Vorstellungen macht, und sie nur immer auf das Zeitliche bezieht, worauf sie eigentlich wohl gar nicht gehen möchten, so gewöhnlich und gemein auch dieser schädliche, nicht genug bemerkte und bestrittene Wahn ist, einen Augenblik daran zweifeln, daß Gott gewis seine Zusage, so viel es die Menschen selbst geschehen lassen, erfüllt. Lies übrigens nur darüber nach Ps. 33, 4. Hebr. 6, 18. Röm. 3, 3. 4.

Phil. Ich gestehe, heute von dir außerordentlich viel gehört zu haben, wodurch meine Begriffe berichtigt und meine Ruhe befestigt, ja wieder hergestellt worden ist. Da es aber zu lange werden würde, wenn wir heute auch das Rückständige noch vornehmen wollten: so wollen wir es lieber auf ein andermal versparen.

Theoph. Wolltest du nicht wenigstens erst noch so gut sein, und mir deine unwiderleglichen Einwürfe gegen das Christenthum bekannt machen?

Phil. Du hast mich so geführt, daß ich nur wenige vortragen konnte und daß die übrigen widerlegt waren, ehe ich sie vorzubringen im Stande war. Auch gestehe ich dir, daß die Waffen, mit welchen ich das Christenthum bekämpfen wollte, demselben wirklich abgeborgt waren, denn sie waren meistentheils, wo nicht alle, aus dem, vorzüglich durch Christum bekanntgemachten, Grundsaz, daß Gott ein Vater Aller sei, hergenommen. Mit einem Worte, wirst du mich überall so befriedigen, wie es zeithero geschehen ist: so kann es kommen, daß ich wieder mehr mit Achtung gegen das Christenthum erfüllet werde. Für heute danke ich dir nochmals und wünsche dir eine sanfte Ruhe.

Fünftes Gespräch.

Phil. Siehe, ich komme heute schon wieder, mein Lieber, nicht, weil mir unsre gestrige Unterredung nicht noch hinlänglichen Stof zum Nachdenken gäbe, sondern weil ich es in der That nicht erwarten kann, deine Erklärungen über das, was uns noch zurück ist, zu hören.

Theoph. Es ist so recht gut, auch wirst du so am leichtsten in Stand gesezt sein, über das Ganze zu urtheilen, wenn du alles weist, und das Ganze übersehen kannst.

Phil. Um dieses desto besser zu können, wirst du mir erlauben, die Hauptsache von alle dem zu wiederholen, was wir bisher durchgegangen haben. Wir fanden demnach, daß der Schöpfer des Weltalls, unsrer Erde, unsrer selbst und der darauf befindlichen übrigen Geschöpfe ein geistiges Wesen, Urheber aller Dinge, selbst aber ewig und selbst die Ursache seines eignen Daseins ist, daß er in jedem Augenblikke immer der Nemliche sein müsse, daß bei ihm keine auf einander folgende Reihe von Veränderungen statt finde, daß er vielmehr unveränderlich ist. Wir sahen ferner, daß es bei Gott gar keinen Raum gebe, daß er also auch in gar keinem Raum eingeschlossen, und, ob gleich auch nicht ausgedehnt, doch allgegenwärtig sei, und folglich auch überall wirken könne. Dies führte uns nun auf die Kraft der Gottheit, und wir konnten etwas anders nicht annehmen, als daß auch diese uneingeschränkt, daß Gott allmächtig sei. Bei der für uns so wichtigen Frage, wie Gott seine Allmacht brauche? sahen wir uns genöthigt, erst sein Erkenntnisvermögen zu untersuchen, und es zeigte sich ganz deutlich, daß Gott allwissend sein müste, daraus schlossen wir,

daß

daß er also nothwendig auch in aller Hinsicht das Beste kennen und wollen müste, wir nannten ihn daher allweise. Das Beste war nun ferner offenbar das, was der Natur seiner Geschöpfe angemessen war, es lies sich also auch nichts anders denken, als daß er seine Kraft zur Vervollkommnung der von ihm selbst eingerichteten Natur muste brauchen wollen, und daß er von seinen freien Geschöpfen insbesondere nichts fordern konnte, als daß auch sie der Natur gemäs lebten, Gott muste heilig sein. Dabei fanden wir übrigens wieder, daß Gott selbst die Natur der vernünftigen und empfindenden Geschöpfe so viel, als möglich, auf eine angenehme Art zu ihrer Vollkommenheit erheben wollte, aus diesem Grunde nannten wir ihn gütig, und weil er eben deswegen so viel Leiden, als möglich, von seinen Geschöpfen entfernt halten will, barmherzig. Gott wollte aber allen Geschöpfen wohl, er gab einem Jeden sein bescheidenen Theil, er führte sie alle, so viel es der Lauf der Dinge und die Freiheit der vernünftigen Geschöpfe zulies, zu ihrer Vollkommenheit, er lohnte und strafte freilich blos zur Verbesserung, aber doch gleichmäßiger, als wirs nur fassen können, er ist höchst gerecht. Wollte sich aber der Sünder auch ohne Strafe bessern, und es ward alles versucht, um dieses zu bewirken, so daß dem Sünder keine Entschuldigung übrig bleiben kann: so war Gott auch stets bereit, Sünde zu vergeben, er war auch gnädig. Alles lehrte uns endlich auch noch, daß er uns keineswegs durch einen auf kurze Zeit wohlthuenden Schein betriegen wollte, alles hat in der That unsre Vervollkommnung und Wohlfarth zum Zwek, wie er so oft und deutlich versichert hat, er ist wahrhaftig und treu. Ja gewis, groß ist Gott, er allein ist würdig zu empfangen Preis, Ehre und Anbetung!

Theoph. Du hast das, was wir weitläuftig durchgegangen haben, sehr genau und richtig wiederholt, und ich zweifele nicht daran, daß wir uns, wenn wir

uns das alles oft und lebhaft vorzustellen suchen, die Vollkommenheit Gottes leichter werden denken und bei jeder größern Fertigkeit, die wir darinne erlangen, auch mit immer mehr Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu ihm werden erfüllt werden. Eine Frage habe ich jedoch an dich zu thun. Glaubst du wohl, daß Gott bei der Aeußerung seiner Macht an und durch etwas gebunden ist?

Phil. Wie könnte dies bei dem Ersten, dem Unabhängigen, dem Herrn aller Dinge, möglich sein? Nein, Gott ist gewis ganz frei, er kann machen, was er will.

Theoph. Du glaubst also gar nicht, daß irgend eine Nothwendigkeit, warum Gott so zu Werke geht, wie ers thut, und nicht anders, statt finden könne?

Phil. O ja! ich bin weit entfernt, mir das vollkommenste Wesen einem eigensinnigen Kinde ähnlich zu denken. Meine Meinung ist nur, daß Gott durch keinen Zwang, der außer ihm seinen Grund hat, angetrieben werden könne, eine gewisse Handlungsart zu wählen. Daß Gott aber Etwas anders, als das Beste, gar nicht wollen kann, versteht sich von selbst und er könnte gar nicht einmal das Vollkommenste Wesen sein, wenns nicht so wäre.

Theoph. Dann scheint ja aber doch Gott immer gezwungen zu sein, wenn es auch durch eine blos innere Nothwendigkeit ist?

Phil. Wie glüklich wollte ich mich schäzzen, wenn ich in dem, was ich für gut erkenne, durch eine solche innere Nothwendigkeit getrieben würde! dann thäte ich, selbst bei der Freiheit, Böses zu thun, nichts Böses mehr. Das vollkommenste Wesen kann durch Nichts außer ihm vom Bösen abgehalten werden, daß es aber gar nicht einmal das Böse wollen kann, das kommt ja eben daher, daß es das vollkommenste Wesen ist! Hier ist kein Zwang, sondern volle Freiheit, und die vorhandne innere

Noth-

Nothwendigkeit zur Erwählung des Guten bei Gott kann wahrhaftig nur dem noch etwas Zwangartiges an sich zu haben scheinen, der das ihm bekannte Gute noch nicht freiwillig wählt, sondern durch die Erwählung desselben einen Frohndienst für Gott auf sich zu nehmen meint, oder der sichs bewust ist, daß er durch irgend einen Zwang, ohne alle freie Wahl, an etwas Gutes gewöhnt ist.

Theoph. Wie freue ich mich, daß du hierüber so gleich mit mir denkst! Auch kann ich dir sagen, daß die Schrift eben dieses behauptet, wenn sie von ewigen und unveränderlichen Rathschlüssen Gottes spricht; denn das könnten sie doch in der That nicht sein, wenn nicht eine gewisse innre Nothwendigkeit bei denselben zum Grunde läge. Daß nun aber bei allen diesen Umständen das vollkommenste Wesen sich in dem Zustande der grösten Glükseligkeit befinden müsse, leuchtet in die Augen, und die Schrift sagt es unzähligemal, und an allen den Orten, wo sie behauptet, Gott habe alles, er bedürfe nichts, er brauche der Dienste keines seiner Geschöpfe, keines Menschen, alle hätten nur alles von ihm. Doch verweise ich dich noch auf Jac. 1, 17. und 1 Tim. 6, 16.

Phil. Das ist alles so offenbar, daß wohl kein Vernünftiger daran zweifeln wird. — Bis hierher, Freund, wären wir nun gekommen, und ich fühle mich dir zu einem so innigen Danke verbunden, daß ich dir ihn mit Worten unmöglich ausdrükken kann. Es ist uns aber noch etwas zurük, wo es dir wohl nicht gelingen möchte, mich so zu deiner Meinung zu bringen, wie es zeither geschehen konnte, und ich gestehe, daß ich vielleicht, wenn du mir nicht zeither so viel Vertrauen zu dir eingeflößt und mich dir so verpflichtet hättest, entweder gar nicht mit dir davon spräche, oder ziemlich bitter werden würde. Du weist, daß ich zeither dem Christenthume nicht günstig war, und, frei gestanden, daran

war blos der schrekliche Begrif von der Gerechtigkeit Gottes und der deshalb nothwendig sein sollende Versöhnungstod Christi, besonders nach der Art, wie mir dieses als Christuslehre eingeprägt wurde, gar sehr aber auch die dieser Religion eigenthümliche Lehre von drei Göttern Schuld.

Theoph. Ist dir es jemals gesagt worden, daß das Christenthum 3 Götter lehre?

Phil. Lieber Himmel! wo wäre ein Unsinn, dem man nicht durch schöne Einkleidung, oder durch unverständliche Worte, bei denen sich kein Mensch etwas denken kann, das Auffallendste benommen hätte? Rede du, was du willst, und ich werde überzeugt bleiben, daß ihr, ihr möcht diese 3 Götter nur 3 Personen in der Einen Gottheit, oder wie ihr sonst wollt, nennen, in der That mit Worten spielt, und wirklich 3 Götter lehrt.

Theoph. Nun, wenn das ist: so sehe ich nicht ein, warum wir noch lange davon reden wollen. Du ereiferst dich izt schon, lieber Philander, und ich habe noch kein Wort zu Vertheidigung dieser, dir so anstößigen, Lehre gesagt, wie würde es erst werden, wenn ich dir widerspräche? Nein, wir wollen von Etwas andern sprechen.

Phil. Vergieb mir meine Uibereilung, ich fühle, daß ich mich unanständig benahm. Ich verspreche dir, auf alle Art die Ruhe bei mir zu erhalten, die du zu jeder Untersuchung forderst. Ich vergaß mich, und fuhr deswegen so auf, weil ich in der That meiner Sache gewis zu sein glaube.

Theoph. Mit welchem Recht, oder Unrecht, das wird sich vielleicht zeigen, aber mit Ruhe must du untersuchen, sonst breche ich augenbliklich ab. Zuerst mus ich dich fragen, ob du die Bibel für ein Buch hältst, dem wir auch dann glauben müssen, wenn wir Etwas nicht verstehen, nicht begreifen können?

Phil. Ich habe bisweilen daran gezweifelt, doch sonst mehr, als izt. Wenn ich aber auch gleich deine Frage nicht mit einem herzlichen Ja beantworten könnte: so will ich doch annehmen, daß dieses so sein müsse.

Theoph. Ich selbst beantworte meine Frage mit einem herzlichen Ja, und ich würde dieses thun, wenn ich auch besonders das neue Testament für weiter nichts, als die einzig sichere Urkunde dessen hielte, was Jesus und seine Apostel gelehrt haben. Deine eigne Meinung sei nun übrigens, welche sie wolle: so kann ich einstweilen mit deiner Aeußerung zufrieden sein. Warum ich übrigens diese Frage erst an dich thun muste, wird dir ohne mein Erinnern deutlich sein. Die Ursache ist nemlich, weil wir uns bei der Sache, über die wir sprechen wollen, einzig und allein an die Bibel, oder vielmehr nur an das neue Testament halten müssen, weil wir in Ansehung derselben eine andre Erkenntnisquelle nicht haben.

Phil. Ich dächte doch, bisweilen gehört zu haben, daß man die Dreieinigkeit auch durch Vernunftschlüsse erweisen wollte. Außerdem ist es aber doch sonderbar, daß nach deiner Behauptung weder die Natur etwas dem Aehnliches zeigt, noch auch im A. T. Etwas davon gelehrt, sondern alles, was wir davon wissen sollen, auf die Rechnung Christi und seiner Apostel gesezt wird.

Theoph. Deine erste Bemerkung ist richtig; allein alle Versuche, Beweise für die Dreieinigkeit in der Natur zu finden, sind fehlgeschlagen. Was das 2te betrift: so frage ich dich zuerst, ob du wohl glaubst, daß sich uns die Gottheit hier ganz, wie sie ist, gezeigt, oder ob sie uns noch manches, weil es uns in unsrer Lage ganz unbegreiflich wäre, verborgen, und für eine andre Periode unsres Daseins aufbehalten hat?

Phil. Was wir als Menschen von ihr erkennen können und sollen, hat sie uns, meiner Meinung nach,

wohl selbst schon in der Natur gezeigt, welche gehörig verstehen zu lernen, wir freilich wohl einen Lehrmeister nöthig haben mögen. Ich bin daher immer der Meinung gewesen, daß es mit den Dingen, wovon es in der Natur gar keine Spuren giebt, wohl nicht so recht richtig sein möchte. Auch sehe ich in der That nicht ein, warum es der Gottheit, die uns so sehr viel in der Natur lehrte, nicht auch hätte möglich sein sollen, uns auch in Ansehung der wenigen Dinge, von welchen wir auf einem andern Wege etwas erfahren haben sollen, wenigstens einige Winke zu geben? Was uns übrigens nur für eine andre Periode unsres Daseins wissenswürdig und nöthig ist, das, dächte ich, erführen wir auch alsdenn, wenn diese Periode ihren Anfang genommen hätte, zeitig genug. Im übrigen kann ich dir auf deine Frage immer noch antworten, daß es möglich sei, daß uns die Gottheit in der Natur nicht alles habe zeigen wollen.

Theoph. Glaubst du ferner, daß die Gottheit die Menschen nur nach und nach mit dem bekannt machen konnte, und wirklich bekannt machte, was sie wissen sollten?

Phil. Hier gebe ich dir ein herzliches Ja zur Antwort, da sich dieses auch wirklich nicht läugnen läst.

Theoph. Nun so wirst du wenigstens zugeben, daß uns Christus und seine Apostel Etwas bekannt machen konnten, was weder aus der Einrichtung der Natur ersehen, noch vor Christo die Menschen gelehrt werden konnte?

Phil. Ich könnte dagegen so manches erinnern, aber ich will dirs zugeben. Immerhin mag nun alles auf die Frage zurükkommen, ob Christus und die Apostel wirklich so Etwas, ob sie uns namentlich eine Dreieinigkeit bekannt gemacht haben? Du wunderst dich, wie ich sehe, über meine Nachgiebigkeit? Hier hast du den Schlüssel. Ich bin in der That schon seit einer

ziem-

ziemlichen Zeit nicht mehr so sehr gegen das Christenthum eingenommen, als ichs vorher war, und du must das, wenn du nur einigermaßen auf mich gemerkt hast, bei allen uns'ren izzigen Unterredungen wahrgenommen haben. Die Ursache dieser Veränderung liegt darinne, weil ich zu hoffen anfange, daß eigentlich weder Christus, noch seine Apostel jemals einen aus 3 Personen zusammengesezten Gott gelehrt haben, und daß die Dreieinigkeitslehre blos eine Folge der Misdeutung ihrer Aussprüche ist. Ich sage, ich hoffe, daß es so ist, denn ich habe das N. T., wie du wohl weist, nicht selbst studirt, ich las nur ein Paar gelehrte Zeitungen, und grade die Theologischen Artikkel am sorgfältigsten, und fand manche Stellen, welche immer Hauptbeweise für die Gottheit der einen und andern Person, oder der gesammten Dreieinigkeit abgeben musten, so erklärt, daß sie ihre ganze Beweiskraft verloren, und, wohl zu merken, diese Erklärung war so natürlich, lag so offenbar in der jüdischen und bildlichen Sprache Christi und der Apostel, daß man, wie mirs vorkam, nur vorurtheilsfrei sein und gesunde Augen haben durfte, um sich mit eignen Augen von der Richtigkeit dieser Erklärung zu überzeugen.

Theoph. Was das lezte betrift: so möchte sich noch gar sehr daran zweifeln lassen. Doch wir wollen sehen, vielleicht wirst du doch noch am Ende meiner Meinung. Das gestehe ich dir jedoch ein, mich gewundert zu haben, daß du dich, besonders im Anfange, nicht mit deiner ehemaligen Heftigkeit gegen das Christenthum erklärtest, und manche Einwendung, die du noch hättest machen können, zurükhieltest. Die Ursache aber, die du mir davon angegeben hast, und in Ansehung welcher ich dir die Klasse der Empfindung, die sie in diesem Augenblikke bei mir hervorgebracht hat, selbst noch nicht angeben kann, hätte ich nie vermuthet. Das sehe ich im Voraus, daß mir, so gewis

ich meiner Sache sein zu können glaube, nun mein Sieg, wenn ich ihn noch davon trage, überaus schwer werden wird, und daß wenigstens unser Streit, wenn wir ihn weit zu treiben Lust hätten, endlos werden möchte. Einige Versuche werden mich übrigens bald lehren, was ich zu erwarten habe, und ich werde mich dann, wenn sie nicht nach Wunsche ausschlagen sollten, wohl hüten, die Sache zu weit zu treiben, weil mir es nur zu wohl bekannt ist, daß nicht mündliche Streitigkeiten, sondern die genauesten Prüfungen etwas hoffen lassen. Ich für meine Person bin daher allerdings der Meinung, daß es, was Vernunft und Schrift lehrt, mehr nicht, als Einen Gott gebe, glaube aber doch, durch sehr viele Stellen, besonders des N. T., berechtigt zu werden, annehmen zu können, daß es in dem einzigen höchsten Wesen 3 Personen gebe, welche die Schrift mit den Namen, Vater, Sohn und Geist oder heiliger Geist belegt.

Phil. Und ich wünsche und hoffe, daß die Schrift nichts weiter lehrt, als: es ist Ein Gott, welcher der weise Schöpfer, Herr und Regierer aller Dinge und also auch der Menschen ist, welcher vorzüglich die leztern zu immer bessern und glükseligern Geschöpfen machen wollte, und darzu mancherlei Mittel wählte, unter andern aber einen außerordentlichen Mann, Jesus Christus, mit den besten Gaben des Verstandes und Herzens versahe, die ein Mensch nur immer haben kann, und die weder vor, noch nach ihm Jemand gehabt hat, noch haben wird, der eben deswegen, weil er diese besaß, und wuste, daß er sie freilich nicht von sich selbst, sondern von Gott, und zwar nicht allein um sein selbst, sondern auch um Andrer willen habe, sich selbst sowohl ganz vorzüglich den Sohn Gottes nannte, ob er gleich auch andre Menschen Kinder Gottes, nur nicht in einem so erhabnen Sinne, wie sich selbst, nannte, als auch von denen, die eben dies einsahen, von seinen Jün-

gern

gern, diesen Namen erhielt, und von diesen besonders auch deswegen, weil sie ihre außerordentliche Hochachtung und Ehrfurcht, und seine unendliche Erhabenheit über sich selbst gern anzeigen wollten. Ich hoffe, daß die Schrift lehrt: Der einzige Gott, den sie auch gradezu Vater nennt, lies diesen außerordentlichen Mann, Jesus Christus, den ich warlich mit der innigsten Ehrfurcht nenne, wenn ich mir ihn so denke, unter den Menschen auftreten, um ihnen den besten Unterricht von Gott und seinem Willen zu ertheilen, und es dadurch möglich zu machen, daß die Menschen so gute Geschöpfe würden, als sie ihrer Natur nach werden könnten, er lies sie zu dem Ende auch den Geist, d. i. die Denkungs- Gesinnungs- und Handlungsart Christi, der hierinne, so weit dies bei einem Menschen möglich ist, Gotte gleich war, und folglich seinen eignen Geist, den Geist Gottes selbst, sehen, und dadurch zu einer ähnlichen Denkungs- Gesinnungs- und Handlungsart auffordern; er lies also durch Christum in den Menschen, die ihm folgten, seinen Gottesgeist herrschend werden, er suchte, und sucht noch den Menschen dadurch sowohl, daß er ihnen die Lehre, das Leben und Beispiel Jesu bekannt werden läßt, als auch dadurch, daß er die Umstände darnach einrichtet, vielleicht durch eine besondre Einwirkung, diesen Geist des Christenthums gleichsam einzuhauchen und sie dadurch zu beleben. Siehe, Freund, das wünsche, das hoffe, das glaube ich, lehrt die Schrift, und ich kann mich nicht enthalten, dir zu sagen, daß sich mein ganzes Herz erhebt, wenn ich mir das so denke. Doch wir wollen sehen, wer wohl der Wahrheit am nächsten kommt.

Theoph. Deine Vorstellung hat überhaupt und besonders für dich so viel Gefälliges, daß ich zweifle, dir dieselbe durch eine Unterredung an einem Abende benehmen zu können. Ich will jedoch, wie ich schon gesagt habe, einige Versuche machen. Gelingen sie nicht:

so mus ich dich bitten, daß du mirs zu einer andern Zeit erlaubst, die ganze Sache weitläuftiger und genauer zu untersuchen, und daß du vorzüglich mit aller Aufmerksamkeit die Bücher liest, die ich Dir von Zeit zu Zeit vorschlagen und mittheilen werde. Ich führe zuerst für meine Meinung die Taufformel an, die doch auf alle Fälle sagt, daß die Apostel bei der Aufnahme ins Christenthum durch die Taufe zur Verehrung des Vaters, Sohnes und Geistes verbinden sollten. Niemand darf verehrt werden, als Gott. Sollte also nur der Vater verehrt werden: so würde Jesus nicht den Sohn und Geist beigefügt und ihnen dadurch göttliche Würde beigelegt, er würde eine ganz and're Taufformel geboten haben.

Phil. Das ist die einzige Stelle, die du für die gesammte Dreieinigkeit anzuführen hast, denn ich fürchte gar nicht, daß du mir jene erwiesen eingeschob'ne Stelle 1. Joh. 5, 7. Drei sind, die da zeugen ꝛc. und gegen deren Einrükkung selbst der vortrefliche Luther so feierlich protestirte, anführen wirst. Jene einzige Stelle aber möchte die Lehre von der Dreieinigkeit in der That nicht sonderlich sicher stellen. Du erklärst vielleicht absichtlich den Ausdruk: im Namen des Vaters, Sohnes und Geistes taufen, dahin, daß es heißen solle, zu ihrer Verehrung verpflichten. Dann müste aber auf Mosen, oder im Namen Mosis taufen, auch so viel heissen, als zur Verehrung Mosis verpflichten, da es doch weiter nichts heißen kann, als in die Mosaische Religionsgesellschaft aufnehmen, welches etwas ganz anders ist, als zur Verehrung Mosis verpflichten. Daß übrigens die Taufformel in einer symbolischen, oder bildlichen Sprache ausgedrükt ist, daß sie sagen soll: die Christen sollen Gott als den Vater Aller, Jesum als seinen Gesanden, dem sie, wie Gotte selbst, Folge leisten müsten, erkennen und verehren, und eben deswegen den Geist, die Denkungs- Gesinnungs- und Handlungsart Christi und

Gottes

Gottes in sich herrschen lassen, ist mir völlig ausgemacht. Ohne übrigens selbst noch mehr darüber zu sagen, will ich dir eine Umschreibung der Taufformel, die ich aus dem 5ten B. der neuen allgem. deutsch. Bibl. St. 2 abgeschrieben und zu dem Ende mitgebracht habe, vorlesen. Verpflichtet, heißt es daselbst, durch die Taufe alle Völker auf den Namen, d. h. auf die Religion des Vaters, des Sohnes und heil. Geistes, d. h. verpflichtet sie, die Religion, die ich euch gelehrt habe, als eine Religion, die von oben herab vom Vater des Lichts kommt und uns ihn nicht blos als einen Gott der Juden, — du weist wohl, dies war eine Vorstellung, der Jesus bei seinen Aposteln und Andern, und seine Apostel in der Folge selbst ausserordentlich entgegen arbeiten musten — sondern als den allgemeinen gegen Alle gleich gütigen Vater aller Menschen ohne Ausnahme gehörig kennen und verehren lehrt; als eine Religion, die den Sohn, d. i. den höchsten Gesandten und Bevollmächtigten der Gottheit, selbst zu ihrem Stifter hat, und also gewis die beste und zuverläßigste Anweisung zu unsrer Veredlung und Beseligung in sich faßt; als eine Religion also, die eben deswegen nicht ein bloßer todter und unfruchtbarer Buchstabe, sondern voll von Geist und Leben ist, nicht blos äußerlich zu bekennen, sondern nach ihrem wahren Sinn und Größe, der den Menschen heiligen, d. h. durch Tugend ihn veredlen und zu seiner wahren Würde erheben soll, gehörig kennen und thätig üben zu lernen. Der Rezensent sezt hinzu, und ich spreche es ihm von ganzem Herzen nach: So kalt und trokken also die Taufformel nach der gewöhnlichen Dogmatik ist: so prägnant (hervorstechend) und bedeutungsvoll ist sie, wenn man in ihren wahren Sinn recht eindringt.

Theoph. Ob ich gleich gegen das, was du bisher gesagt hast, mancherlei vorbringen könnte: so sehe ich doch, daß wir uns nie vereinigen würden, und ich will

will dir daher gern eingestehen, daß die Taufformel wenigstens mehrere Erklärungen zuläst und folglich keinen überzeugenden Beweis für die Dreieinigkeit abgeben kann. Allein, du würdest sehr irren, wenn du nun glaubtest, daß ich die ganze Dreieinigkeitslehre aufgegeben hätte. Es giebt der Stellen zu viel, aus welchen, nach meiner Meinung, die Gottheit des Sohnes und Geistes folgt, als daß man diese ganze Lehre sogleich verwerfen lassen könnte. Du weist es vielleicht schon, daß man sie, wegen ihrer großen Menge, in gewisse Klassen theilt, und sich zum Beweise der Gottheit des Sohnes und Geistes auf solche Stellen beruft, in welchen ihnen — göttliche Namen, — oder göttliche Eigenschaften, — oder göttliche Werke, — oder endlich göttliche Ehre, d. i., die Ehre der Anbetung, zugeschrieben wird. Nur ein Paar von diesen Stellen will ich dir vorlegen und dir eine Menge And'rer zur Uiberlegung mit nach Hause geben. Die erste Stelle, die mir die Gottheit des Sohnes unwidersprechlich darzuthun scheint, ist Joh. 1, 1. verglichen mit Vers 14, welche wörtlich übersezt so heißt: Im Anfange war der Logos, und der Logos war bei Gott und Gott war der Logos, oder wie es richtiger übersezt werden sollte, und der Logos war Gott. Die ersten Fragen sind hier allerdings, was ist unter dem Logos zu verstehen und wer war dieser Logos? Luther hat bekanntlich den Ausdruk, Logos, durch, Wort übersezt, Bahrdt sagt, Logos ist so viel, als Gesandter, Sprecher Gottes, der im Namen Gottes mit den Menschen redet. Wie man es aber auch immer übersezzen mag: so giebt doch der 14. Vers Antwort auf die 2te Frage, indem es daselbst heißt, dieser Logos (Wort, Sprecher) nahm die Menschheit an sich, und zeigt damit, wie mirs scheint, augenscheinlich an, daß der Logos, welcher im Anfange, das heist bekanntlich in der Bibelsprache, von Ewigkeit schon da, bei Gott, ja selbst Gott war, Niemand anders sein kann, als Jesus Christus,

Christus, der Sohn Gottes, daß folglich dieser selbst Gott ist.

Phil. Ich gestehe dir, daß mir grade diese Stelle die meisten Schwierigkeiten gemacht. Ich habe zwar manche Erklärung derselben gehört und gelesen, durch welche die mir anstößige Lehre wegfiel, aber ich wurde nicht befriedigt. Desto fester bin ich aber jetzt überzeugt, daß Johannes bei dem Niederschreiben dieser Stelle an die Gottheit Christi gar nicht gedacht hat. Allerdings ist hier die Hauptfrage, was ist unter dem Logos zu verstehen? Ich bin kein Grieche, aber so viel weis ich doch, daß dieses Wort nicht selten Weisheit, Verstand, oder noch besser, Vernunft anzeigt, und zwar weit mehr und natürlicher, als Sprecher, wie Bahrdt sagt. Nun will ich dirs einmal darnach übersezzen: Im Anfange, noch ehe die Welt war, war die — höchste Weisheit, Vernunft da, — diese Weisheit fand sich nur bei und in Gott — ja Gott selbst war die Weisheit. Ich erinnere dich hier daran, daß dem Johannes diese Art zu reden sehr eigen ist. Er sagt, so wie er hier sagt, Gott selbst sei die Vernunft, im 4ten Kap. seines 1ten Briefs Vers 8. Gott ist die Liebe, und kein Mensch wird sich unter der Liebe eine Person denken, die Gott sei. Wer könnte aber zweifeln, daß, wie ich irgendwo gelesen habe, da, wo Vernunft und Liebe ist, gleichsam Gott selbst ist? Durch eine and're mir bekanntgewordne Thatsache wird die Sache noch deutlicher. Christuslehre bekam nemlich, eben weil sie zur Untersuchung führt, den Spottnamen Logos, Vernunft, eben so, wie in unsren Tagen etwa das Wort Aufklärung nicht selten in spöttischer Bedeutung gebraucht wird. Johannes nun, dieser erleuchtete Schüler Jesu, wollte zeigen, daß das, womit man der Christen spottete, grade das ehrwürdigste sei, was man denken könne, daß die Vernunft grade das Erste und Wichtigste sei, was man sich am erhabensten Wesen denken müsse. Er

fängt

fängt daher gleich so an: Die Vernunft ist ewig, die Vernunft fand sich stets bei Gott, ja Gott ist die Vernunft. Und nun laß mich einmal den 14 V. darnach übersezzen: Und diese Vernunft, diese höchste Weisheit wurde auch einem Menschen zu Theil, wohnte und lebte so gleichsam unter uns, und wir sahen sie in ihrer Herrlichkeit gleichsam vor unsern Augen, sie fand sich im höchsten Grade an einem Menschen, wie in keinem andern, und dieser ist daher der eingebohrne Sohn des Vaters u. s. w. Wenn man das 1te Kap. Johannis so erklärt: so bekommt alles eine Harmonie, Schönheit und Vernunftmäßigkeit, die denjenigen, der Sinn dafür hat, entzükt. Und sage mir, ob du diese Erklärung nicht recht sehr natürlich findest, besonders bei dem augenscheinlichen Vorsazze des Johannes, die Lehre Jesu, so wie Jesum selbst, so hoch, als möglich, zu erheben?

Theoph. Natürlich genug, wenn nur die Thatsachen, die bei dieser Erklärung zum Grunde liegen, gehörig erwiesen wären. Indes wollen wir heute nicht viel darüber streiten, da wir viel tiefer eindringen müsten, wenn wir die Sache ausmachen wollten. Eins denke ich aber doch, wirst du mir nicht ableugnen. Fällt es nemlich nicht in die Augen, daß Jesus, wenn an ihm die Vernunft, die Weisheit der Gottheit sichtbar war, nothwendig mit der Gottheit in der innigsten Verbindung stehen muste, da doch offenbar ein ordentlicher Mensch göttliche Weisheit nicht besizzen konnte?

Phil. Das will ich dir nicht nur zugeben, sondern ich wollte sogar nichts dawider haben, wenn man Jesum als die sichtbare Gottheit, als eine Person, an der gleichsam die Menschen die Gottheit selbst können kennen lernen, darstellte. Und grade das scheint mir auch Jesus selbst zu thun, da er Joh. 14, 9. zum Philippus spricht: So lange schon bin ich bei euch und du kennest mich nicht? Philippus, wer mich siehet, der siehet den Vater, wie sprichst du denn, zeige uns den Vater? und in der Fol-

ge erklärt er sich immer deutlicher darüber, indem er versichert, daß seine und des Vaters Absichten ganz Eins wären. Mehr aber will Jesus auch wirklich nicht sein, er protestirt selbst mehrmals feierlich dagegen, daß er sich Gotte gleich sezze, z. B. Joh. 10, 35 — 38. und erklärt dabei, in welchem Sinne er mit Gott Eins sei, und von den Menschen geehrt werden wolle, nemlich blos durch Gehorsam gegen seine Religion, als die Religion Gottes. Auch wirst du gewis kein eigentliches Gebet an Jesum im N. T. finden, und die Ehre, welche Paulus Philipp. 2, 9. Jesu zueignet, ist blos die höchste unter den Menschen, weshalb auch so gar der Erhabenste, der König, so gut, wie der Niedrigste nach morgenländischer Art vor ihm sein Knie beugen müste. Eben dieser Paulus behauptet 1 Cor. 8, 5. 6. daß, ob man gleich Vielen den Namen Gott beilegte, doch nur Ein Gott sei, der Vater, und ein Herr, Jesus Christus, und 1 Tim. 2, 5. sagt er, es sei nur Ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus.

Theoph. Ich sehe schon, daß ich dich in der Kürze von der Richtigkeit meiner Meinung nicht werde überzeugen können. Nur noch eine Stelle. Wie willst du denn 1 Cor. 2, 10. erklären, wo Paulus sagt, der Geist erforsche alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

Phil. Grade so, wie es Paulus selbst, V. 11. erklärt. Denn, sagt er, welcher Mensch weis, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen? also auch weis Niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. So wenig aber Jemand bei dem Geist des Menschen, an Etwas vom Menschen Verschiedenes, oder an eine besondere Person denkt, eben so wenig kann man es bei dem Ausdrukke Geist Gottes. Alle Wirkungen des Geistes Gottes sind Wirkungen Gottes, und jene Redensart ist nur vom Menschen hergenommen, weil wir in diesem einen Geist annehmen, der ihn beherrscht.

Theoph. Ich will dir heute, wo meine Bemühung vergeblich seyn möchte, nicht länger mit noch mehrern Beweisen beschwerlich fallen, gebe dir aber diese Stellen wohl zu überlegen, um irgend einmal ausführlich davon mit dir zu reden. Luc. 1, 16. 17. Hebr. 1, 2. 3. Matth. 25, 31 ff. Ap. Gesch. 17, 31. Joh. 5, 22 — 27. Ap. Gesch. 5, 3. 4. 1 Cor. 12, 1 — 11. welche ich noch gar sehr vermehren könnte, wenn ichs für nöthig hielte.

Phil. Nur eine Frage. Kann man ein Christ sein, ohne die Dreieinigkeit zu glauben?

Theoph. Wenn der, der sie nicht glauben will, sich christlich beträgt, und selbst diejenigen nicht verspottet, die nicht mit ihm gleich denken: so glaube ich, daß ich selbst kein Christ wäre, wenn ich Deine Frage mit Nein beantwortete, da das N. T. den Glauben an Dreieinigkeit nirgends als Kennzeichen des Christenthums angiebt.

Phil. Nun deine Hand, mein Bruder, ich mus dich mit heissen Freudenthränen umarmen, ich bin ein Christ, und ein so eifriger, als es einen geben kann. Schlaf wohl, ich will mich meinen Empfindungen überlassen.

Von der Schöpfung.

In den vorhergehenden Gesprächen habe ich mich bestrebt, meinen Lesern die Gottheit in ihrer Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen, und ich bin überzeugt, daß ein Jeder derselben in eben dem Grade mit Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen zu dem höchsten Wesen erfüllt werden mus, in welchem er sich eine richtige, deutliche und lebhafte Vorstellung von demselben macht. Sie werden es aber bemerkt haben, daß in diesen Gesprächen der thätige und wirksame Gott, der in jedem Augenblikke seines Daseins seine unendliche Kraft äußert, der Hauptgedanke war, daß, nach einigen Bemühungen, etwas Sicheres über die Natur und das Dasein Gottes herauszubringen, alle Untersuchungen darauf gerichtet waren, wie Gott seine Kraft äußere? Die Vorstellung des erhabensten und vollkommensten Wesens an sich lies es nemlich schon nicht zu, daß wir uns dasselbe unthätig und müßig denken konnten, und die Bemerkung unsres eignen Daseins, welche ohne die Wahrnehmung einer außer uns befindlichen, uns umgebenden Welt nicht möglich wäre, bestätigt die Richtigkeit jener Vorstellung vom vollkommen-

sten Wesen auf die einleuchtendste Weise. Gott ist demnach thätig. Unsre Vorstellung von der Thätigkeit des höchsten Wesens wird und kann aber nie deutlicher und lebhafter werden, als wenn wir die Wirkungen der Thätigkeit desselben, wenn wir die Werke Gottes selbst betrachten. Was ist demnach natürlicher, als daß ich nun von den uns bekannten Aeußerungen der Thätigkeit Gottes, oder mit einem Worte, von der Schöpfung rede?

Dem gröſten Theile unter meinen Lesern wird es, um dieses nur beiläufig zu erwähnen, bekannt sein, daß man das Dasein der Welt nicht selten als einen vorzüglichen Beweis für das Dasein Gottes gebraucht hat und noch braucht. Ob es nun gleich wahr sein mag, daß dieser Beweis nicht so durchaus fest und für Alle überzeugend ist, daß sich gegen die Gültigkeit desselben nicht mancherlei einwenden ließe: so kann ichs doch nicht bergen, der Meinung zu sein, daß er für jeden Unbefangnen, der sich durch zu weit getriebne Spekulation noch nicht zum Zweifelsüchtigen gemacht hat, eine hinlänglich bindende Kraft haben wird, daß es sich einem jeden, mit Denkkraft begabten, Geschöpfe aufdringen mus, daß es ein schaffendes Wesen geben müsse, daß höchst wahrscheinlich, nächst dem, in unser Herz geschriebnen, Gesezze, die Bemerkung des eignen Daseins die Menschen im Anfange zuerst an den Schöpfer denken lies. Dem sei indes, wie ihm wolle, es ist, auch wenn wir aus der Schöpfung nicht das Dasein des Schöpfers beweisen wollen, doch äußerst wichtig, die

Schöpfung

Schöpfung kennen zu lernen, sollte es auch blos deswegen sein, um mit dem Werke desjenigen bekannt zu werden, dessen Dasein uns unser Herz ohne allen Beweis zu glauben nöthigt, besonders da wir selbst ein Theil dieses Werkes sind.

Vor allen Dingen mus ich hier daran erinnern, daß man sich gemeiniglich des Wortes Schöpfung zur Bezeichnung des Werkes der Gottheit bedient, daß man aber auch dieses Wort wieder in einem doppelten Sinne braucht und brauchen kann, daß es nemlich einmal die Handlung Gottes, wodurch die Welt hervorgebracht wurde, sodann aber auch die Welt selbst anzeigt, welche Gott hervorgebracht hat. Ob ich nun gleich über das, was bei der Hervorbringung der Welt in Gott selbst vorging, nichts werde zu sagen haben, weil in den vorhergehenden Gesprächen über die Gottheit besonders von Seite 78 bis 84 das Nöthige darüber schon erinnert worden ist: so werde ich doch, wenn ich von dem Werke Gottes reden werde, unaufhörlich an seine bei der Hervorbringung desselben geäußerte Thätigkeit erinnern, und also von der Schöpfung in beider Bedeutung reden müssen, wenn ich gleich deswegen keine besondere Eintheilung mache, sondern die Bemerkung dieser verschiednen Bedeutung meinen Lesern überlasse. Es wird mir nemlich bei dieser Abhandlung obliegen, über den Ursprung der Welt selbst sowohl, als über die in derselben befindlichen Geschöpfe Einiges zu sagen. Uiber den Zwek der Schöpfung werde ich aber aller Untersuchung überhoben sein können, da derselbe

in Ansehung der empfindenden geistigen Wesen aus den Untersuchungen über die menschliche Bestimmung im 1ten Bande hinlänglich bekannt ist, und in Ansehung der Körperwelt ein Jeder aus eben den angeführten Abhandlungen theils sehen, theils schließen wird, daß sie nichts weiter sein kann und soll, als Mittel zu dem lezten Endzwekke. Wer übrigens seine Augen nicht ganz verschließen, wer nur einigermaaßen über den Zusammenhang des dort angegebnen Endzweks und des izt genannten Mittels nachdenken kann und will, dem kann es keinen Augenblik zweifelhaft sein, daß ein treflichers Mittel, als gewählt ist, gewis nicht gewählt werden konnte.

Das Erste, was wir also in Erwegung ziehen wollten, war der Ursprung der Welt. Hierbei haben wir uns aber vorzüglich mit dreierlei zu beschäftigen, einmal nemlich mit dem Ursprunge der Welt selbst, und mit der Ursache, welcher diese Welt ihr Dasein zu danken hat, sodann mit der Art, und endlich mit der Zeit des Ursprungs derselben.

Die Frage, woher unsre Welt gekommen? scheint mit der grösten Leichtigkeit beantwortet werden zu können, und die gewöhnliche Beantwortung derselben würde wahrscheinlich auch ohne allen Widerspruch angenommen, und ihre Richtigkeit nie bezweifelt worden sein, hätte es nicht Menschen gegeben, die durch einige Scheingründe und unrichtige Beobachtungen und Erklärungen der Natur und ihrer Kräfte verführt, auf den sonderbaren Einfall gekommen wären, am Dasein

Gottes

Gottes zu zweifeln; hätte man sich nicht bisweilen ein sehr großes Vergnügen daraus gemacht, grade das, was in der Bibel stand, und zwar blos deswegen, weil es darinne stand, ob man es sonst gleich sehr gern angenommen hätte, zu bestreiten; hätte man endlich dann, wenn man über den Ursprung der Welt selbst zu sprechen glaubte, nicht mehr über die Art, wie sie hervorgebracht sein sollte, geredet, wo es denn freilich nicht zu verwundern war, daß man, da Einer Dieses, der Andere Jenes an der durch die gemeine Meinung angenommenen Art des Welturſprungs auszusezzen, ein Jeder aber sich auch schon seine eigne Art, wie die Welt wohl entstanden sein könnte oder sollte, ausgedacht hatte, über die erste Ursache des Daseins der Welt selbst uneinig wurde und zu sein glaubte, da man es doch eigentlich nur über die Art, wie diese erste Ursache zur Hervorbringung der Welt wirksam gewesen, war, und hätte sein können. Denn das Dasein der Welt einem blinden Ohngefehr zuschreiben, ist in der That zu abgeschmakt und zu lächerlich, als daß man dieses je im Ernste hätte glauben können; da es auch wirklich viel schlimmer ist, als wenn Jemand behauptete, ein vollkommen gut eingerichtetes Haus könne von ohngefehr entstehen. Hierzu kommt überdies noch, daß durch die Behauptung, die Welt sei von ohngefehr entstanden, bei der Beantwortung der Frage, woher die Welt gekommen sei? noch gar nichts gewonnen wäre, da man wieder aufs neue fragen müste, woher denn die einfachen Theile, woraus die Welt besteht, gekommen wären? Daß

diese nicht durch sich selbst da sein können, lehrt ganz offenbar die Veränderlichkeit und Hinfälligkeit der Welt selbst und aller Körper, die wir auf derselben wahrnehmen. Bei diesen Umständen ist nichts übrig geblieben, als an eine vernünftige Ursache der Welt zu denken. Da es nun theils unnöthig, theils abgeschmakt und widersinnig ist, mehrere vernünftige Wesen als die vernünftige Ursache der Welt anzunehmen: so hat man sich fast durchgängig dahin vereinigt, daß ein höchst mächtiges, weises und gütiges Wesen Urheber derselben, und zwar sowohl der einzelnen Theile, als der Verbindung sei, in welcher diese mit einander stehen, und wodurch eben das entsteht, was wir Welt nennen. Selbst unter denen Denkern, welche der Bibel gar nicht, sondern blos der Natur folgen, hat es sehr wenige gegeben, die dieser Meinung nicht gewesen wären. Wie gewis aber die Schrift das Dasein der Welt Gotte zuschreibt, wird Jedermann bekannt sein, da sie ihren ganzen Unterricht auf den Saz bauet, Gott ist Schöpfer der Welt, und ihn eben dadurch, daß sie ihm die Schöpfung zuschreibt, von allen andern sogenannten Göttern unterscheidet, ihm eben deswegen allein das Recht der Herrschaft und Gesezgebung zuschreibt, und für ihn allein den höchsten Gehorsam und die höchste Verehrung der Menschen, so wie aller freien Geschöpfe, fordert. Statt vieler Stellen verweise ich Sie nur auf 1 Mos. 1, 1. und Ap. Gesch. 17, 24 ff., welche zu vermehren, Sie auf allen Blättern der Schrift genugsame Gelegenheit haben werden.

den. Vernunft und Schrift erkennen Gott als den Urheber der Welt an.

Aber der wisbegierige Geist des Menschen ist damit nicht zufrieden, er möchte auch gern die Art wissen, wie Gott die Welt hervorgebracht habe? Ich sage darüber nichts, daß in Gott selbst, wenn er schaft, nichts vorgeht, daß er nur wollen darf, und sein Wille geschieht, wie schon in den Gesprächen über die Gottheit S. 84 angemerkt worden ist, und wogegen auch Niemand Etwas einzuwenden haben möchte. Aber man hat zuerst gefragt, woraus Gott doch wohl die Welt geschaffen haben möchte? Ich weis nicht, ob ich Unrecht thue, wenn ich diese Frage, nachdem man ausgemacht hat, daß ohne Gott nichts da, daß er der Schöpfer aller Dinge ist, abgeschmakt nenne. Indes hat man diese Frage damit beantwortet, daß man sagt, Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen. Es ist gewis höchst lächerlich, wenn man dagegen sagt, aus Nichts könne unmöglich etwas werden; da der Sinn des Sazzes, Gott hat die Welt aus Nichts geschaffen, offenbar kein and'rer ist, als, Gott hat sogar den einfachen Substanzen ihr Dasein gegeben, es war einmal gar nichts da, und Gott machte erst, daß etwas da war. Indes bemerke ich, daß die Untersuchungen über diese Sache mehr in das mittlere und neuere Zeitalter gehören, und daß man in alten Zeiten darüber wenig oder nichts bestimmt hat. Die Schrift, die sich übrigens auf dergleichen bereits ausgemachte, nur durch spielende Grübeleien aufs neue ausgehobne Fragen, eigentlich gar

nicht einläst, behauptet denn doch die Hervorbringung der Welt aus Nichts (das Nichts in dem angegebnen Sinne genommen) in allen den Stellen, wo sie der Welt und allen ihren Theilen einen Anfang zuschreibt, auch Hebr. 11, 3., auch dadurch, daß sie nie von einer Materie spricht, welche Gott vorgefunden, und aus welcher er die Welt gebauet habe.

Allein man hat auch bei der Voraussezzung, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen, ferner noch herauszubringen gesucht, wie sich Gott die von ihm hervorgebrachten einfachen Theile habe vereinigen, wie er sich vorzüglich die Theile, woraus unsre Erde besteht, so habe verbinden lassen, daß der Wohnplaz daraus wurde, den wir izt inne haben? Die Meinungen über diesen Punkt sind verschieden. Einige behaupten nemlich, Gott habe unmittelbar durch die Anwendung seiner Macht die Welt in einen solchen Zusammenhang gesezt, in welchem sie sich befindet, und er sei es auch, der diesen Zusammenhang erhalte und abändere, je nachdem es ihm gefällig wäre; Andere hingegen sind der Meinung, Gott habe nur die Theile, aus welchen die Welt besteht, mit ihren Kräften hervorbringen, und eben dadurch die Gesezze bestimmen dürfen, nach welchen diese Theile ihre Kräfte äußern und entwikkeln müsten, oder um mich des gewöhnlichen Ausdruks zu bedienen, er habe der Natur nur ihren Lauf anweisen, und sich nach diesem Laufe der Natur, ohne einen besondern Eingrif, alles von sich selbst entwikkeln lassen dürfen, und die Welt sei da, und daure durch ihre eignen, ihr freilich

von der Gottheit verliehenen, Kräfte fort. Ich bemerke dabei vor allen Dingen, daß die Schrift darüber gar nichts bestimmt, daß diese den Menschen weiter nichts ans Herz legen will, als die Wahrheit, Gott ist der Schöpfer des ganzen unermeslichen Weltalls, und eben deswegen unser Herr, daß sie aber über die Art, wie die Welt durch Gott entstanden, und was dieser etwa unmittelbar dabei gethan hat, daß die Welt grade das wurde, was sie ist, nicht das Geringste sagt, daß sie dieses vielmehr den Vermuthungen und Beobachtungen der Menschen überläßt, die ihre Geisteskräfte daran üben wollen. Ich hoffe, durch diese einzige Bemerkung die Schrift, und besonders die Schöpfungsgeschichte, die uns Moses aufbehalten hat, gegen manche unbillige Vorwürfe, die besonders vom Unnatürlichen und Abentheuerlichen hergenommen sind, das sich in jener Erzählung finden soll, vor der Hand, und bis ich mich näher darüber erkläre, hinlänglich geschüzt zu haben. Um indes auf jene Verschiedenheit der Meinungen über die Art der Schöpfung zurükzukommen: so bemerke ich, daß die Verschiedenheit dieser Meinungen höchst wahrscheinlich auf lauter Misverständnissen beruht, und daß wenigstens nichts thörichter sein würde, als wenn man wegen der Verschiedenheit der Meinungen in dieser Sache gegen einander verächtliche oder feindselige Gesinnungen zeigen wollte. Den grösten Antheil an den hierüber obwaltenden Misverständnissen hat indes ohnstreitig die Verschiedenheit der Meinungen über die Zeit, wenn die Welt geschaffen worden ist. Ehe ich aber davon

von zu reden anfange, erinnere ich noch daran, daß die Schrift doch eine gewisse Art, wie Gott selbst bei der Hervorbringung der Welt zu Werke gegangen ist, angiebt, sie sagt nemlich: Er habe die Welt durch den Sohn geschaffen. Ob nun gleich Viele die Aussprüche der Schrift nicht von der eigentlichen Schöpfung nehmen, sondern dieselben dahin erklären, daß sie eine blos moralische Bildung der Menschen durch Jesum Christum anzeigten: so glaube ich doch, daß die Aussprüche der Schrift über diese Sache so beschaffen sind, daß diese Auslegung nicht wohl statt finden möchte. Meine Leser werden dieses übrigens selbst am besten beurtheilen können, wenn Sie die davon handelnden Stellen nachschlagen wollen. Die vorzüglichsten sind folgende: Joh. 1, 3. 10. Hebr. 1, 2. und Col. 1, 16. Worinne aber der Antheil, den der Sohn an der Schöpfung genommen, bestanden habe, läst sich eben so wenig bestimmen, als die Art, wie die Gottheit überhaupt ihre Thätigkeit äußert, oder bei der Schöpfung geäussert habe.

Die Verschiedenheit der Meinungen über die Zeit der Schöpfung war es also, welche Misverständnisse auch über die Art, wie wohl die Welt entstanden sein möchte, hervorgebracht und unterhalten hat, und ich bin überzeugt, daß man sich nur über diesen Punkt gehörig verständigen darf, um entweder alle Misverständnisse sogleich aufgehoben oder doch dieses alles als eine ziemlich gleichgültige Sache behandelt zu sehen, an der wenigstens die Religion selbst weiter keinen Antheil hat.

Es

Es kann Ihnen nemlich nicht unbekannt sein, daß die uns vom Moses aufbehaltne Urkunde über die Schöpfung gemeiniglich so erklärt wurde, als ob in derselben von der ersten Hervorbringung alles dessen, was da ist, die Rede wäre. Daher war denn die fast allgemeine Meinung entstanden, als ob die Welt, nach der gewöhnlichen Zeitrechnung, ohngefehr 6000 Jahr alt wäre. Diese Meinung war, wie gesagt, vor einiger Zeit fast noch allgemein, und ist unter denen, die weder Beruf noch Gelegenheit hatten, sich mit den neuern Entdekkungen und Erklärungen bekannt zu machen, noch immer die gewöhnlichere. Ganz allgemein ist indessen diese Meinung nie gewesen, und es hat daher schon in den ältesten Zeiten und unter den ersten Christen Leute gegeben, welche die Ewigkeit der Welt annahmen, und in den neuern Zeiten hat man an der Erde selbst sehr vieles entdekt, was ein viel höheres Alter derselben, als das gewöhnlich angenommene, unwidersprechlich anzeigt. Diese Bemerkungen würden nun, in Ansehung der Religion, gar keinen Streit verursacht, und keinen Zweifel an der Aechtheit der Mosaischen Urkunden erzeugt haben, hätte man diese richtig verstanden, und sich überzeugen können, daß die Schrift eben so wenig etwas über die Zeit, als die Art der Schöpfung, sage. Da nun besonders über diese Sache nirgends in der Schrift etwas vorkommt, als in der vom Moses aufbehaltnen Urkunde 1 Mos. 1.: so werde ich, zur Erläuterung dieser Sache, nichts weiter zu thun haben, als über diese Stelle einiges zu sagen.

Es

Es ist ganz offenbar, daß nicht Moses selbst der Verfasser derselben ist, so wenig, als der nächstfolgenden Kapitel des ersten Buchs, und daß sie ihm vielmehr, als ein aus den ältesten Zeiten herrührendes Gedicht bekannt und von ihm in seiner Geschichte entweder so, wie es war, oder Auszugsweise aufgenommen worden ist. Dabei wird es sich aber nie mit Sicherheit ausmachen lassen, wer der eigentliche Verfasser dieses Gedichts gewesen ist, ob gleich Einer diesen, der Andre Jenen, sehr viele aber den Sem, den Sohn des Noa, dafür halten. Da übrigens dergleichen Gedichte gemeiniglich Volkslieder waren: so konnten sie mit der grösten Leichtigkeit ganz unverfälscht erhalten und die älteste Geschichte konnte auch, weil man die Schreibekunst noch nicht kannte, blos dadurch mit Sicherheit auf die Nachwelt fortgepflanzt werden. Dieses sind indes Dinge, bei denen man ziemlich ruhig geblieben sein würde.

Dies war aber keinesweges der Fall mit den Absichten und dem Sinn dieser Urkunde, weil dieses mit gewissen Religionsmeinungen schon mehr zusammenzuhängen schien. Die gemeinste Meinung ist, daß der Verfasser dieser Urkunde genau die Art habe beschreiben wollen, wie Gott die Welt und unsre Erde habe entstehen lassen, und wie sie die Einrichtung erhalten habe, die wir an ihr bemerken. Es giebt aber außerdem nicht wenige, welche glauben, der Verfasser habe ein Gedicht verfertigen wollen, worinne er der Gottheit die Ehre der Schöpfung zuschrieb und Wahrheit zum Grunde legte, er habe aber nach Dichterart die ganze Begebenheit entweder

weder nach seiner Phantasie eingekleidet, oder sie grade so vorgetragen, wie es der damaligen allgemeinen Meinung gemäs gewesen wäre, nur daß er sich dabei der Dichtersprache bedient hätte, um die ganze Sache desto mehr zu versinnlichen, und sie besonders für seine Zeitgenossen verständlich zu machen. Eine dritte Meinung wird in der nächstfolgenden Abhandlung bei Gelegenheit einer Stelle vorkommen, die mit der unsrigen zusammenhängt, wo sie auch untersucht werden wird. Daß in der ganzen Stelle alte Dichtersprache herrscht, hat noch Niemand bezweifelt, und es kommt hier nur alles auf die Fragen zurük, ob der Dichter wirklich eine Geschichte der Schöpfung habe entwerfen wollen, oder ob es blos seine Absicht gewesen ist, die Wahrheit, daß Gott der Schöpfer des Weltalls sei, unter den Menschen zu erhalten, daß er aber eine ihm selbst gefällige Einkleidung gewählt habe, um diese Wahrheit zu versinnlichen? Ob gleich für die Religion gar nichts darauf ankommt, welche von beiden Fragen man mit Ja beantwortet, da allemal die Wahrheit, Gott ist Schöpfer der Welt, fest stehen bleibt: so scheint doch, wenn man besonders auch das noch nachgiebt, daß vielleicht unter den Tagen nicht eigentlich sogenannte Tage zu verstehen sind, sondern gewisse Zeiträume, die Meinung, daß das erste Kap. Mosis eine eigentliche Schöpfungsgeschichte enthalte, sehr viel für sich zu haben. Einmal ist es nemlich in der That merkwürdig, daß die alten Fabellehren heidnischer Völker, bei welchen höchst wahrscheinlich allemal eine gewisse Wahrheit zum Grunde

liegt,

liegt, die aber eben durch die sonderbare Vorstellungsart erst zur Fabel wurde, und deren Enträthselung uns nun so schwer wird, fast insgesammt von der Entstehung der Welt Etwas haben, was mit der Mosaischen Erzählung einige Aehnlichkeit hat. Ob nun gleich daraus nicht folgt, daß man diese unverständlichen Fabeln zur Erklärung und Ergänzung der Mosaischen Erzählung brauchen kann, weil sie auch in der That viel mehr Erläuterung brauchen, als die Mosaische Erzählung: so ist es doch gewis kein unbedeutender Umstand, daß sich diese Aehnlichkeit findet, weil man doch daraus sieht, daß sich eine mündliche Erzählung von dem Ursprunge der Welt fortgepflanzt habe, die offenbar einen gemeinschaftlichen Urheber hat, nur daß diese mündlich fortgepflanzten Erzählungen in der Folge eine verschiedne Einkleidung erhielten. Vor allen diesen Einkleidungen hat nun die Mosaische unendliche Vorzüge. Denn ob man gleich Einigen dieser Erzählungen gern mehr Vollständigkeit zuschreiben möchte: so ist jene Vollständigkeit doch wirklich nichts weiter, als eine menschliche Erfindung, die von manchem Naturforscher und Beobachter unsrer Erde weit besser gerathen ist und gerathen kann, und die Mosaische Erzählung ist überdem, welches auch zugleich der zweete Grund ist, warum man sie lieber als Geschichte annehmen möchte, so natürlich, daß sich in der That fast nichts dagegen erinnern läßt.

Doch ich komme eben dadurch auf den zweeten Punkt, welcher einige Uneinigkeiten veranlaßt hat, auf den Sinn der ganzen Stelle. Lange hat man nemlich

geglaubt,

geglaubt, daß Moses uns mit derselben eine Schöpfungsgeschichte des ganzen Weltalls liefere, bis man endlich eingesehen hat, daß, außer dem 1ten Vers, von dem Weltall gar nicht mehr, sondern blos von unsrer Erde die Rede sei. Um indes diejenigen meiner Leser, die mit dieser Sache noch wenig oder gar nicht bekannt sind, in den Stand zu sezzen, über diese Erklärungsarten selbst zu urtheilen, so will ich über das 1te Kap. des 1ten B. M. noch einige Erklärungen geben. Im Anfange, heißt es daselbst, schuf Gott den Himmel (alles, was außer unsrer Erde da ist,) und die Erde, die deswegen besonders genennt wird, weil sie uns vorzüglich angeht. Wenn übrigens dieser Anfang gewesen ist, wird nicht gesagt, kurz irgend einmal schuf Gott. Und (vielleicht, nachdem sie schon Millionen Jahre da gewesen war,) die Erde war einmal verwüstet und leer, oder verlassen, sie war eine finstre Tiefe, (von Wasser überschwemmt, welches so stark ausdünstete, daß dichte Nebel entstanden, welche keine Sonnenstralen durchließen.) Nun gefiel es Gott, die Erde wieder aus dem Wasser hervorgehen zu lassen und bewohnbar zu machen — er lies daher einen Wind enstehen, welcher die Nebel etwas zerstreuete, so daß die Sonne den Erdboden, wenigstens so, wie bei uns in trüben Tagen, erleuchten konnte, und so ward denn Licht. Es wird einem Jeden so gleich einleuchten, daß sich so gegen die Mosaische Erzählung der Einwurf, woher denn am 1ten Tage das Licht gekommen, da noch keine Sonne da gewesen

wesen sei? gar nicht mehr machen läst. Damit es aber ferner möglich würde, daß ein Theil der Erde von der Uiberschwemmung frei würde, lies Gott sich eine große Menge Wasser über der Erde am Horizont in Wolken sammlen. Zu eben dem Ende wurden auf der Erde selbst Vertiefungen und Höhen, woher denn Meere und Flüsse entstanden, weshalb es scheint, als ob vorher die Erde fast ganz im Wasser aufgelöst gewesen wäre. Nun ward es zugleich möglich, daß die Erde aus ihrem Schooße Früchte treiben konnte. Durch diese Absonderung des Wassers von der Erde verloren sich ganz natürlich auch jene verfinsternden Dünste, es ward möglich, daß die wohlthätigen Stralen der Sonne nun ganz bis zur Erde durchdringen, daß die Sonnenscheibe von der Erde nun selbst gesehen werden konnte, und zwar dieses nicht nur, sondern die Luft war bereits so rein geworden, daß man auch die minder hellen Körper, den Mond und die Sterne, sehen konnte. Man darf nur sehr wenig mit der Bibelsprache bekannt sein, um es zu wissen, daß es in ihrer Art ist, zu sagen, Gott habe dies oder jenes gemacht, wenn es gleich schon längst da war und nun erst bekannt wurde. Wie richtig aber nun das Verhältnis des 4ten Tagewerks zu den übrigen wird, darf kaum erwähnt werden, da es außerdem doch wirklich etwas sonderbar herauskommen würde, wenn Gott über unsre Erde und ihre Bewohner 5 Tage geschaffen, mit den übrigen unermeslichen Weltkörpern aber, gegen welche unsre Erde fast nichts ist, in 1 Tage fertig geworden wäre. Nachdem übrigens dieses eingerich-

gerichtet war: so wurde erst das Meer und die Luft bevölkert, und zulezt die Erde.

Sie haben hier eine ganz kurze Erklärung der Mosaischen Schöpfungsurkunde, die mir auf alle Fälle die beste zu sein scheint, und fast alle Schwierigkeiten hebt, welche man sonst zu lösen sich vergeblich bemühete. Will man sagen, wer denn das alles bemerkt habe, da Niemand da gewesen sei? so würde ich diese Frage noch weit mehr bei andern unnatürlichen und fabelhaften Erzählungen aufwerfen, denen man so sehr gern theils selbst viel lieber glauben, theils Glauben verschaffen möchte, als dem Moses, von welchem Leztern man sich sogar nicht scheuet, die Vermuthung zu äußern, als ob jene Fabeln und etwa einige unter den Aegyptischen Priestern und Eingeweiheten bekannte Nachrichten, die Andern höchstens durch gewisse bildliche, aber ganz unverständliche Vorstellungen mitgetheilt worden wären, die einzige Quelle wären, woraus er geschöpft habe, ob dieses gleich wirklich nicht viel besser ist, als wenn man behaupten wollte, die Juden hätten ihre Religion von den Griechen erhalten, weil sich in den Fabeln derselben manches findet, was auf einige Begebenheiten bei den Juden hinzudeuten scheint. Wie Gott die Schöpfungsgeschichte habe bekannt werden lassen, kann ich freilich nicht bestimmen, so viel ist indessen gewis, daß sich die Richtigkeit derselben, so wie sie uns Moses aufbehalten hat, immer mehr bestätigt, je mehr die Natur erkannt wird.

Aus dem aber, was ich bisher gesagt habe, wird es deutlich sein, daß Moses über die Zeit der Schöpfung, wenigstens der ersten, denn man möchte die izt beschriebne Einrichtung unsrer Erde nicht unbequem die 2te*) Schöpfung nennen können, nichts bestimmt, und daß wir höchstens aus ihm lernen können, wie lange es ohngefehr her ist, daß unsre Erde die Einrichtung hat, die wir an ihr bemerken.

Ich sagte aber auch oben, es würde dann, wenn man nach einer richtigen Erklärung der Mosaischen Schöpfungsurkunde gesehen haben würde, daß die Schrift nichts über die Zeit der Schöpfung festsezze, auch einleuchten, daß sie nichts über die Art bestimme. Ich erwähnte es nemlich so eben, daß man recht wohl eine erste und zwote Schöpfung von einander unterscheiden könne, und daß die zwote sich lediglich auf unsre Erde beziehe. Dabei wird nun keineswegs behauptet, daß sich mit unsrer Erde, seit ihrem ersten Dasein, weiter keine gänzliche Veränderung, außer der vom Moses

*) Man denkt sich sonst bei den Wörtern erste und zwote Schöpfung etwas anders, und versteht unter der ersten die Hervorbringung der einfachen Theile, woraus die Welt zusammengesezt ist, unter der 2ten aber die Verbindung dieser einfachen Theile zu einer Welt. Die Deutlichkeit, welche mir hier der Gebrauch dieser Wörter gewährt, wird diesen Gebrauch in einer zwar ungewöhnlichen, aber aus dem Zusammenhange leicht ersichtlichen Bedeutung hinlänglich entschuldigen.

Moses beschriebnen, zugetragen hätte, sie kann solcher Umwälzungen schon sehr viele erfahren haben, diese sind uns aber gänzlich unbekannt, und gehen uns gar nichts an, daher wir auch nur auf diejenige Rükſicht nehmen, wodurch die Erde zu einem Wohnplazze für diejenigen Geschöpfe, die sich izt auf derselben befinden, eingerichtet ward, und nur eine erste und zwote Schöpfung unterscheiden wollen. Hoffentlich darf dieses nur bemerkt sein, um dem Streite über die Art der Weltschöpfung eine andre Richtung zu geben. Es wird nemlich offenbar sein, daß sich über die erste Schöpfung gar nicht mehr streiten läßt, daß unstreitig Gott unmittelbar der Schöpfer aller Dinge, und selbst ihrer ersten Vereinigung und Verbindung unter einander sein müsse, daß hingegen bei diesem Streite nur noch von der zwoten Schöpfung, oder von der Herstellung der Erde in die iztbestehende Ordnung die Rede sein könne. Hier fragt sichs nun freilich aufs neue, ob Gott unsrer Erde unmittelbar durch seine Kraft die izzige Einrichtung gegeben habe, oder ob sie durch die ihr schon lange vorher von der Gottheit mitgetheilten Kräfte und nach den gesezmäßigen Wirkungen derselben, mit einem Worte, durch den Lauf der Natur das geworden ist, was sie ist? Man ist auf diese lezte Meinung deswegen gekommen, weil man so außerordentliche Kräfte der Natur wahrnimmt, durch welche, wie man glaubt, unsre Erde nach den von der Gottheit festgestellten Naturgesezzen allerdings das habe werden können, was sie ist. Denn es ist ja freilich wohl wahr, daß Inseln, Seen,

Flüsse, Berge und Thäler durch Erdbeben und feuerspeiende Berge, oder andre merkwürdige Naturerscheinungen entstehen, daß man sich also nicht wundern darf, wenn beobachtende Männer auf den Gedanken gerathen sind, unsre Erde habe ihre izzige Einrichtung durch den, von der Gottheit festgesezten, Lauf der Natur erhalten. Die Erzählung, die uns Moses von der Schöpfung macht, kann wenigstens mit dieser Meinung bestehen, da er einmal als Dichter geredet haben kann, es aber auch außerdem bekannt genug ist, daß das Alterthum, welches auf die natürlichen Ursachen merkwürdiger Veränderungen noch nicht sonderlich merkte, der unmittelbaren Wirksamkeit Gottes alles, auch die unter uns bekanntesten Wirkungen der Natur zuschreibt. Da es also so ziemlich ausgemacht sein möchte, daß die Schrift über die Art der Schöpfung nichts bestimmt, daß ihre Aussprüche mit beiden Meinungen bestehen können: so wird es auch offenbar sein, daß die Religion selbst bei diesen getheilten Meinungen gar nicht leiden kann, weil in beiden Fällen die Wahrheit fest bleibt, daß Gott der Schöpfer und Herr Himmels und der Erde, daß ohne ihn nichts ist, was ist.

Allein nicht blos vom Ursprunge der Welt wollte ich das Nöthige erinnern, sondern auch von den in derselben befindlichen Geschöpfen. Die Welt ist freilich selbst ein Geschöpf, und die genauere Bekanntschaft mit derselben außerordentlich nüzlich und wichtig; sie geht uns aber hier nicht weiter etwas an, und man mus sich diese Kenntnis durch die Erlernung andrer Wissenschaften,

ten, besonders durch das Studium der Naturgeschichte, erwerben, hier haben wir es blos mit den Bewohnern derselben, die man gewöhnlich Vorzugsweise Geschöpfe nennt, zu thun. Offenbar müssen wir aber wieder unter den Weltbewohnern im Ganzen einen Unterschied machen. Es läst sich nemlich etwas anders nicht denken, als daß die übrigen unermeslichen Theile des Weltalls eben so gut ihre Bewohner haben, als unsre Erde, daß wir also, weil wir, nach dem Sprachgebrauche der Schrift, die ganze Schöpfung außer unsrer Erde nicht selten mit dem Namen Himmel bezeichnen, einen Unterschied zwischen den Bewohnern des Himmels und zwischen den Bewohnern der Erde machen müssen. Darf ichs wohl erst weitläuftig darthun, daß wir von den erstern sehr wenig, ja fast nichts wissen, und nicht einmal wissen können, da ihre Natur von der unsrigen ganz verschieden sein mus? Darf ichs wohl erst weitläuftig zeigen, daß eine genauere Kenntnis derselben, wenn sie auch möglich wäre, und folglich auch sehr weit getriebne Untersuchungen über dieselben ganz unnüz sein würden, daß man also ungleich besser thut, die Zeit und Mühe, die man an der Bemühung nach Erlangung einer nähern Kenntnis der Himmelsbewohner verschwendet, lieber auf die Erwerbung der genauesten Bekanntschaft mit den Erdbewohnern zu verwenden.

Es kann indessen Keinem meiner Leser unbekannt sein, daß uns von einer gewissen Gattung von Himmelsbewohnern so mancherlei gesagt worden ist, daß man bei der Eintheilung der Geschöpfe in Sichtbare

und Unsichtbare von der leztern Klasse die Engel als die uns allein Bekannten nennt. Da nun über diese vorzüglichen Geschöpfe so oft so vieles gesagt worden ist, da man die Lehre von den Engeln nicht selten als einen wichtigen Glaubensartikkel des Christenthums betrachtet und behandelt hat: so wird es nöthig sein, daß ich auch hierüber das Nöthigste und Wichtigste beibringe.

Vor allen Dingen wird es nöthig sein, daß ich Ihnen einen kurzen Uiberblik von dem Ursprung und der Geschichte des Glaubens an das Dasein und die Wirksamkeit der Engel verschaffe, weil ich Sie vorzüglich dadurch in den Stand zu sezzen hoffe, leicht über das Ganze zu urtheilen.

Schon einmal habe ichs erwähnt, daß das mit der Natur noch wenig bekannte Alterthum bei den Ereignissen in der Welt wenig, oder gar nicht auf die natürlichen Ursachen Rükficht nahm, daß es daher alles, und ganz besonders auffallende und außerordentliche Begebenheiten der unmittelbaren Wirksamkeit Gottes selbst zuschrieb. Nun bemerkte man aber bei dergleichen ausserordentlichen Begebenheiten nicht selten Etwas, was auf gewisse Mittel schließen lies, deren sich Gott zur Ausführung seiner Absichten, oder auch wohl zur wahrscheinlichen Bekanntmachung seines Willens bediente, die Welt selbst aber war von zu großen Umfange, die Vorstellung vom höchsten Wesen noch zu unrichtig, als daß man nicht auf den Gedanken hätte gerathen sollen, Gott thue wahrscheinlich nicht alles selbst, sondern er

habe

habe wohl gewissen erhabnen Wesen einen Theil seiner Geschäfte übertragen, die sie nun nach seinem Willen und seiner Absicht verrichten müsten. Diese erhabnen Wesen bekamen verschiedne Namen. Der unter uns bekannteste ist Engel, ein aus dem Griechischen entlehntes Wort, welches einen Gesandten, einen Diener und Vollstrecker gewisser Befehle anzeigt. Weil man nun im Alterthum glaubte, daß Gott durch jede Begebenheit und Bekanntmachung, welche für Jemand schädlich oder nüzlich, unangenehm oder erfreulich wäre, belohne und bestrafe, sein Wohlgefallen und Misfallen zu erkennen gebe: so gab man oft auch natürlichen Kräften, durch welche diese göttliche Absicht erreicht wurde, z. B. Gewittern, auf eine unbekannte Art entstandnen Feuerflammen, Winden, u. s. w. oder auch Menschen den Namen Engel. Besonders aber ist die Meinung sehr alt, daß die Gottheit einen Theil ihrer Geschäfte gewissen erhabnen Wesen übertragen habe, die sich denn der, ihnen zu dem Ende verliehenen, Macht nach dem Willen derselben und zur Beförderung ihrer Absichten bedienen müsten, die aber gleichwohl selbst auch eine große Macht besäßen, die sie, wenn der höchste Gott nicht genau auf sie achte, auch nicht selten zur Befriedigung ihrer eignen Leidenschaften und sogar gegen die Absichten des erhabensten Wesens anwendeten. So entstand ohne allen Zweifel der Gözzendienst. Es wäre gewis eine sehr irrige Meinung, wenn wir annehmen wollten, die alten heidnischen Völker hätten auch im Anfange nichts von einem höchsten Wesen gewust, sie hätten viel-

mehr gleich eine Menge Götter angebetet und von ihnen Gutes und Böses erwartet, da man mit ihrer aller Götterlehre nur wenig bekannt sein darf, um zu wissen, daß ein höchstes Wesen überall die Grundlage war, das sie aber freilich durch eine Menge Neben-Götter so sehr einschränkten, daß dem höchsten Gotte fast gar keine Macht mehr blieb, daß dieser darüber ganz vergessen wurde. Hierzu kam nun noch, daß sie ihren höchsten Gott eben so durch Bilder vorstellten, ihm eben solche Namen beilegten, wie den übrigen Neben-Göttern, was Wunder also, wenn die Kenntnis des einzig wahren Gottes darüber nach und nach ganz verloren gieng? Da man sich nun aber auch überhaupt eine so elende Vorstellung von dem höchsten Gotte machte und den Unter-Göttern so viel Gewalt einräumte, da war es ja wohl auch gar nicht zu verwundern, daß man sich auch unter ihrer Macht und unter ihrem Einflusse wähnte, und sie deshalb auf tausenderlei Art für sich zu gewinnen suchte. Das Vaterland aller dieser Erfindungen, die dem Alterthum so natürlich waren, ist ohne Streit Babylonien oder Chaldäa und Aegypten, von wo aus dieselben über Griechenland und fast alle Theile des Erdbodens verbreitet wurden, auf welchem sie in manchen Gegenden, nur unter gewissen Veränderungen, noch in großem Ansehn stehen.

Ob es nun gleich sicher ist, daß schon die ersten Stammväter der Juden von diesen Chaldäisch-Aegyptischen Erfindungen Etwas aufgefaßt hatten: so ist es doch eben so leicht zu ersehen, daß ihre Meinungen darüber

über ziemlich unbestimmt waren, und von den Vorstellungen der Völker, unter welchen sie wohnten, sehr abwichen, daß der Glaube an das Dasein höherer Wesen ihnen nie sehr wichtig gewesen, daß er in der Folge bei den Juden fast ganz verloren gegangen, daß bis zu und nach den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft wenig oder nichts von den Engeln und ihrem Einflus auf die Menschen in ihren heiligen Schriften vorkommt. Allein bei dieser ihrer Zerstreuung in allen Ländern der Babylonischen und nachmals noch viel weitläuftigern Persischen Monarchie wurden sie mit dem ganzen Gözzendienste der Völker, unter denen sie lebten, und mit den, durch diesen Dienst verehrten, Göttern selbst bekannt, und da ihnen der Glaube an das Dasein gewisser höherer geistiger Wesen außer uns, die sie aber zeither wenigstens gröstentheils für gut gehalten, und deswegen wohl gar selbst verehrt hatten, immer eigen gewesen war: so fiel es ihnen nun nicht ein, am Dasein derselben zu zweifeln, sie hielten sie aber insgesammt für böse Geister, welche den Menschen allen nur ersinnlichen Schaden zuzufügen suchten, und waren dieser Meinung um so mehr, weil sich ihr ganzes Unglük von der Anbetung Einiger dieser Wesen, die sie also izt um so mehr haßten und fürchteten, herschrieb. Alles, was sie während ihrer Zerstreuung von der Götterlehre der Heiden hörten, wurde gesammlet, und vorzüglich nach der Zurükkehr aus der Babylonischen Zerstreuung in eine gewisse Ordnung gebracht, in welcher einem Jeden dieser Dämone, (so hießen sie eigentlich) wie bei den Heiden,

den, ein gewisser Rang und Verrichtung angewiesen wurde, und es ist bekannt, daß nur die Sadducäer die ganze Sache für eine menschliche Erfindung hielten.

Unter diesen Umständen trat Jesus auf, und es kann keinem Leser der Lebensgeschichten Jesu entgangen sein, daß es fast keine von Jesu geheilte Krankheit giebt, die nicht für ein Werk dieser bösen Geister ausgegeben worden wäre, daß dieses aber vorzüglich der Fall bei Krankheiten war, die etwas Ausserordentliches an sich hatten, und besonders den damaligen Menschen natürlicherweise ganz unerklärbar zu sein scheinen, z. B. beim Wahnsinn und epileptischen Zufällen. Es ist bekannt, daß selbst die Heiden diese Zufälle für außerordentliche Wirkungen ihrer Götter hielten, und die damit Behafteten Begeisterte nennten, und daher um so weniger zu verwundern, wenn die Juden, die dergleichen Urtheile unter den Heiden gehört hatten und noch hörten, solche Unglükliche Besessene nennten. Nun würde aber Jesus die Absicht seiner Sendung ganz vergessen, oder dieselbe doch auf eine sehr unkluge Art zu erfüllen gesucht haben, wenn er diesen Wahn der Juden hätte bestreiten wollen, da er von selbst fallen muste, wenn man seinen Unterricht, daß die Menschen unter Gott stünden, daß ohne dessen Willen nicht ein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt werden könnte, gehörig gefast hatte; es war genug, wenn er diesen Wahn auf keine Art bestätigte, und so nicht darzu beitrug, daß er noch tiefer einwurzelte. Wie gewis er aber dieses auch nicht gethan hat, leuchtet daraus ein, daß man unter den Christen

selbst

selbst nicht das Geringste mehr von Besessenen weis, daß gar nichts mehr davon erwähnt wird, außer etwa bei Vorfällen mit Juden und Heiden.

Durch diese kurze Erinnerung an ziemlich allgemein bekannte Dinge hoffe ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Glaube an gewisse höhere geistige Wesen eigentlich dem vielen, besonders dem Alterthum, Unerklärbaren in der Natur, so wie der Neigung zum Wunderbaren, seinen Ursprung zu danken hat, und daß die Erfindungskraft der Menschen es ist, welche der Geisterlehre einen so großen Umfang gegeben und so viel Außerordentliches hervorgebracht hat. So wahr dieses aber auch immer sein mag: so fragt sichs nun doch, wie viel von allen diesen Dingen wahr ist, und ob, und was Jesus und seine Apostel darüber gelehrt haben?

Von allen denen, die nur einigermaaßen in den Geist des Christenthums eingedrungen, und mit den Bemühungen Jesu und seiner Apostel, Wahrheit zu verbreiten und die Menschen zu verbessern und zu veredeln, bekannt sind, besorge ich keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß die Lehre von höhern Geistern ihnen nie etwas Wesentliches gewesen ist, daß sie sich darum fast gar nicht bekümmert, sie nie absichtlich vorgetragen, und derselben höchstens nur gelegentlich erwähnt haben. Daraus wird nothwendig folgen, daß das Christenthum mit der Lehre von höhern Geistern wenig oder nichts zu thun hat, daß es also nicht etwa mit der Lehre von höhern Geistern steht oder fällt, daß man ein Christ sein könne, man mag höhere Geister

glauben

glauben oder nicht. Da es indessen offenbar ist, daß unsre heiligen Schriften gewisser höherer Geister, die, wie ich schon bemerkt habe, gemeiniglich Engel genennt werden, erwähnen: so ist es nothwendig, ihre Ausprüche darüber zu sammlen und zu vergleichen, um so viel, als möglich, daraus zu sehen, was denn wohl nach diesen Aussprüchen an der ganzen Sache wahr sein möchte?

Zuerst möchte es nicht zu leugnen sein, daß viele Aussprüche der Schrift das Dasein höherer Geister oder Engel lehren und voraussezzen. Es ist zwar wahr, daß der Ausdruk Engel nicht eigentlich eine Person, sondern mehr ein Amt und eine Verrichtung, oder eine Begebenheit, wodurch der Wille eines Andern geschieht, anzeigt, daß daher Winde, Bliz und andere Dinge, durch welche die göttlichen Absichten ausgeführt werden, den Namen der Engel bekommen; allein es giebt doch nicht wenige Stellen der Schrift, worinnen so von Engeln geredet wird, daß man in der That genöthigt ist, dabei an gewisse geistige und vernünftige Wesen zu denken. z. B. Hebr. 1. Hebr. 2, 2. Matth. 4, 6. Luc. 1, 11-16. Matth. 25, 31 und 41. Kap. 28, 2-5. Gal. 1, 8. und an vielen andern Orten. Die Schrift lehrt also das Dasein gewisser höherer Geister, die wir Engel nennen. Und in der That darf uns dies so wenig befremden, daß wir vielmehr dieses schon an und für sich selbst höchst wahrscheinlich finden müssen. Ich habe es oben schon bemerkt, daß es gar nicht denkbar sei, daß blos unsre Erde, nicht aber auch andere Welt-

körper,

körper, mit Einwohnern besezt sein sollten. Hierzu kommt noch, daß man in der ganzen Natur gleichsam eine Kette wahrnimmt, in welcher ein Glied immer vollkommner ist, als das andre, der Mensch aber das vollkommenste und lezte Glied ausmacht. Da sich nun aber zwischen dem Menschen und der höchsten Vollkommenheit noch ein unendlicher Zwischenraum findet: so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß dieser Zwischenraum leer, daß er vielmehr durch mehrere und vollkommnere Glieder, als der Mensch ist, bis zu der höchsten Vollkommenheit hinauf, die bei einem Geschöpfe statt finden kann, ausgefüllt ist. Die Vernunft mus also die Lehre der Schrift vom Dasein höherer geistiger Wesen höchst wahrscheinlich und natürlich finden.

Wenn sind aber diese Engel von der Gottheit hervorgebracht worden? Mit dieser Frage pflegt man sich nicht selten zu beschäftigen und mancherlei Vermuthungen zu äußern. Ob es nun aber gleich wahrscheinlich ist, daß sie noch eher da gewesen sind, als das Menschengeschlecht seinen Anfang hatte: so bestimmt doch die Schrift darüber gar nichts, und es steht einem Jeden frei, in diesem Stükke der Vermuthung zu folgen, die ihm die wahrscheinlichste zu sein scheint. Von dem Wohnorte der Engel werden wir eben so wenig durch die heilige Schrift belehrt, und alle Untersuchungen darüber sind und werden unnüz bleiben, woher denn alles, was man darüber festzusezzen sucht, nichts als bloße Vermuthung ist und sein kann.

Etwas mehr sagt sie uns aber über den Zustand der Engel. Denn außerdem, daß sie uns dieselben als geistige Wesen beschreibt, welche mit den herrlichsten Fähigkeiten und Kräften versehen sind, giebt sie uns auch eine doppelte Art derselben an, und theilt sie ein in gute und böse Engel. Sie giebt uns zu verstehen, daß die guten Engel durch die richtige Bildung und den rechtmäßigen Gebrauch ihrer großen Fähigkeiten und Kräfte sich so sehr an das Gute gewöhnt haben, daß es ihnen unmöglich geworden ist, an dem ihnen bekannten Bösen Gefallen zu finden, daß sie hingegen auf nichts mehr bedacht sind, als sich den Absichten des Schöpfers gemäs zu bezeigen, und dieselben aus allen Kräften zu befördern, und daß sie eben deswegen über nichts mehr Freude haben, als wenn das Gute unter den Menschen immer mehr herrschend wird, worzu das Ihrige nach dem Willen Gottes beizutragen, sie selbst stets bereit sind. Man sehe außer den bereits angeführten Stellen Luc. 15, 10. Matth. 18, 10. 1 Tim. 5, 21. Uibrigens möchte es unnüz, ganz gewis aber sehr unsicher sein, wenn man bestimmen wollte, wie viel und auf welche Art die guten Engel zum Besten der Menschen wirken. Da sie übrigens das, was sie thun, nur auf Befehl und nach den Absichten Gottes thun, wir ferner nicht wissen, in welchem Verhältnisse die guten Engel eigentlich zu uns stehen, und die heilige Schrift endlich Gotte die Ehre der Anbetung allein vorbehält: so versteht sichs von selbst, daß alle Verehrung, die man den Engeln erweisen, oder für dieselben

selben verlangen möchte, durchaus verwerflich ist, wie auch aus Offenb. Joh. 22, 9. zur Gnüge erhellet. Dabei scheint es indes, als ob unter den Engeln selbst eine gewisse Ordnung statt fände, als ob sie einander Dienste zu leisten hätten. 1 Thess. 4, 16. Jud. 9. Ganz offenbar wird es aber nun auch sein, daß die guten Engel einer sehr großen Glükseligkeit genießen müssen. Ob übrigens die Engel überhaupt bloße Geister sind, oder ob sie einen feinen Körper haben, darüber läst sich aus der Schrift ebenfalls nichts mit Gewisheit sehen, und die Meinungen darüber sind getheilt, obgleich die Meinung, daß sie einen feinen Körper haben, sich bei dem größern Theile findet.

Die Schrift redet aber auch von bösen Engeln, und giebt uns zu verstehen, daß auch sie geistige mit den grösten Vorzügen versehene Wesen sind, die sich aber durch den Misbrauch dieser Vorzüge so sehr ans Böse gewöhnt haben, daß sie auch bei der Bemerkung des großen Schadens, den sie davon haben, doch nicht davon abstehen können, und daher bemüht sind, auch andre Geschöpfe böse zu machen, damit diese nicht dadurch, daß sie gut werden, einer Glückseligkeit theilhaftig werden möchten, die sie selbst verscherzt haben. Joh. 8, 44. 2 Cor. 11, 14. 2 Petri 2, 4. Matth. 25, 41. und viele andre Stellen. Es kann keinem meiner Leser unbekannt sein, daß sich auch bei den bösen Engeln eine gewisse Ordnung findet, und daß der Oberste unter denselben gemeiniglich der Teufel, oder Satan, genennt wird. Dieser Ausdruk hat mehrere Bedeutungen.

tungen. Es wird damit angezeigt jeder Feind, sodann ein Verleumder und Lügner, ferner ein gerichtlicher Ankläger, und zulezt der böse Geist, welcher der Erste unter den bösen Engeln ist, bei dem man sich also schon um seines Namens willen nicht viel Gutes denken kann.

Eine der ersten Fragen, die man in Ansehung des Teufels und der bösen Engel aufgeworfen hat, ist diese gewesen, woher sie denn wohl gekommen? Man ist nemlich zweifelhaft gewesen, ob sie gut oder böse erschaffen worden? Wie elend und verwirrt unsre Vorstellung von Gott sein mus, wenn wir das leztere uns auch nur einfallen lassen können, werde ich nicht nöthig haben, auseinanderzusezzen. Ich habe indessen gleich in der kurzen Beschreibung der bösen Engel erklärt, wodurch sie böse geworden sind, nemlich durch den Misbrauch ihrer Vorzüge. So gut es nemlich dem Menschen frei steht, seine Kräfte dem Willen Gottes gemäs entweder zum Guten, oder demselben entgegen zum Bösen zu gebrauchen, und sich sogar an einen guten, oder bösen Gebrauch seiner Kräfte zu gewöhnen, folglich entweder gut, oder böse zu werden; eben so gut stand dieses den Engeln frei, die also, je nachdem sie ihre Kräfte richtig brauchten, oder misbrauchten, gut oder böse waren und wurden.

Man ist aber damit noch nicht zufrieden gewesen, man hat auch gern wissen wollen, welcher Vergehungen sich denn wohl die bösen Engel vorzüglich schuldig gemacht haben? Ob es nun gleich offenbar ist, daß uns hierüber unmöglich alles gesagt werden konnte, weil

wahr-

wahrscheinlich alle bei ihnen mögliche Laster von ihnen begangen worden sind, deren Anzahl und Umfang bei ihnen vielleicht eben so groß war und ist, als wir es bei den Menschen sehen: so scheint doch die Schrift einige ihrer Fehler, weil sie sich vorzüglich auf die Menschen beziehen, besonders andeuten zu wollen. Der Hauptfehler, den sie uns angiebt, ist Menschenhaß, welcher die nothwendige Folge hat, daß sie alles das unwirksam zu machen und zu zerstören wünschen, was die Menschen weiser und besser, und folglich glükseliger machen könnte, als sie selbst sind. Vergleichen sie hierüber nur Joh. 8, 44. Matth. 13, 38. 39. 1 Joh. 3, 8—12. Man würde übrigens zu viel behaupten, wenn man sagen wollte, sie thäte dieses alles gleichsam Gotte zum Truzze, da sie gewis wissen, wie wenig sie Gotte trozzen können, vielmehr mögen ihre unbändigen Leidenschaften sie reizen, alles das zu thun, was ihnen endlich selbst den grösten Schaden bringt.

Die wichtigste Frage ist endlich die, ob und wie viel sie noch auf uns wirken können? Es wird allen meinen Lesern bekannt sein, daß über diese Frage in neuern Zeiten nicht wenig gestritten worden ist. Es würde mich daher viel zu weit führen, wenn ich alles das hier sagen wollte, was sich darüber sagen läst. Ich erinnere Sie daher hier nur nochmals daran, daß dieser Streit mit dem eigentlichen Christenthume in gar keiner Verbindung steht, und daß man daher bei beiden Meinungen ein ächter und sehr eifriger Christ sein könne. So viel glaube ich Ihnen indes angeben zu müssen, daß es

wohl so ziemlich ausgemacht sein möchte, daß viele Stellen der Schrift, worinnen die Rede von dem Teufel und seiner Einwirkung sein sollte, bei genauerer Ansicht gar nicht einmal von diesem bösen Geiste handeln, sondern von andern Feinden, Verleumdern und Verfolgern der Christen, gegen welche die Christen nach der Warnung der Apostel auf ihrer Hut sein sollten, daß der Teufel mit seinen Engeln zwar geneigt sein möge, die Segnungen des Christenthums auf alle Art zu hindern, daß aber der Christ durch die Lehre des Stifters seiner Religion selbst vollkommen im Stande ist, allen etwanigen Anfällen zu widerstehen, daß er also, wenn er nur redlich bemühet ist, sich nach der Lehre Jesu zu bessern, schlechterdings nichts zu befürchten hat, daß aber leibliche Besizzungen insbesondere heut zu Tage nicht mehr statt finden.

Dies ohngefehr war es, was ich Ihnen bei dieser Gelegenheit in der Kürze von den höhern geistigen Wesen vortragen zu müssen glaubte. Es läge mir nun eigentlich noch ob, auch von der übrigen Schöpfung oder von den sichtbaren Geschöpfen, und insbesondere von dem Menschen etwas zu sagen; allein ich kann dessen deswegen völlig überhoben sein, weil ich den Menschen schon im 1ten Bande in der Abhandlung von den Anlagen des Menschen hinlänglich beschrieben habe, und ich Sie in Ansehung der übrigen Schöpfung auf andre Wissenschaften verweisen kann. Von der Geschichte des Menschen und seinen Fortschritten im Guten aber wird in der Folge noch vielfältig die Rede sein. Wie wichtig indes der hier als ausgemacht vorgetragne Christliche Grund-

saz,

saz, daß nemlich Gott, der Schöpfer und Herr alles dessen ist, was da ist, für die Beruhigung, Vervollkommnung und Glükseligkeit der Menschen sei, darf ich Ihnen gewis nicht mit vielen Worten sagen; da es zu sehr in die Augen fällt, wie viel ruhiger wir müssen seyn können, wie viel mehr wir selbst zu einem richtigen Gebrauche unsrer Vorzüge ermuntert werden müssen, wenn wir es uns bewust sind, daß ein vernünftiges und höchst weises Wesen der Urheber unsres Daseins ist, als wenn wir den sonderbaren Wahn nähren wollten, daß wir vielleicht einem bloßen Ohngefehr unser Dasein zu danken haben möchten, weil wir es uns denn doch in der That nicht verbergen könnten, daß wir ganz gewis wieder durch ein Ohngefehr, und vielleicht auf immer endigen würden, da wir uns so eines weisen und gütigen Urhebers freuen können, der unser aller Vater ist, und der uns so unaussprechlich viele und wichtige Vorzüge gewis nicht umsonst verliehen hat. Denn auch das leuchtet in die Augen, daß wir nur bei dieser Ueberzeugung uns unsrer großen Fähigkeiten und Kräfte freuen und an der Entwikkelung und Ausbildung derselben mit Freudigkeit und Anstrengung arbeiten können, weil es uns im entgegengesezten Falle, wenn wir auch, welches doch gewis nur bei wenigen sein könnte, wirklich der Meinung wären, daß wir unter allen Umständen der Natur gemäs leben und handeln müsten, doch wenigstens ganz sicher der Mühe nicht werth scheinen würde, so viel Arbeit auf die Erwerbung gut scheinender Kenntnisse zu wenden, selbst im grösten Leiden tugendhaft zu sein, es auch selbst dann zu sein,

wenn diese Leiden Folgen unsrer Tugend wären, oder uns auch um der Tugend willen eine Menge sinnlicher Freuden zu versagen und mit der grösten Anstrengung dahin zu arbeiten, daß wir uns die Herrschaft über unsre Leidenschaften verschaften; da wir nicht wüsten, wie lange wir im Besizze dieser Vorzüge wären und sein könnten, und ob sie nicht vielmehr bald mit uns dahin sein würden. So aber verändert sich das alles. Wir können nun überzeugt sein, daß alles seinen Zwek hat, daß wir nicht umsonst arbeiten, daß wir vielmehr gewis eine Bestimmung haben und mit jeder Erwerbung einer neuen Fertigkeit und eines neuen Vorzugs uns dieser gewis erhabnen Bestimmung immer mehr nähern.

Was endlich die Lehre von den Engeln betrift: so kann sie uns vorzüglich deswegen sehr wichtig werden, weil wir daraus sehen können, wie auch wir uns so wohl zum Guten als zum Bösen zu gewöhnen, uns zu ehrwürdigen, oder zu verabscheuungswerthen Geschöpfen zu bilden und somit unsre Seligkeit, oder unser Elend selbst zu schaffen im Stande sind.

Von der Entstehung und dem ersten Zustande des menschlichen Geschlechts.

In der vorhergehenden Abhandlung stellten wir einige Untersuchungen über die vorzüglichste uns in die Augen fallende Wirkung der Thätigkeit Gottes, über die Schöpfung, an. Es war ganz natürlich, daß wir, so bald wir das Dasein einer Welt bemerkten, zuerst nach der ersten Ursache des Daseins derselben fragten, und es fand sich, daß wir dieselbe nirgends weiter, als in Gott zu suchen hätten. Dabei erinnerten wir uns der Zwistigkeiten, welche sowohl über die Art, wie diese erste Ursache zur Hervorbringung der Welt thätig gewesen wäre, als auch über die Zeit obwalteten, wenn sie es zu diesem Zwekke gewesen, und sahen uns genöthigt, einzugestehen, daß sich beides gar nicht bestimmen ließe, daß wir uns dagegen bei der Gewisheit, Gott sei der Schöpfer des ganzen Weltalls, beruhigen müsten und könnten. Wir fanden es sodann aber auch nothwendig, über die Geschöpfe selbst einiges zu erinnern, sammleten aber nur einige Belehrungen der Schrift, um das Wichtigste von dem herauszubringen, was wir von den erhabnern geistigen Geschöpfen wissen können, nahmen aber die Kenntnis der Natur und der Eigenschaften des Menschen, so wie andrer Geschöpfe, als bereits bekannt an, oder verwiesen dabei auf ganz andre Erkenntnisquellen.

Ob wir uns also gleich nicht mehr um eine genauere Kenntnis des Menschen selbst zu bekümmern haben: so ist es doch von der grösten Wichtigkeit, uns mit seinem ersten Zustande, mit der ersten Entwikkelung seiner Anlagen bekannt zu machen, weil es uns dadurch erst recht deutlich einleuchten wird, wie treflich und weise die Anstalten waren, die Gott traf, um ihm bei seinem Fortschreiten auf die kräftigste Art zu Hülfe zu kommen.

Ich sage hier eben so wenig, als in der vorigen Abhandlung Etwas von der Art, wie Gott zur Hervorbringung des ersten Menschenstammes wirksam war: da ich bereits darüber entschieden habe, indem ich im Allgemeinen behauptete, daß die Schrift über die Art der Schöpfung überhaupt nichts bestimme. Denn ob sie gleich vom Menschen insbesondere sagt, daß Gott ihn aus Erde gebildet, und mit einer lebendigen Seele versehen habe: so ist es doch ganz deutlich, daß sich auch hier wieder die Frage aufwerfen läst, wie der Schöpfer dabei verfahren sei, ob er unmittelbar gewirkt habe, oder nicht? Genug wir wissen, daß Gott der Schöpfer, so wie des Ganzen, also auch insbesondere des Menschen sei, daß ohne Gott auch der Mensch nicht da ist, noch da sein könnte. Nicht also von der Wirksamkeit Gottes bei der Schöpfung des Menschen, sondern nur von der Art, wie das Menschengeschlecht im Anfange da war, und von dem Zustande des bereits erschaffenen Menschen werde ich in dieser Abhandlung reden.

Die erste Frage, die sich uns hier aufdringt, ist diese: Fieng wohl das Menschengeschlecht von einer Einheit,

heit, oder von einer Mehrheit an? Das Hauptsächlichste über diese Frage werde ich Ihnen so vortragen, daß ich anfänglich gar nicht auf die Erzählungen der Schrift Rükſicht nehme, ſondern blos das Vorzüglichſte von dem vorlege, was man aus dem über das Menſchengeſchlecht angeſtellten Beobachtungen in dieſer Hinſicht gefolgert hat und folgern kann.

Es wird vielleicht Keinem unter meinen Leſern unbekannt ſein, daß die Wahrnehmung der großen Verſchiedenheit unter den Menſchen ſo gar darzu Gelegenheit gegeben, ſie in verſchiedne Raſſen und Gattungen einzutheilen, und daß man aus den, einer Jeden dieſer Raſſen eigenthümlichen Kennzeichen, die man auch bei einigen unbekannten Völkern, welche man in neuern Zeiten kennen gelernt, wiedergefunden, zu beſtimmen geſucht hat, woher dieſe neubekanntgewordnen Völker ihren Urſprung genommen haben. Dieſes möchte man ſich nun ganz wohl haben gefallen laſſen und es läßt ſich auch mit ſehr wichtigen Gründen vertheidigen; man iſt aber weiter gegangen und hat ſogar behauptet, daß dieſe Menſchenraſſen eben ſo viel Urältern haben müſten, als es ſolcher Raſſen giebt, und beruft ſich unter andern vorzüglich auf die Erfahrung, daß z. B. Europäer, wenn ſie auch 4 bis 5 Jahrhundert unter dem heiſſeſten Himmelsſtriche und unter den Schwarzen lebten, auch im 10ten bis 20ten Gliede, wenn auch ſo gar einige Vermiſchung mit den Schwarzen ſtatt fände, und jener Himmelsſtrich nie verlaſſen würde, doch nicht ganz zu Schwarzen würden.

Von alle dem, was sich dagegen sagen läßt, und dagegen gesagt wird, nur einiges Wenige. Wer kann uns denn je Bürge sein, daß sich die etwa unter die Schwarzen gekommenen Europäer, vom ersten Anfange an, ganz der Lebensart der Schwarzen ergeben, daß nicht die, so lange die Oberhand behauptende, Europäische Farbe eine Folge einer gewissen Kränklichkeit ist, die sich noch immer fortpflanzt, weil sich die Natur der Ankömmlinge noch nicht ganz nach dem Clima umgeschaffen, welches um so leichter möglich wäre, weil man des Climas noch nicht ganz gewohnt ist, da man bemerkt hat, daß selbst der eingebohrne Schwarze in der Kränklichkeit etwas von seiner schönen Schwärze verliert, daß ferner vorzüglich Portugiesen, die am längsten in Ostindien sein können, von denen es wenigstens allein nur mit einiger Gewisheit bestimmt werden könnte, wie lange sie und ihre Familie da gewesen, so, wie ihre Nachkommen sich nie aus dem Lande entfernt, sich nur immer unter einander, nie aber wieder mit neu angekommenen Europäern vermischt und die Lebensart der Schwarzen, die bekanntlich fast ganz unbedekt und ohne Wohnungen stets herumziehen, getrieben haben, daß sie so gar nur die Nahrungsmittel genossen, die jener heisse Himmelsstrich liefert? Und endlich wenn es möglich wäre, dieses alles mit Sicherheit zu bestimmen: so bleibt immer noch die Frage, ob es nicht ein sehr großer Unterschied ist, wenn schon sehr bräunliche Menschen aus schon sehr heissen Climaten in noch viel heissere kommen, als wenn Menschen dahin kommen, die von jeher

in

in ihren Vorfahren in gemäßigten Climaten gelebt, und den Keim zum Schwarzwerden schon ganz verloren hatten, und ob es denn zu verwundern ist, wenn diese leztern nur sehr schwer, oder in mehrern Jahrhunderten gar nicht schwarz werden? Dieser Art äußerlicher Bildung kann, wenn von der Gleichheit oder Verschiedenheit der Abstammung die Rede ist, in der That gar nicht in Betracht kommen, da sehr viel vom Clima, den Lebensmitteln und der Lebensart abhängt, und endlich unter jeder Nation sich ganz gleiche, oder doch höchstähnliche Bildungen mit denen finden, welche man irgendwo antreffen möchte. Daß indes aus den genannten Dingen ganz eigne Menschenarten entstehen, ist sehr natürlich, kann aber die Verschiedenheit der ersten Abstammung so wenig beweisen, als die Aehnlichkeit, die sich unter den verschiednen Mitgliedern einer Familie findet, und wodurch sie sich von andern Familien und Gliedern ihrer eignen Nation unterscheiden, die Verschiedenheit der ersten Abstammung zwischen ihnen und den andern Mitgliedern ihrer Nation darthun kann.

Noch weniger aber können die verschiednen Fähigkeiten und Geschiklichkeiten unter den verschiednen Menschenarten an eine verschiedne erste Abstammung denken lassen, da sich diese Verschiedenheit in dem kleinsten Orte bemerken läst, und da man vielmehr behaupten kann, daß sich die Menscheit im Ganzen hierinne völlig gleich ist, daß es überall fähige und unfähige, geschikte und ungeschikte, gebildete und ungebildete Menschen giebt, daß aber die Verschiedenheit der Bildung in eben dem

Maße

Maße bei einer Nazion groß ist, in welchem sie thätig ist, mehr Verkehr mit andern Nazionen, und selbst mehr Freiheit in der bürgerlichen Verfassung, in der Religion und den Sitten hat. An statt also, daß die verschiedenen Fähigkeiten und Geschiklichkeiten unter den Menschen und selbst ganzen Nazionen etwas für die Verschiedenheit der Abstammung beweisen sollten, beweist sie vielmehr die gemeinschaftliche Abkunft, da man, man mag gehen, wohin man will, überall den Menschen findet, wie er der Hauptsache nach in der Abhandlung über die menschlichen Anlagen im 1ten B. beschrieben ist.

Es ist ferner zu bemerken, daß alle Nazionen, deren Ursprung ungewis ist, selbst von ihrem Ursprunge nichts Sicheres anzugeben wissen, welches gewis nicht der Fall wäre, wenn sie einen oder mehrere besondere Stammväter hätten, daß aber alles das, was sie etwa davon haben, auf jenen Ursprung hinzudeuten scheint, den wir gemeiniglich als den allen gemeinschaftlichen anzusehen pflegen.

Hierzu kommt noch, daß durchaus keine Ursache abzusehen ist, um welcher willen es unumgänglich nöthig gewesen wäre, daß das höchste Wesen mehrere Stammältern zugleich in die Welt gesezt hätte, da durch ein Paar die ganze Erde recht leicht bevölkert werden konnte, aber sehr wichtige, warum die Menschheit mit mehr nicht als einem Paare anfieng. Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß alle Menschen aller Gegenden sich einander als Brüder und Kinder eines Vaters

ters ansehen und lieben sollten, da nothwendig eine Art erhabner, die andre niedriger sein, sich wenigstens dünken würde? Und der Spanier hätte dann so übel nicht gehandelt, wenn er den Amerikaner zur Erreichung seiner Absichten, die er mit Güte nicht erreichen konnte, übel behandelt hätte, man könnte es den Seefahrern nicht für sehr Unrecht sprechen, wenn sie die Südseebewohner für Geschöpfe ansähen, mit denen man nicht so gar viel Umstände machen müsse. Es würde dann dem gebildeten Europäer, der freilich auch selbst gegen die niedrigere Schöpfung Pflichten hat, nicht so sehr zu verargen sein, wenn er gegen die ungebildeten Bewohner andrer Erdtheile nicht Pflichten eines Menschen gegen einen Menschen, der gleiche Rechte mit ihm habe, sondern nur Pflichten eines Menschen gegen niedrigere Geschöpfe beobachten zu müssen glaubte.

Aus diesem allen, so wie auch aus dem Umstande, daß der Mensch in allen Gegenden der Erde leben, und sich an alle Climas gewöhnen kann, wird es zur Gnüge erhellen, daß selbst menschliche Beobachtungen und Erfahrungen es höchst wahrscheinlich machen, daß das Menschengeschlecht mit einer Einheit angefangen habe.

Dieses wird völlig entschieden werden, wenn wir der Erzählung und den Aussprüchen der Bibel folgen, deren Glaubwürdigkeit noch Niemand, auch nur als ein blos menschliches Buch betrachtet, zu entkräften im Stande gewesen ist. Diese sagen uns nemlich ausdrüklich, daß das Menschengeschlecht mit Einem Paar angefangen

fangen habe, daß der Zustand des Menschengeschlechts bei seinem Entstehen nicht ein gesellschaftlicher, sondern ein einsamer gewesen sei. Dies erzählt Moses, dies behauptet Christus und Paulus. 1 Mos. 1, 27. Matth. 19, 4. Marc. 10, 6. Ap. Gesch. 17, 26. Einiges wenige aus der ältesten Geschichte, das mit einigen Erzählungen im Moses zu streiten scheint, kann doch nicht einmal die Glaubwürdigkeit dieser Erzählungen, noch vielweniger aber diese Behauptung, daß zuerst nur 2 Menschen da waren, aufheben, da die Dunkelheit, Unsicherheit und Verwirrung in dieser Geschichte zu groß ist, um eine sonst glaubwürdige Erzählung zu entkräften. Es ist demnach eine vom Christenthum selbst sehr nachdrüklich bestätigte Geschichte und Wahrheit, die auch die Vernunft höchst wahrscheinlich findet, daß das Menschengeschlecht von einem Paare anfieng.

War aber dieses Paar zugleich da? Nach den Nachrichten, die wir davon haben, entstanden die 2 ersten Menschen, wo nicht ganz zugleich, doch bald hinter einander. Was aber die Erzählung anbetrift, daß das Weib aus der Ribbe des Adam gemacht worden sei: so möchte es wohl ganz gleichgültig sein, ob man dieses wörtlich nehmen, oder glauben wollte, der Dichter habe sich dieses Ausdruks nur bedient, um anzuzeigen, daß das Weib aus dem nemlichen Stoffe und eben so gebildet worden sei, wie der Mann, daß dieser sie aber nur dann erst gesehen habe, nachdem er bereits einmal geschlafen und aus seinem Schlafe wieder erwacht und herum gegangen sei.

Die

Die 2te Frage, die wir bei der Untersuchung des ersten Zustandes des menschlichen Geschlechts beantwortet zu sehen wünschen, ist, wo lebte das erste Menschenpaar zuerst? Es ist in der That merkwürdig, und ein neuer Beweis für die Glaubwürdigkeit der Mosaischen Erzählung, daß genaue Untersuchungen des Erdbodens es höchstwahrscheinlich machen, daß das mittlere Asien der erste bewohnbare Theil unsrer Erde und ganz sicher das Caucasische Gebürge, oder wenigstens gewisse Zweige desselben die Wiege des Menschengeschlechts waren. Und es möchte auch wohl wirklich nicht leicht ein Theil des Erdbodens genennt werden können, der sich besser darzu geschikt hätte. Daß aber Moses grade diesen Strich des Erdbodens als den ersten Wohnplaz des ersten Menschenpaars angiebt, ist bekannt genug. Dabei bleibt es freilich wahr, und es ist auch wegen der sowohl durch die Natur als auch durch die Menschen selbst so sehr veränderten ersten Gestalt der Erde gar nicht zu verwundern, daß der Punkt, auf welchem Adam und Eva zuerst lebten, nicht so genau auszumitteln ist. Es kann uns aber in der That sehr gleichgültig sein, ob sie in einer angenehmen Gegend Armeniens, oder in einem Theile des daran gränzenden Persiens lebten, genug jene mittlere Gegend Asiens war ohnstreitig der erste Wohnplaz der ersten Menschen.

Welchen meiner Leser könnte es aber wohl unbekannt sein, daß uns Moses den Ort ihres ersten Aufenthalts noch genauer beschreibt, und ihn einen Namen (Eden) giebt; der so viel heißt, als ein Garten. Eben dieses

zeigt

zeigt die noch gewöhnlichere Benennung, das Paradies, an. Dieses so wohl, als die ganze Beschreibung, die uns von dieser Gegend gemacht wird, macht es uns nun glaublich, daß die ersten Menschen in einer Gegend lebten, welche eine Ebene war, die mit fruchttragenden Bäumen besezt und von allen Seiten mit Flüssen, im Rükken aber wahrscheinlich nach Norden oder Nord-Ost hin, durch ein Gebürge eingeschlossen war. Und was konnte auch wohl dem entstehenden Menschengeschlechte angemessener sein, als grade eine solche Gegend, wo es so leicht seinen Unterhalt fand, bis es sich denselben nach und nach durch eine Menge von Bemerkungen auch auf andre Art zu verschaffen im Stande war? Denn in einem Garten, der nährende Früchte trug, muste es schlechterdings zu leben anfangen, sollte es anders nicht Gefahr laufen, gleich bei seinem Entstehen wieder vom Hunger aufgerieben zu werden. Hier aber sahen sie gewis Thiere von diesen Baumfrüchten sich nähren, und so strekten sie ihre Hände aus, aßen ebenfalls, und lernten so für ihre Erhaltung sorgen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß fast alle mit der Mosaischen Erzählung nicht bekannte Völker in ihren Erzählungen von dem ersten Zustande des menschlichen Geschlechts etwas Aehnliches haben.

Bei diesen Umständen wird man sich wohl nicht so sehr wundern dürfen, wenn die Menschen, die der möglichleichtesten und dabei angenehmen Befriedigung unsres ersten, auf Erhaltung abzwekkenden Triebes so sehr viel Werth beilegen, unsre guten Stammältern nicht

selten sehr beneidet und von ihrem ersten herrlichen Zustande so viel Wunderdinge zu sagen gewust haben. Es wird dahero nöthig sein, daß ich über diesen Zustand und die Vorzüge der ersten Menschen hier das Nöthigste beibringe. Es würde außer den Grenzen meines Plans liegen, wenn ich alle Fabeln und Erzählungen über die erwähnte Sache hier wiederholen wollte, nur die Vorstellungen von den Vorzügen der ersten Menschen werde ich anzeigen müssen, zu welchen die Mosaische Erzählung Anlas gegeben hat, und welche vorzüglich unter den Christen besonders der neuern Zeiten herrschend gewesen sind. Dabei werde ich aber so wohl auf die äußern, als die innern Vorzüge der ersten Menschen Rükficht nehmen müssen.

Was zuerst die äußern Vorzüge betrift: so hat man nicht selten geglaubt, daß die ersten Menschen mit einem außerordentlich schönen und festen Körper begabt gewesen, daß ihnen eben deswegen nichts sauer und sie folglich nicht müde geworden wären, daß sie die treflichsten Früchte, die wohl noch obendrein einen viel schönern Geschmak und noch mehr nährende und stärkende Kraft, als izt, gehabt, hätten genießen können, daß ihnen die Thiere ganz zu Gebote gestanden, ja daß sie so gar mit ihnen hätten reden können. Lassen Sie uns sehen, wie viel davon nach der Erzählung Mosis wohl wahr sein möchte und was man dagegen zu erinnern pflegt. Daß der erste Mensch mit einem schönen und kraftvollen Körper aus der Hand Gottes gekommen, leidet wohl keinen Zweifel, man würde aber gewis zu weit gehen, wenn

man

man nun auch annehmen wollte, daß der Körper Adams und der Eva von andern Menschenkörpern der Hauptsache nach verschieden gewesen sei, da die Erzählung Mosis grade das Gegentheil lehrt. Bei aller Festigkeit und Stärke war er doch zu ermüden, wie der Schlaf beweist, in welchen Adam verfiel, und welcher ohne eine gewisse Ermüdung nicht wohl statt finden konnte. Der Körper der ersten Menschen war also gewis vortreflich, aber er war ein natürlicher Körper, wie wir ihn haben, nur ohne so viele Anlagen zur Kränklichkeit, leichten Ermüdung und Abstumpfung und so kurzer Dauer. Offenbar ist es indes, daß die ersten Menschen nicht, wie wir, auf die Welt kamen und kommen konnten, daß ihr Körper vielmehr die ganze Ausbildung und Kraft hatte, die in der Folge nur bei Erwachsenen statt fand.

Daß die Früchte im Paradieße von beßrer und vollkommnerer Art gewesen wären, als sie die Erde hernach habe hervorbringen können, davon sagt Moses nichts, und dieses so wohl, als der Wahn, daß Adam eine ganz besondere Herrschaft über die Thiere ausgeübt und so gar mit ihnen habe reden können, gehört gewis zu den vielen unerweislichen Träumereien, die über den ersten Zustand des ersten Menschen zum Vorschein gekommen sind. Moses erzählt auch von dem leztern kein Wort und es ist auch der Natur der Sache, die sich der Hauptsache nach in der Folge gewis nicht verändert hat, gradezu zuwider. So viel läst sich allenfalls annehmen, daß sich die Thiere, die Adam vorfand, und welche noch durch keine Verfolgungen schüchtern

gemacht

gemacht worden waren, die Liebkosungen der ersten Menschen gern gefallen ließen und wohl gar an sie gewöhnten und zu ihnen gesellten. Wie natürlich dieses ist, beweist die neue Erfahrung, da sich in einer Insel der Südsee die Vögel, die vielleicht noch keinen Menschen gesehn hatten, auf die Flinten, Köpfe und Schultern der bei ihnen einsprechenden Fremdlinge sezten und nicht eher wichen und schüchtern wurden, als bis eine ziemliche Niederlage unter ihnen angerichtet war. Wer der Meinung ist, daß Adam bei seinem Eintritte in die Welt selbst nicht reden konnte und daß er nur erst habe sprechen lernen, indem er die verschiednen Stimmen der Thiere nachmachte, kann übrigens noch am leichtesten eine gewisse Sprache zwischen den ersten Menschen und den Thieren und eine größere Folgsamkeit dieser Leztern annehmen. Adam durfte nemlich dann nur ihre Stimme nachmachen, und sie kamen gewis geschwinder zu ihm gelaufen, als wenn wir ihnen nach unsrer Art zurufen.

Dies führt mich aber auf die Untersuchung, ob der erste Mensch, gleich bey seinem Eintritte in die Welt, eine Sprache gehabt hätte? Es wird so ziemlich allgemein bekannt sein, daß Einige annehmen, er habe sich gleich einer gewissen Sprache bedienen können, andre aber, er sei nur mit der Fähigkeit zum Sprechen erschaffen worden und habe erst selbst eine Sprache finden müssen. Ob gleich das Christenthum mit dieser Sache eigentlich nichts zu thun hat und sich die Sache selbst aus der Mosaischen Erzählung nicht völlig entscheiden läßt, die Gültigkeit derselben hingegen anerkannt werden kann,

man mag einer Meinung sein, welcher man wolle: so wird doch die Sache zu oft in Anregung gebracht, als daß ich sie ganz mit Stillschweigen übergehen könnte. Für die erste Meinung pflegt man unter andern vorzüglich einige Erfahrungen anzuführen, nach welchen einige Menschen als Kinder unter Thiere, besonders Affen gekommen, und in ihrem 14. bis 18. Jahre wieder unter die Menschen zurük gebracht worden, wo man denn gefunden, daß sie zwar alle Geberden und das Geschrei der Affen nachgemacht, aber durchaus nichts von einer Sprache gehabt hätten. Daraus schließt man, daß die ersten Menschen, wenn sie keine Sprache mit auf die Welt gebracht hätten, sondern alles nur von den Thieren hätten lernen sollen, zwar wohl das Geschrei der Thiere nachgemacht, aber nicht leicht eine Sprache würden gefunden haben. Diesen fügt man noch bei, daß, wenn man auch das Leztere annehmen wollte, dieses doch sehr langsam würde von statten gegangen sein, daß sich die Menschen zu spät würden einander haben mittheilen lernen, und somit ihre eignen Fähigkeiten so langsam entwikkeln können, daß die folgenden Erzählungen des Moses von dem Betragen und dem Zustande der ersten Menschen nicht wohl erklärbar wären. Ja, sagt man, die ersten Menschen hätten ohne Sprache nicht einmal die uns von Moses erzählten und ihnen zu Theil gewordnen Anweisungen Gottes verstehen können.

Die Gegner dieser Meinung verwerfen den ersten aus der Erfahrung hergenommenen Grund für eine anerschaffene Sprache deswegen, weil zwischen einem

unter

unter wilden Thieren großgewachsenen Menschen und dem gleich ausgebildeten und mit dem vollen Gebrauche seiner Fähigkeiten und Kräfte in die Welt getretnen ersten Menschen ein großer Unterschied sei, und weil ferner ein solches Kind nur unter ein Volk Affen komme, folglich weiter nichts sehe, als was Affen machten, mithin auch diesen nur nachahmen könne, da hingegen die ersten Menschen noch nicht ganze Haufen von einerlei Thieren, unter welchen sie lebten, sondern nur einzelne gesehen und beobachtet hätten, weil sie überdies mehrere Arten derselben angetroffen, welche alle ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen, welchen allen sie es nachzumachen und nachzuthun versuchten, woraus denn ganz natürlich, ehe sichs die ersten Menschen versehen und ohne daß sie selbst darauf bedacht gewesen, oder darauf hätten bedacht sein können, eine Sprache entstanden wäre. Eben daraus sei denn die Möglichkeit entstanden, sich das, was sie einander mitzutheilen hatten, (Etwas anders, als ihre Bemerkungen, hätten sie aber einander nicht mitzutheilen gehabt, auch wäre ihnen zur Mittheilung andrer Dinge die Sprache gar nicht nöthig, und diese selbst ihnen so gar unverständlich gewesen,) gar bald und leicht mitzutheilen. Das daraus entspringende Vergnügen und die sichtbaren Vortheile zugleich mit der Bemerkung dieser ihrer Fähigkeiten und ihres großen Vorzugs müsse sie ferner desto aufmerksamer gemacht und dahin gebracht haben, immer mehr Worte zu erfinden und so ihre Fähigkeiten desto schneller und sichrer zu erwekken und zu entwikkeln. In Ansehung der göttlichen Un-

terweisung sei es aber gar nicht ausgemacht, ob Gott durch artikulirte Töne (Worte) ihnen dieselbe ertheilt habe, oder auf eine bildliche Art. Dieses leztere könne die Mosaische Erzählung eben so gut andeuten; da man noch sehr daran zweifeln könne, ob Gott je durch eigentliche Worte irgend einem Menschen etwas bekannt gemacht habe, und da es bekannt sei, daß es in der Bibelsprache heiße, Gott redete, wenn er auch Etwas blos auf eine symbolische (bildliche) Art bekannt gemacht habe. Dagegen scheine der vom Moses erzählte Umstand, das Adam den Thieren erst Namen gegeben, welches doch nicht wohl sein könnte, wenn schon eine Sprache da gewesen wäre und die Thiere folglich schon Namen gehabt hätten, eine Erfindung einer Sprache anzuzeigen.

Ich hoffe, daß ein Jeder meiner Leser durch diese kurze Aufzählung der hauptsächlichsten Gründe für und wider die Sache in den Stand gesezt sein wird, über die Sache selbst zu urtheilen. Welcher Sprache sich aber die ersten Menschen bedient haben mögen, kann uns ziemlich gleichgültig sein. Wahrscheinlich ist sie ausgestorben und es hat sich erst nach und nach eine Sprache recht ausgebildet, mit welcher vielleicht die Hebräische noch einige Aehnlichkeit hat, von welcher diese wohl gar eine Tochter ist.

Nach alle dem, was ich bisher über diese Sache gesagt habe, wird es aber gewis keinem meiner Leser zweifelhaft sein, daß die ersten Menschen unter allen Umständen außerordentliche Fähigkeiteu zeigten, und dieses bringt mich auf das 2te, worüber ich noch Einiges

ges zu sagen habe, nemlich auf die innern Vorzüge der ersten Menschen.

Hier bitte ich Sie vor allen Dingen, sich dessen zu erinnern, was ich im 1ten Bande über die menschlichen Anlagen gesagt habe, und ich hoffe, da wir doch diese Anlagen auch bei den ersten Menschen annehmen müssen, Ihnen zeigen zu können, daß sie die ersten Menschen in einem vorzüglichen Grade besaßen und leicht und schnell entwikkelten. Uiber ihre körperlichen Anlagen werde ich nichts sagen dürfen, da ich schon kurz vorher erwähnt habe, daß sichs gar nicht anders denken lasse, als daß ein vortreflicher Körper aus der Hand Gottes gekommen sei. Also nur Einiges über die Vortreflichkeit ihrer geistigen Anlagen.

Man darf die Mosaische Erzählung nur einmal mit Nachdenken gelesen haben, um es zu wissen, was Adam zuerst für ein gutes Vorstellungsvermögen zeigte. Damit Ihre Vorstellung davon desto lebhafter wird, bitte ich Sie, sich ganz in die Lage des Adam hineinzudenken, da er sich zum erstenmal seiner bewust wurde. Seine erste Bemerkung war unstreitig die Bemerkung seines eignen Daseins und einer Menge ihn umgebender Dinge, von denen er sich selbst unterschied. Gewis sahe er auch einige lebendige Geschöpfe, und das Erste, was er that, nachdem er sich selbst vielleicht erst überall berührt und untersucht hatte, war ein Versuch seiner körperlichen Kräfte. Die nächste, vielleicht freilich nicht mit Worten ausgedrükte, Frage war wahrscheinlich: woher bist du? woher das Alles, was du bemerkst? Denn das sahe

er augenbliklich ein, daß er weder von sich selbst da sein, noch auch von dem hervorgebracht sein könne, was ihn umgab. So wenig er sich also auch eine richtige Vorstellung von Gott machen konnte: so schloß er doch, daß ein höheres, vollkommneres und mächtigeres Wesen, als er selbst und alles das sei, was er bemerkte, der Urheber seines Daseins so wohl, als des Daseins aller übrigen Dinge sein müste. Höchst wahrscheinlich sahe er Thiere, die ihr Instinkt darzu trieb, von den Früchten der Bäume genießen, und er genoß auch davon. Ganz sicher sahe er mehrere Thierarten und vielleicht von jeder Thierart wenigstens immer ein Paar, er bemerkte sie genau, unterschied sie von einander, und machte die traurige Bemerkung, daß von allen diesen Thieren keins ihm gleich, daß von allen Arten mehrere da wären, und nur von seiner Art sich keins mehr finde, daß er ganz allein und verlassen sei. Daher die ausserordentliche Freude, die er Tags darauf beim Anblik der Eva äusserte. Die Bemerkung, daß er offenbar nicht von sich selbst da sei, sondern einen erhabnern Urheber haben müsse, und die ihn wahrscheinlich durch manche besondere Dinge und auf mancherlei Art bestätigt worden war, lies ihn ferner bald schließen, daß dieser sein Schöpfer über ihn müsse zu gebieten haben, daß er ihm werde gehorchen müssen. Und siehe da, auf eine vielleicht eigne Art, vielleicht anch durch eine Naturbegebenheit wurde ihm Etwas bekannt, was er für einen solchen Befehl seines Schöpfers ansehen zu müssen glaubte. Er ward der Meinung, es sei der Wille seines Schöpfers, von

den Früchten einiger Bäume nicht zu essen. Wie aufmerksam er übrigens auf alles war, beweist selbst der Umstand, daß er den Unterschied zwischen den Thieren, die er immer sahe, oder wie es in der Bibelsprache heißt, die der Herr vor ihm vorbeiführte, genau bemerkte, und ihnen so gar nach den an ihnen bemerkten Eigenschaften verschiedne Namen gab, sollten diese Namen im ersten Anfange auch weiter nichts gewesen sein, als das nachgemachte Geschrei dieser Thiere. Aus diesem Wenigen, was Moses theils ausdrüklich erzählt, oder was man doch nach dieser Erzählung vermuthen mus, wird es deutlich sein, daß der Geist der ersten Menschen äußerst thätig war, daß sie auf alles achteten, alles bemerkten und von einander unterschieden, ja sogar die richtigsten Schlusfolgen daraus zogen. Da war Niemand, der sie unterrichtete und anführte, sie musten selbst bemerken und nach ihren Bemerkungen handeln, und das thaten sie auf die glüklichste Weise, wo sie sogar das Dasein ihres Schöpfers, ihre Abhängigkeit von ihm und die Pflicht, ihm zu gehorchen, erkannten.

Doch sie erkannten nicht blos die Pflicht, Gotte zu gehorchen, sondern sie waren auch geneigt, dieser Pflicht nachzukommen. Sie zeigten auch bald ihr Begehrungsvermögen in allen seinen Theilen. War es wohl zu verwundern, daß sie, die nach immer mehrerer Erkenntnis begierig waren, und, um sich diese zu verschaffen, alles versuchten, auch die Früchte aller Bäume gern gekostet hätten, zumal da sie gewis einen groſsen Unterschied in dem Geschmakke der bereits gekoste-

ten Früchte gefunden hatten? Und doch enthielten sie sich, weil sie dies als den Willen Gottes ansahen, so sehr sie auch ihre Begierde darzu trieb, so nuzbar ihnen auch die Früchte eines gewissen Baums schienen, derselben eine geraume Zeit. Immerhin mag Furcht vor der Strafe der vorzüglichste Bewegungsgrund ihrer Enthaltsamkeit gewesen sein, sie gehorchten doch, und es scheint allerdings, daß sie besonders im Anfange sich mehr den Willen Gottes dachten, als der angedroheten Strafe erinnerten.

Es ist übrigens sehr natürlich, daß sie auf viele Handlungen und Verbesserungen ihres Zustandes nicht werden bedacht gewesen sein, da es ihnen an nichts fehlte, und da sie mit Bemerken vollauf zu thun hatten. Daß sie endlich mit jeder neuen Bemerkung sich ihres eignen Daseins immer lebhafter bewust wurden, und folglich immer mehr zu leben anfiengen, versteht sich von selbst.

Sie haben hier eine kurze Vorstellung der Vorzüge der ersten Menschen und ob sie gleich der Hauptsache nach mit den Vorzügen aller Menschen einerlei sind: so scheint es doch ganz deutlich zu sein, daß Jene diese Vorzüge in einem besonders hohen Grade besassen, und daß sie dieselben äusserst leicht und schnell brauchten. Es wird Ihnen bekannt sein, daß man auf Veranlassung einiger Schriftstellen diesen Vorzügen einen besondern Namen gegeben und sie das Ebenbild Gottes genennet hat. Da nun dieser Ausdruk zu manchen

Er-

Erörterungen und Streitigkeiten, mit denen übrigens das Christenthum eigentlich nichts weiter zu thun hat, Gelegenheit gegeben: so will ich, ehe ich diese Abhandlung schliesse, noch einige Anmerkungen darüber beifügen.

Ohne über den Ausdruk, Ebenbild Gottes, worunter sich Jedermann eine gewisse Aehnlichkeit mit Gott denkt, Etwas zu sagen, bemerke ich, daß man zuerst zum Ebenbilde Gottes, welches die ersten Menschen an sich hatten, anerschaffene Weisheit, Gerechtigkeit, Unschuld und Heiligkeit zu rechnen pflegt. Die Natur der Sache lehrt, daß man zu weit gehen würde, wenn man, und noch darzu ohne allen Beweis, behaupten wollte, die ersten Menschen wären gleich mit der vollkommensten Einsicht in die ihnen wichtigen und nöthigen Dinge geboren worden. Die Erzählung Mosis und die Natur des Menschen sagen vielmehr, daß die anerschafne Weisheit der ersten Menschen in weiter nichts bestanden haben könne, als in einer außerordentlichen Fähigkeit, die Wahrheit und das Gute zu erkennen. Eben so konnte die Gerechtigkeit und Heiligkeit derselben offenbar in weiter nichts bestehen, als in der Richtung ihres Willens, sich in allen Stükken dem erkannten Willen der Gottheit gemäs zu bezeigen. Unschuldig waren und blieben sie daher so lange, als sie sichs bewust waren, nichts gegen den erkannten Willen ihres Schöpfers gethan zu haben. Diesem lezten Zustand giebt man bekanntlich den Namen des Stan-

des

des der Unschuld, welcher aus dem eben Gesagten leicht verständlich ist.

Zum Ebenbilde Gottes rechnete man ferner die Herrschaft über die Erde, und man ist so gar hier und da so weit gegangen, diese Herrschaft über die Erde ganz allein als das Ebenbild Gottes anzusehen. Ich mache hierbei blos darauf aufmerksam, daß dieser Theil des Ebenbildes Gottes, wenn man nicht jene, kurz vorher erwähnte und verworfne, sonderbare Vorstellung von der Herrschaft der ersten Menschen über die Thiere und von der Folgsamkeit derselben gegen die Befehle der ersten Menschen hat, unsern ersten Aeltern nicht ausschliessungsweise, sondern vielmehr uns in einem noch höhern Grade zukomme, da es doch offenbar ist, daß wir uns der Thiere noch weit mehr zu unsrem Vortheil bedienen und die ganze Erde besser benuzzen können, als es Adam im Stande war.

Man hat endlich zulezt auch noch behauptet, daß der Leib der ersten Menschen unsterblich gewesen sei. Ob es nun gleich nicht zu leugnen ist, daß sich sehr vieles dagegen sagen läst: so scheint es doch, als ob vorzüglich Paulus Röm. 5, 12. ff. diese Unsterblichkeit des Leibes der ersten Menschen ziemlich deutlich lehre. Zwar sagt man, das Wort Tod bedeute sehr oft in der Schrift Verderben aller Art, und werde so gar in dieser Stelle selbst mit diesem Ausdrukke verwechselt, auch zeige Tod und Herrschaft des Todes nicht selten blos Furcht vor dem Tode und der auf denselben folgenden

Stra-

Strafe an, und Paulus habe hier nach Jüdischer Art bewiesen uud erklärt, er müsse folglich auch selbst wieder so erklärt werden; es ist aber gleichwohl nicht zu leugnen, daß es scheint, als müsse man einigen in dieser Stelle vorkommenden Ausdrükken einige Gewalt bei ihrer Erklärung anthun, wenn man das Wort Tod nicht in der unter uns gewöhnlichen Bedeutung nehmen wollte. Die Frage, ob auch Eva am Ebenbilde Gottes Theil gehabt, und einige andere ähnliche, sind zu sonderbar, als daß ichs für nöthig und der Mühe werth halten sollte, Etwas darüber zu sagen.

Aus der hier gegebenen Vorstellung von dieser ganzen Sache wird es übrigens hoffentlich jedem Unbefangenen einleuchten, daß sie der Vernunft nicht nur nicht zuwider, sondern vielmehr ganz gemäs, daß sie der Natur des Menschen völlig angemessen ist und vernünftigerweise gar nicht einmal anders gedacht werden kann. Fast daraus allein wird das Ungegründete jener Meinung, über welche ich in dieser Abhandlung noch Etwas zu sagen versprach,*) erhellen, nach welcher man die ganze Mosaische Erzählung in den ersten Kapiteln, denn diese sind freilich, genau genommen, wo nicht die einzige, doch die Hauptquelle alles dessen, was wir über die Geschichte der Erde und des Menschen bei und nach seinem ersten Ursprunge durchgegangen haben, für bloße Fabellehre (Mythologie) erklären möchte. Ob nun gleich ganz sicher bei fast aller Fabellehre von den Göttern

*) Man sehe in der vorhergehenden Abhandlung S. 157.

tern gewisse Wahrheiten zum Grunde liegen, und also selbst dann die Mosaische Erzählung noch alle Aufmerksamkeit verdienen und der Bemühung zur Aufsuchung einer vernünftigen Erklärung weit mehr werth wäre, als irgend eine andre Mythologische Erzählung: so darf man doch offenbar die Mosaische Erzählung nur ohne vorgefaste Meinung lesen, und sie lassen, wie sie ist, außerdem aber bei sich selbst überlegen, wie wohl das Mengeschlecht hätte anfangen müssen, daß es fortdauern und das werden konnte, was es wirklich geworden ist, um mit einemmale einzusehen, daß nichts natürlicher sein kann, als die Mosaische Erzählung, daß es grade so gewesen sein mus, wie es Moses erzählt, daß also die Mosaische Erzählung wahre Geschichte ist und sein soll. Hierzu kommt noch, daß Moses die Geschichte der ersten Kapitel mit dem, was er in der Folge erzählt, in die genaueste Verbindung sezt, daß er und die nachherigen Verfasser des A. T. ihre Geschlechtsregister bis auf den Adam zurükführen, daß auch das N. T. dieses thut und die ganze Erzählung auf mancherlei Art und oft sehr nachdrüklich bestätigt. Bei diesen Umständen möchte es keinem Unbefangnen zweifelhaft sein, daß Moses uns wirklich wahre Geschichte erzählt hat und hat erzählen wollen, sollte auch nach der Gewohnheit des Alterthums manches nur auf sinnliche Art eingekleidet sein, was wir freilich in unsre Sprache übersezzen müssen.

Und in der That ist diese Geschichte so beruhigend und belehrend für uns, daß es uns wohl nicht zu verden-

denken ist, wenn wir sie nicht wollen fahren lassen, da sie auch noch überdem das einzig Sichere ist, woran wir uns in Ansehung der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts halten können. Ich will Sie nur an Einiges erinnern, um die Wahrheit dieser Behauptung zu zeigen. Wer könnte es wohl leugnen, daß grade dieser Anfang des menschlichen Geschlechts die göttliche Weisheit und Güte in ein helles Licht sezt. Es ist in dieser Schrift schon mehr, als einmal, erinnert worden, daß das menschliche Geschlecht vom Nichts anfangen, daß es wenigstens im gewissen Maaße durch sich selbst das werden sollte, was es werden kann, und daß in dem Bewustsein, daß es so sei, ein großer, ja wohl gar der hauptsächlichste Theil seiner Glükseligkeit bestehe. Läßt sich aber nun wohl eine bessere Veranstaltung Gottes denken, als die izt beschriebne, wo es den ersten Menschen äußerlich an nichts gebrach, und wo sie so viele Gelegenheit hatten, die ersten und nothwendigsten Kenntnisse einzusammlen, um auf denselben in der Folge weiter bauen zu können. Sollten wir aber wohl daran zweifeln können, daß der Gott, der unsre ersten Stamältern mit einer so zärtlichen und väterlichen Sorgfalt leitete, nicht eben das an uns thun werde, daß er mit dem Verschwinden der ersten Menschen von der Erde sein Werk aufgegeben, weil er gesehen habe, daß es nicht ausführbar sei? Aus eben dieser Geschichte der ersten Menschen wird aber auch ferner die erhabne Bestimmung des Menschen und seine Würde, wie ich sie bereits im 1ten Bande dieses Werks angegeben habe,

hin-

hinlänglich klar sein. Auch der erste Mensch hatte nur Anlagen, treffliche Anlagen, die er ausbilden konnte, und, so viel sichs im ersten Anfange thun lies, auch wirklich immer mehr ausbildete und unmittelbar dadurch immer mehr zu leben anfieng. Wem dürfte ich es aber auch endlich wohl noch weitläuftig sagen, daß eben die hier vorgetragne erste Geschichte der ersten Menschen eine große Ermunterung zur Benuzzung unsrer Talente sein müsse, weil es uns offenbar dreifache Schande macht, wenn wir bei so vieler Aufmunterung zu Fleiß und Thätigkeit und zum Wucher unser Pfund vergraben wollten, da der sich, dem äußern Anscheine nach, selbst überlassene erste Mensch so eifrig nach Erwerbung neuer Kenntnisse und in der Befolgung des erkannten Guten war.

Vom Bösen überhaupt und dem Ursprunge desselben.

Ich wende mich izt zur Untersuchung einer Sache, l. L., welche man von jeher auf so mannichfache und verschiedne Arten zu erklären und auszumachen gesucht, welche so viel Verwirrung, Uneinigkeit, Streit, ja so gar Feindseligkeiten und Verfolgungen der streitenden Partheien unter einander verursacht hat, daß es mir wohl nicht zu verdenken ist, wenn ich aufrichtig gestehe, daß ich in nicht geringer Verlegenheit bin, wie ich es wohl anfangen müsse, um die Sache so vorzutragen, daß ich, ohne mich grade selbst für, oder wider eine Parthei zu erklären, gleichwohl meine Leser in den Stand sezze, die ganze Sache selbst, wenigstens in ihren vorzüglichsten Punkten, zu übersehen und zu beurtheilen.

Es ist des Bösen so wohl in physischer, als moralischer Hinsicht gar zu viel auf Erden, als daß man bei der Bemerkung desselben hätte gleichgültig bleiben und nicht vielmehr fragen sollen, woher es gekommen, ob es vom Anfange da gewesen und zugleich mit der Welt und dem Menschen entstanden, oder ob es durch irgend eine Begebenheit oder Zufall in die Welt gekommen ist? Es mag wahr sein, daß man Welt und Menschen nur gehörig kennen dürfe, um alle diese Fragen sehr leicht beantworten zu können, allein der vortrefliche Zustand und die großen Vorzüge der ersten Menschen, von welchen

chen wir in der vorhergehenden Abhandlung redeten, und die Unbekanntschaft, wenigstens schiefe und falsche Ansicht und Beurtheilung der Welt und Menschen, worzu man auch noch unrichtige Vorstellungen von Gott, so, wie eine Menge, vielleicht falsch verstandner, Aussprüche der Schrift rechnen kann, haben doch die Beurtheilung dieser Sache so sehr erschwert und so viel Verwirrung und Streit veranlaßt, daß es wohl schwer halten und eine noch geraume Zeit dauern möchte, ehe sich die Meinungen Aller über diesen Punkt vereinigen werden.

Bei diesen Umständen werden Sie es wohl nicht erwarten, hier alles beisammen zu finden, was von jeher über diese Sache ist erdichtet und gesagt worden, auch würde ich, wenn ich auch nicht fühlte, daß es meine Kräfte überstiege und diese Abhandlung zu weit ausdehnen würde, um mehrerer Ursachen willen Bedenken tragen, hier alles zu wiederholen. Ich werde daher nur eine Vorstellung von der Art, wie man sich die Sache vorzüglich in unsern Tagen denken zu lernen und zu erklären gesucht hat, verglichen mit den, in mancher Hinsicht vielleicht etwas unbestimmten, Meinungen, die man bisher gewöhnlich darüber hatte, zu geben suchen, dabei besonders die wichtigsten und gewöhnlich gebrauchten Schriftstellen anführen und ihre verschiednen Erklärungen, so weit es mir nöthig und nüzlich zu sein scheint, angeben, um meine Leser dadurch in den Stand zu sezzen, über die ganze Sache selbst so wohl, als über den Zusammenhang, in welchem das Christenthum mit

die-

diesen Meinungen steht, oder welchen Antheil es daran hat, zu urtheilen.

Dabei glaube ich am Besten zu verfahren, wenn ich zuerst erkläre, was man sich unter dem Bösen denkt, oder zu denken hat, wie man es einzutheilen pflegt, welche Namen man ihm giebt, und wenn man ihm dieselben beizulegen pflegt, was für besondere Grade desselben statt finden und in welcher Verbindung insonderheit das Moralische Böse mit dem Physischen steht, — sodann aber auch über den Ursprung des Bösen auf der Erde überhaupt und der besondern Arten desselben nicht nur im Allgemeinen, sondern auch bei den ersten Menschen sowohl, als ihren Nachkommen, und uns das Nöthigste beibringe, das Ganze aber mit einigen Anmerkungen beschließe.

Unter dem Bösen im Allgemeinen verstehen wir jede Unvollkommenheit, sie habe Namen, wie sie wolle, und sei von einer Art, von welcher sie wolle. So ist eine Krankheit, so ist der Mangel eines gewissen Vermögens etwas Böses. Sie werden aber schon aus diesen Beispielen sehen können, daß das Böse in Ansehung der Art, wie es unsern Zustand verschlimmert, von doppelter Art ist. Es kann nemlich entweder in dem Mangel eines zur Vollkommenheit gehörigen Gutes bestehen, wie der Mangel eines zu gewissen Zwekken hinlänglichen Vermögens ist, oder es kann das Gegentheil von einer Sache sein, die zur Vollkommenheit gehört, ohne welche Vollkommenheit nicht gedacht werden kann, wie das der Fall bei einer Krankheit ist. Jenes

nennt man etwas verneinend, (negatives) dieses etwas bejahend (positives) Böses. Es würde hier unnüz sein, weitläuftig zu zeigen, daß freilich jedes positive Böse auch etwas negativ Böses in sich schließt, ob gleich nicht allemal beim negativ Bösen sich auch etwas positiv Böses findet, es ist genug, hier auf diesen nicht unwichtigen Unterschied aufmerksam gemacht zu haben.

Da es aber nicht selten zu geschehen pflegt, daß wir Etwas für eine zur Vollkommenheit gehörige Sache ansehen, was es nicht ist, und hingegen Manches für eine Unvollkommenheit halten, was wirklich keine ist: so hat man noch einen Unterschied zwischen scheinbarem und wirklichem Bösen gemacht, an den ich ebenfalls blos erinnere, ohne mich länger dabei zu verweilen.

Allein um das Böse im Allgemeinen, um das, was an und für sich böse ist, pflegen wir uns wenig zu bekümmern, ja wir würden nicht einmal eine Vorstellung davon haben, wenn wir nicht das, was an gewissen Dingen Böse ist, oder sie unvollkommner macht, als sie sein könnten, erst wahrgenommen hätten, woher es denn geschieht, daß wir das Böse fast immer in Beziehung auf gewisse Dinge betrachten. Böse an irgend einer Sache ist aber alles dasjenige, was der Vollkommenheit derselben, die ihrer Natur nach bei ihr statt finden kann, oder mit einem Worte, ihrer natürlichen Vollkommenheit widerstreitet, und diese Vollkommenheit entweder ganz, oder doch zum Theil aufhebt. So

halten

halten wir eine Krankheit, die uns oder Andere trift, die Armuth, die uns oder einen Andern drükt, und unser Leben in Gefahr sezt, oder an der gehörigen Aeußerung unsrer Kräfte hindert, bei uns für etwas Böses.

Es giebt aber des Bösen bei den Geschöpfen unendlich viel, man kann mehrere Arten desselben unterscheiden, und es, je nachdem man es von gewissen Seiten ansieht, auch verschiedentlich eintheilen. Die wichtigsten dieser Eintheilungen, die uns auch hier vorzüglich brauchbar und nüzlich sein werden, werde ich daher kurz angeben. Die Haupteintheilung des Bösen, so bald man auf die Ursache des Daseins desselben sieht, ist diejenige, nach welcher man zwischen nothwendigem und zufälligem Bösen einen Unterschied macht. Ohne diese Hauptarten gleich zu erklären, bemerke ich vielmehr, daß das Erstere wieder eingetheilt werden mus, in absolut nothwendiges, und in natürliches, oder in natürlich nothwendiges Böses. Unter dem absolutnothwendigen Bösen mus man sich diejenige Unvollkommenheit denken, die in der Eingeschränktheit des Geschöpfs überhaupt ihren Grund hat. Hierher gehört z. B. die Unmöglichkeit, daß ein Geschöpf durch sich selbst da sein und von sich ganz allein abhängen, oder allwissend und allmächtig sein kann. Dieses, so wie alles nothwendige Böse ist allen Geschöpfen gemein, kein Geschöpf kann ohne dasselbe gedacht werden. Nicht so verhält es sich aber mit dem natürlichen oder natürlichnothwendigen Bösen, es ist dieses nicht allen, sondern nur gewissen Arten

von Geschöpfen eigen, und man hat sich dabei zu denken diejenige Unvollkommenheit, welche die nothwendige Folge der natürlichen Einrichtung gewisser Geschöpfe ist. Der Mensch ist z. B. dem Hunger und Durste ausgesezt, er kann bei der izzigen Einrichtung seines Körpers, ohne eine gänzliche Umänderung erfahren zu haben, nicht ewig fortdauern, er kann nicht gleich mit einem gebildeten Geiste auf die Welt kommen, er mus vom Nichts anfangen. Dieses und manches andere sind Unvollkommenheiten, welche vielleicht andern Geschöpfen ganz fremd sind.

Die zwote Hauptgattung des Bösen ist das Zufällige, welches weder aus dem Begriffe eines Geschöpfs überhaupt, noch irgend einer besondern Art der Geschöpfe folgt, sondern blos aus einer gewissen Verbindung von Umständen herrührt, und worzu die Arten von Geschöpfen, bei welchen es angetroffen wird, blos die Empfänglichkeit haben. So ist es etwas zufällig Böses, wenn ein Mensch von einem einstürzenden Hause beschädigt, oder getödet wird. Man kann aber auch das zufällige Böse wieder eintheilen in das bedingt nothwendige und wirklich zufällige, welche leztere Art man auch, wenigstens unter gewissen Umständen, das willkührliche nennen könnte. Unter dem bedingtnothwendigen Bösen versteht man dasjenige, was unter Voraussetzung gewisser Bedingungen nothwendig erfolgen mus. Die Schwächung und wohl gar Zerstörung unsrer Kräfte bei zu großer Anstrengung oder bei einem ausschweifenden Leben, und die Unmöglich-

möglichkeit, uns gut und vernünftig zu betragen, wenn wir unsern Geist nicht durch die Erwerbung hinlänglicher Kenntnisse und Erfahrungen gebildet haben, ist von dieser Art. Das wirklich zufällige Böse aber ist diejenige Verminderung unsres vollkomnern Zustandes, welche nicht die nothwendige Folge von etwas Vorhergehenden, sondern durch eine besondere, gar nicht von uns abhängende, oder aus dem Laufe der Natur vorauszusehende Verkettung der Umstände hervorgebracht ist. So kommt bisweilen der rechtschaffenste Mensch um seinen guten Namen, selbst dem lasterhaften wird bisweilen ein widriges Schicksal zu Theil, das wenigstens nicht eine unmittelbare und nothwendige Folge seiner Laster ist, nicht wenig Menschen scheinen einen nur geringen Theil geistiger Gaben erhalten zu haben, oder so gebildet zu sein, daß sie zu manchen Lastern einen fast unwiderstehlichen Hang haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sehr vieles Böse, das uns wirklich zufällig scheint, dieses nicht allemal ist, daß wir, wenn wir die ganze Reihe von Ursachen und Folgen übersehen könnten, gar oft finden würden, es gehöre zu dem bedingtnothwendigen; es läßt sich doch aber auch gewis nicht ableugnen, daß es des wirklich zufälligen Bösen nicht wenig giebt.

Wenn Sie sich nun diese verschiednen Arten des Bösen lebhaft vorstellen wollen: so werden Sie finden, daß dasjenige, was ich das nothwendige Böse nannte, in der That so zahlreich nicht ist, daß es gar wohl zu ertragen wäre, und die Glükseligkeit der Geschöpfe Got-

tes wenig oder gar nicht stören würde, daß es aber im Gegentheil vorzüglich das zufällige Böse ist, mit welchem wir besonders zu kämpfen haben. Um Ihnen jedoch die Uibersicht des Bösen selbst, das uns so elend macht, zu erleichtern, mache ich Sie noch auf jene Eintheilung aufmerksam, nach welcher man zwischen Physischem und Moralischem Bösen einen Unterschied macht.

Physisch Böse ist alles dasjenige, was unsern natürlichen Zustand verschlimmert, oder unvollkommner macht, und uns eben deswegen unser Dasein mit weniger Frohsinn genießen läßt, als es, unsrer Meinung nach, wohl geschehen könnte. Es wird kaum nöthig sein, zu erinnern, daß es sehr viele Arten und Grade desselben giebt, daß es theils körperlich, theils geistig ist, daß es, je nachdem es häufig und drükkend ist, auch besondere Namen bekommt und mehrere Zustände hervorbringt, wie den Zustand der Noth, des Jammers, des Elends u. s. w. Es ist übrigens deutlich, daß sich am Physischen Bösen, so bald auf die Ursachen des Daseins desselben Rükksicht genommen wird, eben so viele Arten unterscheiden lassen, als ich vom Bösen überhaupt so eben angab.

Eine besondere Eintheilung mus ich jedoch noch beim Physischen Bösen machen. Es ist nemlich entweder unverschuldet, oder verschuldet. Was diese Ausdrükke sagen wollen, versteht ein Jeder, und ich bemerke daher nur, daß man das Physische Böse im erstern Falle nicht sowohl etwas Böses, sondern vielmehr

mehr ein Uibel uud Unglük nennt, und daß alles nothwendige Böse, welches man daher mehr nothwendiges Uibel zu nennen pflegt, dahin zu rechnen ist. Von dem verschuldeten Bösen sage ich aber hier noch nichts, es wird weiter unten Etwas davon gesagt werden, wenn ich erst von der zweiten Art des Bösen werde geredet haben.

Es giebt nemlich auch Moralisches Böses, und man versteht im Allgemeinen alles das darunter, was dem Moralgesezze widerstreitet. Es ist ganz offenbar, daß man etwas moralisch Böses gar nicht haben könnte, wenn es kein Moralgesez und keine freien moralischen Wesen gäbe, welche sich nach diesem Gesezze richten sollen, das sie aber doch, nach der ihnen zukommenden Freiheit, übertreten können, und durch dessen wirkliche Uibertretung eben das entsteht, was wir das Moralische Böse nennen. Ich mus Sie übrigens daran erinnern, daß man den Ausdruk, moralisch Böse, in doppelter Hinsicht zu brauchen pflegt, indem man dabei theils auf die Handlung, welche einem Moralgesezze entgegen ist, theils aber auch auf den Handelnden selbst sieht, der das Moralgesez übertritt. Dieses ist um so mehr zu bemerken, weil eine dem Moralgesezze entgegenlaufende Handlung an sich zwar allemal etwas moralisch Böses ist, auf der andern Seite aber doch daraus nicht folgt, daß der, der die Handlung begieng, selbst moralisch böse war, oder moralisch böse handelte. Dieses leztere kann man nemlich nur dann behaupten, wenn der Handelnde wuste, daß seine Handlung dem Moralgesezze entgegen war.

Da nun aber eben nicht alle Uibertretungen des Moralgesezzes bei den Menschen gleiche Moralität haben, (nicht auf gleiche Art moralisch böse sind) so giebt man auch diesen Handlungen gegen das Moralgesez verschiedene Namen. Wuste nemlich der Handelnde nicht, daß er gegen das Gesez verstieß: so heißt seine Handlung nur ein Fehler; erkannte er aber die Gesezwidrigkeit seiner Handlung: so heißt sie ein Vergehen, oder auch wohl, je nachdem die gewöhnliche Meinung dieses Vergehen für groß und wichtig hält, ein Verbrechen, eine Schandthat u. s. w. Weil es aber dem Menschen unmöglich ist, sich, wenn er an das Moralgesetz denkt, nicht auch des Gesezgebers selbst zu erinnern: so ist es sehr gewöhnlich und ganz natürlich, das Moralgesez oder die Vorschriften desselben als den Willen Gottes selbst, so wie jeden Verstoß gegen das Gesez als eine Uibertretung des göttlichen Willens anzusehen. Wenn dieses geschieht: so bekommt ein Vergehen den Namen Sünde.

Wem dürfte ichs aber wohl sagen, daß sich der Mensch der Freiheit, dem Moralgesezze, oder, welches ganz einerlei ist, dem Willen Gottes entgegen zu handeln, leider nur gar zu oft bedient, daß es der Sünden, welche er sich zu Schulden kommen läßt, eine unzählbare Menge giebt, von denen Eine immer für schwerer gehalten wird, als die Andere, und wobei es nicht wenig Mühe kostet, sie so in Classen zu ordnen, daß aller Verwirrung vorgebeugt und Eine von der Andern gehörig unterschieden werden kann? Ehe ichs jedoch versuche,

Ihnen

Ihnen die besondern Arten der Sünden anzugeben und sie unter gewisse Classen zu ordnen, bemerke ich noch, daß die Sünden an sich betrachtet, so bald man auf die Moralität derselben Rükſicht nimmt, (wenn man sie als Abweichungen vom Moralgesezze betrachtet) einander gleich, und eine so schwer, als die andere ist, daß sich dieses aber freilich verändert, so bald man dabei an den Handelnden denkt. Bei ihm kann nemlich eine Sünde allerdings schwerer sein, als die Andere, und einerlei Vergehen von zween Menschen kann auch von sehr verschiedner Bösartigkeit und Strafwürdigkeit sein, indem dabei alles auf die größere oder geringere Einsicht des Sünders in die Vorschriften des Moralgesezzes, oder des Willens Gottes, auf die mehrere, oder mindere Lebhaftigkeit, mit der er sich, da er sündigte, das Widersprechende seines Betragens mit dem Willen Gottes dachte, auf die stärkern, oder schwächern Reize zum Bösen, und zulezt auf die Zeit ankommt, die er zur Uiberlegung hatte.

Lassen Sie uns nun die besondern Arten, in die man die Sünden in Ansehung ihrer Bösartigkeit einzutheilen pflegt, in unser Gedächtnis zurükrufen. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß man zuerst und hauptsächlich unterscheidet zwischen unwissentlichen und wissentlichen Sünden. Unter unwissentlichen Sünden denkt man sich solche Uibertretungen der Gebote Gottes, die man sich zu Schulden kommen läst, ohne zu wissen, daß man gegen ein Gebot Gottes handelt. Man hat darüber gestritten, ob man dieser Art Uibertretungen

tretungen der Gesezze Gottes den Namen Sünde geben könne? Aus dem aber, was ich kurz vorher von der doppelten Anwendung des Ausdruks, moralisch böse, sagte, wird es deutlich sein, daß man jede, auch unwissentliche Abweichung vom göttlichen Gesezze allerdings Sünde nennen kann, besonders da die Schrift fast immer und auch in dem Falle, wo Jemand unwissentlich böses thut, sich dieses Worts bedient, ob man gleich den, der dem Willen Gottes unwissentlich entgegen handelt, nicht wohl einen Sünder möchte nennen, ihm wenigstens seine Sünde nicht zurechnen und ihn dafür bestrafen können. Es ist indessen wohl zu bemerken, daß auch die unwissentliche Sünde von doppelter Art ist. Das Gebot Gottes, welches ich übertrete, konnte mir nemlich bekannt sein, oder es konnte mir nicht bekannt sein. Im erstern Falle bin ich offenbar schon deswegen strafbar, weil ich mich nicht mit Gesezzen bekannt machte, mit denen ich gar wohl hätte bekannt werden können und welche mir bekannt zu machen sogar meine Schuldigkeit war. Es ist offenbar, daß Vergehungen gegen ein solches Gesez eben so straffällig sind, als gegen andre mir wohl bekannte, daß Unwissenheit mich hier durchaus nicht entschuldigen kann, und der Name des Sünders nicht unverdient ist.

Die 2te Hauptgattung der Sünden sind die wissentlichen, worunter man sich die Uibertretung derjenigen Gebote Gottes denkt, die uns bekannt sind. Es ist an sich klar, daß Sünden dieser Art schon viel schwerer sind, als die der vorhergenannten Gattung. Allein

auch

auch nicht einmal die wissentlichen Sünden sind sich in Ansehung ihrer Bösartigkeit einander alle gleich, man ist daher genöthigt, viele Unterabtheilungen zu machen. Man pflegt daher die wissentlichen Sünden zuerst wieder einzutheilen in unvorsäzliche und vorsäzliche. Unvorsäzliche Sünden sind solche Uibertretungen eines mir bekannten Gebotes Gottes, zu denen ich durch einen zu gewaltigen Andrang von Umständen gereizt wurde, ohne daß ich vorher die Absicht hatte, dem Willen Gottes auf die Art entgegen zu handeln, wie ichs nun wirklich thue. Die Umstände, durch welche wir zu gewissen Sünden gereizt werden, sind aber sehr verschieden, man mus daher wieder mehrere Arten der unvorsäzlichen Sünden unterscheiden, und es wird daher nicht unbequem sein, wenn wir sie in Uibereilungs- und in Schwachheits-Sünden eintheilen. Unter den Uibereilungs-Sünden versteht man diejenigen Vergehungen gegen das göttliche Gesez, zu deren Vollbringung wir so schnell gereizt werden, daß es uns an Zeit fehlt, uns des Gebotes Gottes zu erinnern, oder uns wenigstens desselben mit gehöriger Lebhaftigkeit bewust zu werden und die Schändlichkeit und Schädlichkeit unsres Betragens gehörig zu empfinden. Erinnern Sie sich hierbei nur des Jähzornigen, und Sie werden sogleich eine deutliche und lebhafte Vorstellung von dem haben, was man Uibereilungs-Sünde nennt. So wahr es nun sein mag, daß sich sehr viele solcher Sünden immer sehr entschuldigen lassen: so hat man doch hohe Ursache, dagegen recht sehr auf seiner Hut zu

sein,

sein, weil sie nicht selten äußerst schädlich sind, weil es unsre Pflicht ist, alle Uibereilung so viel, als möglich, zu vermeiden, weil wir, wenn wir uns nicht bei Zeiten gegen gewisse Uibereilungen zu sichern suchen, uns endlich so daran gewöhnen, daß wir durch jeden auch den kleinsten Reiz zu dergleichen neuen Sünden verführt werden, weil wir mit jeder neuen Vergehung unser Gefühl und Achtung gegen die Gesezze Gottes verlieren, immer immoralischer werden, uns auch and're Sünden zu begehen nicht mehr scheuen, und folglich in aller Absicht strafwürdig sind.

Die andre Art der unvorsäzlichen Sünden waren die Schwachheitssünden, welches solche Uibertretungen des göttlichen Gesezzes sind, zu welchen wir durch die allzugroße Gewalt unsrer Begierden gereizt werden. Es ist traurig und zugleich höchst nachtheilig, daß der Mensch gar zu gern alle seine Vergehungen Schwachheits-Sünden nennen möchte, und daß er den sonderbaren Wahn hegt, es werde damit nicht gar zu viel zu bedeuten haben, daß oft, um ihn über die Vorwürfe, die er sich seiner Sünden wegen macht, zu beruhigen, nichts weiter nöthig ist, als ihn daran zu erinnern, er sei ein schwacher Mensch, mit dem Gott nicht so strenge verfahren, sondern sich seiner wohl erbarmen werde. Es ist freilich gewis, daß sich Menschen, die in diesem Wahne stehen können, von Gott, von ihrer Bestimmung, von der Ursache, warum sie fromm und tugendhaft leben sollen, und von den Absichten der Sendung und der Lehre Jesu, höchst elende Vorstellungen

machen

machen müssen; es giebt aber doch wirklich der Menschen leider noch so gar wenige, welche über die genannten Dinge auch nur erträglich dächten, die sonderbare Meinung von der menschlichen Schwachheit, welche zu vertilgen nun einmal nicht in unsrer Gewalt stehe, ist so herrschend, daß ich mich nicht enthalten kann, hier auf diese Meinung als auf eine ganz vorzügliche Ursache der herrschenden Sittenlosigkeit aufmerksam zu machen, und meinen Lesern schon hier zu sagen, daß das Christenthum diese Meinung nicht nur nicht begünstigt, sondern derselben gradezu entgegen ist, daß es recht eigentlich Absicht desselben ist, diese menschliche Schwachheit zu heben und den Menschen in den Stand zu sezzen, über seine Schwachheit siegen zu können. Und warlich dies kann wenigstens der Christ. Denn sollte es auch wirklich nicht leicht, sollte es auch unmöglich sein, es dahin zu bringen, daß man nie mehr, von seinen Neigungen überwältigt, mit Wissen und Willen gegen ein göttliches Gesez handelte: so kann es der Mensch, der eine gehörige Achtung gegen seine eigne Würde, gegen alles Gute überhaupt und gegen Gott hat, so kann es wenigstens der Christ nach und nach dahin bringen, daß dieses äusserst selten geschieht, und wenigstens Paulus behauptet dieses Röm. 8. mit allem nur möglichen Nachdruk. Wie nöthig es übrigens ist, unsrer Schwachheit entgegen zu arbeiten, uns nicht mehr von unsern bösen Neigungen beherrschen zu lassen, wird auch daraus deutlich sein, weil alles das auch von den Schwachheitssünden gilt, was ich gleich vorher von den Uibereilungssünden

sünden sagte, wenn man sich gegen dieselbe nicht zu verwahren suche, worzu auch noch obendrein kommt,, daß wir, wenn wir unsrer Schwachheit öftrer nachgeben, endlich wahre Sklaven unsrer Neigungen werden, und durchaus die Kraft verlieren, uns frei entschließen zu können, und daß unsrer Neigungen, denen wir dienen müssen, immer mehrere werden, daß wir aus einer Thorheit in die andere fallen. Als besondere Abarten der Schwachheitssünden bemerke ich endlich noch die sogenannten Temperamentsfehler, zu welchen wir wegen unsres Temperaments vorzüglich geneigt sind, denen wir also nicht nachgeben, sondern vielmehr mit aller Anstrengung entgegen arbeiten müssen, weil bei ihnen alles das gilt, was ich von den Schwachheitssünden überhaupt sagte. Daß man endlich diejenigen Sünden, welche sich manche Personen vorzüglich erlaubt haben, weil ihre besondere Neigung sie dazu trieb, deren Befriedigung noch überdies mit einem gewissen sinnlichen Vergnügen verbunden war, und woran sie sich eben deswegen so sehr gewöhnt haben, daß sie sie fast nicht mehr lassen können, Lieblingsfehler, oder Lieblingssünden nennt, und daß diese äußerst gefährlich sind, wird einer weitern Erklärung nicht bedürfen.

Die zweyte Hauptgattung der wissentlichen Sünden war die der Vorsäzlichen, oder solcher Sünden, wobei nach einer hinlänglichen Uiberlegung, auch bei der Vorstellung, daß sie dem Moralgesezze, oder dem Willen Gottes entgegen sind, der Entschlus gefast wird, sie, so bald sich die Gelegenheit zeigt, doch zu begehen.

gehen. Es ist offenbar, daß dieser Art Sünden ungleich bösartiger und strafwürdiger sind, als alle vorhergenannte, und es würde mir schmerzlich wehe thun, wenn ich bestätigen müste, was man so oft behaupten zu wollen scheint, daß diese Sünden sehr häufig unter den Menschen wären, und daß sie besonders in unsʼren Tagen immer häufiger würden. Dies kann ich aber nicht. Ich bin vielmehr der Meinung, und hoffe es zu Gott, daß diese Meinung kein Irrthum ist, daß die Welt, wenn auch in diesem Stükke nicht sonderlich verbessert, doch gewis auch nicht verschlimmert ist. Allein man pflegt auch die vorsäzlichen Sünden wieder in Uiberlegungs- und in Bosheits-Sünden einzutheilen, welchen Leztern man auch bisweilen, vielleicht nicht ganz mit Recht, den Namen der muthwilligen giebt. Uiberlegungssünden sind solche Uibertretungen des göttlichen Gesezzes, worzu man sich nach einigem Kampfe blos deswegen entschließt, weil man es nicht über sich erhalten kann, wegen des Willens Gottes einige Aufopferungen zu machen, und entweder einem gewissen Vortheil zu entsagen, oder sich manchen Nachtheil, manches Leiden u. s. w. gefallen zu lassen. Dieses möchte etwa bei dem der Fall sein, der sich zur Rettung aus seiner Noth zum erstenmale zu einem gewaltsamen Diebstale entschließt. — Bosheitssünden aber nennt man diejenigen Vergehungen gegen den Willen Gottes, bei denen man, obgleich mit dem Gesezze bekannt, dasselbe doch gar nicht mehr achtet, sondern seiner bösen Neigung ohne alles weitere Bedenken

ken folgt. Es wird Niemanden zweifelhaft sein, daß darzu eine lange Gewohnheit im Sündigen gehört, daß das moralische Gefühl eines Menschen, der sich so sehr vergessen kann, durchaus abgestumpft, daß sein Gewissen ganz betäubt sein mus. Denn ob ich gleich noch eine ziemlich gelinde Erklärung von Bosheitssünden, welche man bisweilen gar als solche vorgestellt hat, die man gleichsam Gotte zum Trozze begehe, ein Unsinn, Raserei uud Verwegenheit, die ich keinem freien Wesen zutraue, das noch, auch nur sehr wenig, denken kann, gegeben habe: so sind doch auch nach dieser gelindern Erklärung die Bosheitssünden das erniedrigendste, schändlichste und abscheulichste, wohin der Mensch versinken kann. Darf ich Sie aber wohl noch besonders daran erinnern, daß man den Anfang zu Bosheitssünden macht, sobald man sich öfters Schwachheitssünden erlaubt, daß jene die, wohl gar nothwendige, Folge von diesen sind?

Man hat aber die Sünden nicht blos in Ansehung ihrer Bösartigkeit in besondere Klassen getheilt, sondern man hat auch noch in andrer Hinsicht einige Eintheilungen gemacht, welche ich hier blos kurz erwähne. Man unterscheidet daher in Ansehung der Art, wie man sündigt, zwischen Sünden in Gedanken, Worten und Werken, worüber ich nichts zu sagen habe, weil die Sache zu deutlich ist. Von den Sünden in Gedanken erinnere ich jedoch, daß ein böser Gedanke nur dann den Namen der Sünde verdient, wenn ich ihm mit Lust und Vergnügen nachhänge, und ihn wohl gar absicht-

lich

lich unterhalte, oder auch höchstens dann noch, wenn in meinem vorigen sündhaften Leben der Grund liegt, daß er wieder und vielleicht oft in mir aufsteigt. Kommt mir aber ein böser Gedanke, ohne meine Schuld, gleichsam wie von ohngefehr ein, und ich betrachte ihn mit Abscheu, oder suche mich desselben zu entschlagen, so habe ich nicht Ursache, um desselben willen unruhig zu sein und Strafe zu fürchten.

Man hat ferner die Sünden in Ansehung des Gegenstandes, auf den sie sich zunächst beziehen, eingetheilt in Sünden gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst, in Ansehung des Gesezzes, dem entgegengehandelt wird, in Begehungs- und Unterlassungssünden, und zulezt in Ansehung ihrer Erläslichkeit in Erlassünden und Todsünden. In Ansehung der leztern beiden Arten kann man fragen, ob es eine einzelne Sünde giebt, welche von Gott nicht erlassen werden kann und wird, die also unausbleiblich den sogenannten geistlichen und ewigen Tod nach sich zieht? Es ist bekannt, daß man, wenn man auch alle einzelne Sünden für Erlassünden zu erklären geneigt ist, doch die Sünde wider den heiligen Geist für eine Todsünde erklärt. Da nun die Furcht vor dieser Sünde nicht selten die Gewissen vorzüglich deswegen, weil man immer nicht genau wuste, was man sich dabei denken sollte, beunruhigt hat, und eine richtige Vorstellung von derselben bei weitem noch nicht allgemein ist: so halte ich es für nöthig, noch einiges Wenige darüber zu sagen.

Zuerst fragt es sich, was man sich unter der Sünde wider den heiligen Geist zu denken habe? Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich hier alle Erklärungen wiederholen wollte, die man davon gemacht hat, ich begnüge mich, diejenige anzugeben, die mir die richtigste zu sein und aus der Rede Jesu, wenn man sie im Zusammenhange liest, nothwendig zu folgen scheint. Nach derselben ist aber die Sünde wider den heiligen Geist das Verbrechen der Obersten unter den Juden, die offenbarsten Wunder, welche bewiesen, daß Jesus der erwartete und von Gott gesandte Meßias sei, aus Hartnäkkigkeit und weil ihnen Jesus nicht anstand, zu verwerfen und zu dem Ende selbst zu Albernheiten ihre Zuflucht zu nehmen. Meine Leser werden sich von der Richtigkeit dieser Erklärung selbst überzeugen, wenn Sie die Hauptstelle Matth. 12, 31. 32. nachlesen, das unmittelbar Vorhergehende, so wie Marc. 3, 28. 29. und Luc. 11, 20. damit vergleichen und bemerken wollen, daß Jesus einem Taubstummen den Gebrauch seiner natürlichen Kräfte wieder gegeben, daß die Pharisäer sagten, er thue dieses durch Hülfe des Beelzebub, er selbst ihnen aber die Abgeschmaktheit dieser Verleumdung zeigte und darthat, er könne dieses offenbar nicht anders, als durch den heiligen Geist, oder wie er sich nach dem Lucas ausdrükt, durch den Finger Gottes, das heist, durch eine außerordentliche göttliche Unterstüzzung, durch eine Kraft, die ihm Gott selbst darzu verliehen, gethan haben, daß also die Pharisäer die göttliche Wunderkraft lästerten, die durch ihn wirke. Jesus konnte übrigens,

wenn

wenn man auch nicht annehmen will, daß er nur im Affekte gesprochen und die große Strafwürdigkeit dieser Sünde habe zeigen und sich zu dem Ende so starker Ausdrükke bedienen wollen, die Unerläslichkeit dieser Sünde allerdings behaupten, da bei dieser Art Leuten gewis an Besserung gar nicht zu denken war, und man sich nur eine erträgliche Vorstellung vom Sündenvergeben machen darf, um den Ausspruch Jesu sehr vernünftig zu finden.

Die zwote und für uns wichtigste Frage ist hierbei noch diese, ob man auch noch zu unsern Zeiten gegen den heiligen Geist sündigen könne? Aus der Erklärung, die ich so eben von dieser Sache gegeben, wird es von selbst folgen, daß diese Frage der Hauptsache nach mit Nein beantwortet werden mus. Dabei bleibt es aber immer gewis, daß man sich auf eine ähnliche Art vergehen kann, wenn man, in dem Falle, da sich uns eine Sache als Wahrheit aufdringen will, doch hartnäkkig alles mögliche aufsucht, um wenigstens mit einigem Scheine bei seiner Meinung bleiben zu können, und wenn man vorzüglich aus besondern Absichten der Lehre Jesu seinen Beifall versagt, ob man es gleich fühlt, daß man etwas Statthaftes gegen dieselbe nicht vorzubringen im Stande ist.

Weil nun aber der Zustand derer, die der Sünde dienen, und derer, die ihr nicht dienen, sehr von einander verschieden sein mus: so werden Sie mirs erlauben, noch das Nöthigste über diese verschiednen Zustände in der Kürze beizubringen. Man nimmt daher zuerst an,

daß es einen Zustand der Freiheit giebt, welcher darinne besteht, daß man frei von der Gewalt der Leidenschaften, über welche man sich bereits die Herrschaft verschaft hat, im Stande ist, sich dem erkannten Willen Gottes immer gemäs zu betragen. Dies ist der Zustand eines jeden durch Christum wirklich gebesserten Menschen. Denn ob es gleich wahr sein mag, daß selbst ein solcher Mensch bisweilen eine Sünde begeht: so wird er doch weder nur immer in einerlei Sünde fallen, noch sich überhaupt oft gegen ihm bekannte göttliche Gesezze vergehen.

Allein nicht wenig Menschen überlassen sich leider ihren Neigungen nur allzusehr, diese werden nach und nach so stark, daß sie ihnen fast nicht mehr widerstehen können, in welchem Falle denn die Neigungen den Namen der Leidenschaften bekommen, sie erlauben sich einerlei Sünde sehr oft und verfallen so in Laster. Den Zustand, in welchem sie sich so versezzen, kann man daher sehr bequem den Zustand der Lasterhaftigkeit und Knechtschaft nennen, in welchem sie ihrer selbst nicht mehr mächtig, sondern gleichsam gezwungen sind, der Sünde zu dienen. Da dieser Art Menschen gemeiniglich ihr Gewissen betäuben und gegen die etwanigen Folgen ihrer Vergehungen immer gleichgültiger werden, weil sie die Strafe, die sie anfänglich fürchteten, der Sünde nicht auf dem Fusse nachfolgen sehen: so entsteht daraus der Zustand der Sicherheit, in welchem sie weder die Schändlichkeit und Schädlichkeit der Sünden, denen sie sich ergeben haben, noch die Nothwendigkeit,

sich

sich zu bessern, wahrnehmen und empfinden. Allein die Welt pflegt doch ihre Sünden und gemeiniglich auch die Menschen selbst, die sich ihnen ergeben haben, zu verabscheuen und zu verachten, dies wissen sie und suchen daher ihren wahren Charakter vor den Augen der Welt zu verbergen, und sich besser zu stellen, als sie sind, sie fallen in den Zustand der Heuchelei. Diese Heuchelei ist aber von doppelter Art, sie ist entweder wahre Heuchelei, wo man sichs bewust ist, daß man böse ist, dieses aber andern nur zu verbergen sucht, oder sie ist selbstbetrogne Heuchelei, wo man gemeiniglich bei einigem Guten, das man an sich hat, sich viel besser dünkt, als man ist, oder wohl gar für ganz fromm hält. Beide Zustände sind schreklich, und die Menschen, die sich in demselben befinden, fast durchaus unverbesserlich, weil es beinahe unmöglich ist, Jemanden seine hohe Meinung von sich zu benehmen und ihm seine Fehler zu zeigen, und weil man den, der einmal mit den heiligsten Dingen sein Gespötte zu treiben gewohnt ist, wohl schwerlich wieder mit Ehrfurcht gegen dieselben erfüllen wird. Der schreklichste Zustand, in welchen man zulezt auf diesen stufenweisen Herabsteigen verfällt, ist der Zustand der Verhärtung oder Verstokkung, in welchem der Unglükliche wegen seiner Gewohnheit und großen Fertigkeit im Sündigen durch keinen Reiz zur Tugend mehr in Bewegung gesezt wird.

So hätte ich Ihnen denn, zwar kurz, aber doch so genau, als mirs möglich war, das Böse mit seinen verschiednen und mannichfachen Arten beschrieben, und

schon die Mühe, die es kostete, es zur bessern Uibersicht gehörig in Klassen zu ordnen, und die Nothwendigkeit, uns, um es genauer kennen zu lernen, so lange dabei zu verweilen, würde es, wenn man auch dieses nicht von selbst bemerkt hätte, unwidersprechlich darthun, daß es desselben auf der Welt außerordentlich viel giebt. Ehe ich mich aber zu der Untersuchung wende, woher das viele Böse gekommen, mus ich erst noch etwas bei der Verbindung verweilen, in welcher die beiden Arten des Bösen, ich meine, das Physische und Moralische, mit einander stehen. Es soll dabei nicht gezeigt werden, wie Eins aus dem Andern entsteht, davon wird weiter unten die Rede sein, sondern es wird hier nur von dem Zustande des Menschen die Rede sein, bei welchem sich Physisches und Moralisches Böses mit einander vereinigt.

Schon mehreremal habe ich es in dieser Schrift erinnert,*) daß der Gedanke, es könne nicht einerlei sein, wie wir lebten, es müsse gewisse Gesezze geben, welchen Folge zu leisten wir die Verbindlichkeit haben müsten, sich uns gleichsam von selbst aufdringe, daß sogar der Mensch nur bei einiger Aufmerksamkeit fast nothwendig auf einige, und je mehr er fortschreite, auf immer mehrere solcher Gesezze fiele, daß ihm wenigstens bei fast allen seinen Handlungen ein innrer Richter

das

*) Man sehe im ersten Bande vorzüglich die Abhandlungen über den Zwek aller Religion und über Religiosität und Frömmigkeit.

das Urtheil spreche, ob er recht oder unrecht gehandelt habe, daß es aber bei der Wahrnehmung dieses ihm gleichsam ins Herz geschriebenen Gesezzes unmöglich sei, nicht auch an den Gesezgeber zu denken, und alles, was ihm als Recht erscheine, für den Willen desselben, alles Unrecht aber, als demselben entgegen anzusehen, und, im Fall man sich das Leztere erlaube, sein Misfallen und Strafe zu fürchten. Diese Grundsäzze sind es, an welche ich Sie hier erinnere, da ich von der Verbindung reden will, in welcher das Moralische Böse mit dem Physischen steht. Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß das Moralische Böse alles das war, was mit dem Moralgesezze und folglich auch dem Willen Gottes streitet. Offenbar mus sich nun aber der Mensch, der sich dieses hat zu Schulden kommen lassen, den Grundsäzzen zu Folge, an die ich so eben erinnerte, darüber Vorwürfe machen, er mus mit sich selbst unzufrieden sein und auf alle Fälle das Misfallen Gottes und Strafe fürchten. Sezzen Sie nun einen solchen Menschen, der mit einer Menge physischer Uibel zu kämpfen hat, und es wird ihnen nicht zweifelhaft sein, daß gerade Er sich die bittersten Vorwürfe wird machen, daß er alles für Strafe seiner Sünden wird ansehen müssen. Sie werden hieraus sehen, in welcher Verbindung Physisches und Moralisches Böses mit einander stehen, wie der Zustand des Menschen beschaffen ist, bei dem sich beide Arten mit einander vereinigen und daß in diesem Falle das Physische Uibel den Namen Strafe bekommen mus. Ich sage nur in die-

sem Falle; denn lassen Sie den Guten, der besonders durch Jesum zu der beruhigenden Gewisheit von der Vatergüte Gottes gekommen ist, nach welcher der wirklich Fromme keine Strafe zu fürchten, sondern alle Leiden, die ihn treffen, blos als Mittel anzusehen hat, durch welche er seiner erhabnen Bestimmung immer näher gebracht werden soll, mit dem nemlichen Uibel zu kämpfen haben, und Sie werden finden, daß er dieselben weit ruhiger, ja sogar mit einem gewissen heitern Gleichmuth, und mit der freudigen Erwartung einer bessern Zukunft zu ertragen im Stande ist. Aber noch einmal sei es gesagt, der Moralisch Böse wird, eine gewisse wilde Verzweiflung abgerechnet, die ihn eine Zeitlang standhaft und muthvoll zu machen scheint, welches aber in der That mehr ein Beweis einer schreklichen Verhärtung ist, die sich auch nur bei den ausgemachtesten Bösewichtern findet, bei keinem Leiden, das ihn trift, diesen ruhigen Muth zeigen, überall wird er Strafe sehen, und derselben in dem Maaße, in welchem er böse war, auch immer noch mehr fürchten, auch wohl bisweilen darüber gar in Verzweifelung gerathen.

Da es aber mehrere Arten der Leiden giebt, welche der Böse für die Strafe seiner Vergehungen ansieht: so wird es nöthig sein, von den Strafen selbst und von den verschiednen Arten derselben mit ein Paar Worten das Nöthigste zu sagen. Ob es gleich wahr ist, was ich so eben selbst behauptete, daß der Böse alles Ungemach, das ihm begegnet, für Strafe zu halten geneigt ist: so wird es doch aus der Beschreibung, die ich oben vom

Bösen

Bösen überhaupt gab und die eben so gut vom Physischen, als Moralischen Bösen zu verstehen ist, deutlich sein, daß die beiden Arten des nothwendigen Bösen nie Strafe sein können, daß diese in der Natur des Geschöpfes überhaupt und des Menschen insbesondere liegen, daß sie der Gute mit dem Bösen gemein hat, und daß der Unterschied nur darinne besteht, daß sie der Gute entweder als nothwendig ansieht, oder sich dabei doch ruhig dem Willen Gottes überläßt, der Böse hingegen in demselben nur immer seine Bestrafung findet. Alles, was demnach wirklich Strafe sein, oder mit Recht dafür angesehen werden kann, ist das zufällige Böse, dessen es freilich viel mehr in der Welt giebt, als des nothwendigen.

Meine Leser werden sich aber noch erinnern, daß auch das zufällige Böse wieder von doppelter Art war, nemlich theils bedingtnothwendig, theils wirklich zufällig, oder willkührlich. Daraus folgt, daß es auch eine doppelte Art der Strafen giebt, nemlich bedingtnothwendige, oder, wie man sie gewöhnlich nennt, natürliche und zufällige, oder nach der gewöhnlichen Benennung willkührliche. Unter den erstern, den natürlichen Strafen, versteht man solche Physische Uibel, welche die nothwendige Folge einer gewissen Sünde sind, welche nicht aussenbleiben können, so bald eine gewisse Sünde begangen ist, sondern aus der Natur der Sünde nothwendig folgen. So folgt der Schwelgerei Armuth und Schwächung, oder wohl gar frühzeitige Zerstörung des Körpers nothwendig, so geht von

den

den Geisteskräften desjenigen, der sie nicht braucht, immer mehr verloren, der Thor und Sünder fällt aus einer Thorheit und Sünde in die Andere. Die zwote Art der Strafen, die Willkührlichen, sind solche Uibel, deren natürlicher Zusammenhang mit unsern Vergehungen uns nicht verständlich ist, die vielmehr durch eine besondere Verkettung der Umstände, durch irgend einen Zufall über uns zu kommen scheinen. Dies ist der Fall, wenn Geizige um ihr Vermögen kommen. Wenn wir übrigens dabei auf die Art sehen, wie gewisse Strafen unsern zeitherigen vollkommnern Zustand verschlimmern: so sind sie, wie das Böse überhaupt, entweder positiv, oder negativ, wovon ich diejenigen, denen diese Ausdrükke noch nicht geläufig sind, um nicht so oft wiederholen zu müssen, die Erklärung oben S. 210. nachzusehen bitte.

Nachdem wir uns durch diese Erklärung des Bösen den Weg gebahnt haben: so können wir uns nun auch zur Untersuchung des Ursprungs desselben wenden, und ich hoffe, daß es uns nicht schwer werden wird, hierüber bald zu einer beruhigenden Gewisheit zu kommen. Das Böse selbst war aber von doppelter Art, es gab nemlich Physisches und Moralisches Böses. Soll es daher möglich sein, über den Ursprung des Bösen überhaupt richtig zu urtheilen: so müssen wir diese ganze Untersuchung in 3 Theile theilen, und sehen, woher zuerst das Physische Böse gekommen, so dann, wie das Moralische Böse entstanden, und zulezt, in welchem Zusammenhange diese beiden Arten des Bösen stehen, wie

Eins

Eins aus dem Andern entspringt? Bei der Beantwortung dieser Fragen werde ich zuerst blos das vortragen, was uns die Vernunft von dieser ganzen Sache erkennen läst, die Geschichte und Ausprüche der Schrift aber hinterher vergleichen.

Woher also zuerst das Physische Böse? Wenn Sie sich jener Eintheilung erinnern wollen, nach welcher wir alles Böse, und also auch das Physische in nothwendiges und zufälliges eintheilten, und zugleich an die Erklärung denken, die ich vom nothwendigen Bösen gab: so wird es Ihnen einleuchten, daß die Welt und Menschen nicht ohne Unvollkommenheit sein und ohne dieselbe gar nicht gedacht, daß gewisse Uibel vom Geschöpf gar nicht getrennt werden können und mit diesem zugleich entstehen musten. Ein Geschöpf kann eben, weil es ein Geschöpf ist, nicht alles haben, es mus ihm mancherlei fehlen, wie aus der oben gegebnen Erklärung des absolutnothwendigen Bösen von selbst erhellet.

Allein ich bemerkte auch noch, daß man außer der allen Geschöpfen zukommenden Unvollkommenheit auch noch andre Unvollkommenheiten wahrnehmen könne, die nicht allen Geschöpfen, sondern nur gewissen Arten derselben eigen wären und in der natürlichen Einrichtung derselben ihren Grund hätten, daß sich also grade bei diesen Arten Unvollkommenheiten finden könnten und müsten, die bei andern vielleicht gar nicht statt fänden. So können wir z. B. mit Sicherheit annehmen, daß auch die Engel, eben weil sie Geschöpfe sind, nicht ganz vollkommen sein können, daß sie mit manchen Uibeln zu kämpfen haben. Welche Arten von

Unvollkommenheiten ihnen aber besonders eigen sind, die andre Geschöpfe nicht mit ihnen gemein haben, das können wir, weil wir ihre Natur zu wenig kennen, freilich nicht bestimmen, ob gleich einige derselben möglich sind. Leichter wird uns aber dieses bei dem Menschen. Nicht selten können wir mit Gewisheit sagen, welchen Uibeln er als Mensch, und vielleicht nur Er und kein andres freies Geschöpf außer ihm, unterworfen sein mus, die, so lang er Mensch ist und sein soll, schlechterdings von ihm nicht entfernt werden können, mit deren Hinwegräumung er sogar aufhören würde, Mensch zu sein. Er mus z. B. wegen seines Körpers der Veränderung und dem Tode unterworfen sein, er mus die Beschwerde haben, den Abgang seiner körperlichen Theile durch neue zu ersezzen, er mus durch and're besonders größere und härtere Körper getödet werden können. Hier haben Sie den Ursprung gewisser, obgleich nicht eben zahlreicher Physischer Uibel, sie folgen nothwendig aus dem Umstande, daß der Mensch ein Geschöpf und daß er Mensch ist.

Allein es giebt auch zufällige Uibel, die bekanntlich ungleich zahlreicher sind, als die nothwendigen, und zu welchen der Mensch nur die Empfänglichkeit hat, von denen aber einige, wie wir sahen, unter gewissen vorausgesezten Bedingungen eben so nothwendig sind, als die wirklich nothwendigen. Ein solches Uibel ist es, z. B., wenn der Mensch von einer einstürzenden Felsenwand, vor der er vorbeigieng, erschlagen, oder beschädigt wird. So gewis diese Uibel zufällig

sind:

sind: so leuchtet es doch ein, daß sie, wenn der Mensch — Mensch sein, und in der Verbindung von Dingen leben und auf die Art ausgebildet werden sollte, wie es geschieht, durchaus wenigstens nicht alle entfernt gehalten werden konnten. Mit der Entfernung dieser Uibel würde diese Welt aufhören, das zu sein, was sie ist. Sie werden abermals daraus sehen, daß auch diese Uibel mit der Einrichtung dieser Welt nothwendig entstehen musten.

Dabei gestehe ich Ihnen jedoch ein, daß nicht alle bedingtnothwendige Uibel eine Folge der Einrichtung unsrer Welt sind, daß eine große Menge derselben gar wohl wegfallen könnte, daß es z. B. gar nicht nöthig wäre, daß so viele Menschen in Armuth und Elend lebten. Die Frage, woher diese auf keine Art nothwendigen Uibel entstanden sind? kann man aber leicht mit den wenigen Worten beantworten: Aus dem fehlerhaften Betragen der Menschen, mit den Fehlern der Menschen selbst haben sie erst ihr Dasein erhalten. Da ich mich aber hier noch nicht lange dabei verweilen kann: so bitte ich Sie, nur jene Eintheilung des Bösen überhaupt, nach welcher wir einen Unterschied zwischen unverschuldetem und verschuldetem machten, auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden, wobei Sie sich gewis zugleich erinnern werden, daß der gröste Theil der izt genannten Uibel von der leztern Art ist.

Was endlich die lezte Art des Bösen, das wirklich zufällige oder willkührliche, anbetrift, das aus einer besondern, gar nicht von uns abhängenden und aus der

Ein-

Einrichtung der Natur, so weit sie uns bekannt ist, gar nicht erklärbaren Verkettung von Umständen entspringt: so ist es immer noch nicht ausgemacht, ob es der Art Böses wirklich giebt, und ob es nicht vielmehr blos von der göttlichen Weltregierung abhängt, welche alles so leitet, daß gewisse Uibel, welche sich ein Mensch nicht unmittelbar durch sein Betragen zugezogen hat, wie es bei vielen verarmenden Geizigen der Fall ist, auf eine, ob gleich sonderbare, doch immer noch natürliche Art über einen Menschen kommen und ob nicht vielmehr alles blos darauf ankommt, daß jemand gewisse Unglüksfälle durch anderweitige Vergehungen verdient zu haben glaubt, oder nicht? Wie dem aber auch sei: so ist es doch ganz deutlich, daß dergleichen Uibel, ob gleich viele derselben mehr zu den Nothwendigen gehören, doch für uns mit Recht zufällig genennt werden können, daß ein großer Theil von ihnen in den Fehlern der Menschen seinen Grund hat, daß wir uns aber über die Ursachen derjenigen, die aus den Fehlern besonders derjenigen Menschen, über welche sie verhängt werden, nicht zu entspringen und die sie auch sonst eben nicht verdient zu haben scheinen, mehr dann verständigen müssen, wenn wir von der göttlichen Weltregierung reden werden.

Aus dem Wenigen, was ich Ihnen izt über den Ursprung des Physischen Bösen gesagt habe, werden Sie gesehen haben, daß Einiges zwar nothwendig war, daß aber doch der gröste Theil zu dem Zufälligen gerechnet werden muste, daß dieses fast insgesammt aus den Fehlern der Menschen entsteht, daß also das moralische

lische Böse eine so reiche Quelle des Elends ist, das uns drükt. Lassen Sie uns daher izt den Ursprung dieser Art des Bösen etwas genauer aufsuchen.

Vor allen Dingen erinnere ich Sie daran, daß das Moralische Böse so gut, wie das Physische theils nothwendig, theils zufällig ist, und daß in der That kein Geschöpf gedacht werden kann, das nicht gegen das Moralgesez Verstoße machen müste. Dieses wird Ihnen begreiflich sein, wenn Sie bedenken wollen, das zu dem vollkommensten Betragen nothwendig auch die gröste Vollkommenheit gehört, daß ein Wesen, welches gar keine Fehler machen sollte, nothwendig allwissend sein müste. Eben deswegen kann man behaupten, daß selbst die Engel nicht fehlerfrei sind, daß es Ihnen unmöglich ist, allemal das Beste zu wählen, wieviel weniger der Mensch? Es ist also ganz offenbar, daß bei jedem Geschöpfe moralisches Böses gefunden werden mus, daß wenigstens böse Handlungen, wenn auch nicht böse Absichten statt finden müssen, oder, um die Sache in der Kunstsprache auszudrükken, daß sich bei jedem Geschöpfe materielles, wenn auch nicht formelles moralisches Böses finden müsse.

Dabei kann ich jedoch nicht stehen bleiben, die Menge des moralischen Bösen auf uns'rer Erde würde sich daraus schwerlich erklären lassen, ich mus daher vorzüglich zeigen, daß die natürliche Einrichtung des Menschen eine Menge des moralischen Bösen nothwendig herbeiführt, daß es, wenn ich auch nicht nöthig habe, dieses von andern freien Geschöpfen Gottes darzuthun,

doch unter den Menschen natürlichnothwendiges moralisches Böses geben müsse. Um dieses in der Kürze zeigen zu können, mus ich meine Leser bitten, sich vorzüglich dessen lebhaft zu erinnern, was ich im 1ten Bande von den Anlagen des Menschen gesagt habe. Ich bemerkte dort, so wie in allen zur Aufsuchung der menschlichen Bestimmung gehörigen Abhandlungen, daß der Mensch mit keiner einzigen Fertigkeit, sondern blos mit Anlagen in die Welt träte, die er entwikkeln und ausbilden, bei deren Entwikkelung und Ausbildung er sich aber gleichwohl in gewissem Maaße selbst überlassen sein und im Ganzen nicht gezwungen werden sollte. Es ist aber eben deswegen ganz natürlich, daß er nicht immer den rechten Weg einschlägt, sondern, durch sich selbst und die Umstände verleitet, auch Misgriffe thut, und daß der glüklich zu schäzzen ist, welcher sich nicht gar zu oft irrt. Doch es wird nöthig sein, bei dieser Sache etwas genauer zu Werke zu gehn, weil sie in der That von großer Wichtigkeit ist und uns, wenn wir sie uns richtig vorstellen, vor manchem schädlichen Irrthum bewahrt, auch hier und da das Verständnis öfnet.

Vom Nichts also, zeigte ich dort, fienge der Mensch an, und die ersten Anlagen, die er zeigte und die sich nach und nach bei ihm entwikkelten, wären Sinnlichkeit und Begierde, die Sinnlichkeit aber theile sich ein in Wahrnehmung und Empfindung, die Begierde entstehe besonders aus der Empfindung und richte sich nach dem Angenehmen oder Unangenehmen, das sich in derselben finde. Hier haben Sie die reichhaltig-

ste,

ste, vielleicht einzige Quelle des moralischen Bösen unter den Menschen, die in ihrer natürlichen Einrichtung ihren Grund hat. Ist nemlich eine Empfindung angenehm: so streben wir, wie wir dort ebenfalls sahen und wie es bekannt ist, nach der Sache, durch welche wir sie erhielten, um sie uns öfter zu verschaffen; ist sie unangenehm: so wünschen wir alles, was uns dieselbe verursacht, von uns entfernt zu halten. Je öfter eine angenehme Empfindung in uns erregt wird und wir uns dieselbe verschaffen: desto mehr gewöhnen wir uns daran, desto unentbehrlicher wird sie uns; je öfter uns aber eine unangenehme Empfindung verursacht wird, und je peinlicher sie uns dadurch wird: desto mehr verabscheuen wir alles, was sie verursacht und suchen es von uns entfernt zu halten. Keine uns angenehme Sache ist an und für sich etwas Böses, so wenig, als der Wunsch nach derselben; alles hingegen, was uns unangenehm ist, widerstreitet unsrer natürlichen Vollkommenheit, wir können es daher mit Recht verabscheuen und von uns abzuwenden suchen. So weit ist also, wie Sie sehen werden, in unsrer Begierde und in der Befriedigung derselben gar nichts Böses, nichts, was dem Moralgesezze, oder dem Willen Gottes entgegen ist. Allein das, was uns einmal angenehm ist, kann es nicht immer sein, es kann, wenn es zu oft und zu stark gebraucht wird, üble Folgen haben; es können Umstände eintreten, wo der gegenwärtige Genus von etwas Angenehmen den künftigen Genus einer noch viel angenehmern Sache aufhebt; es ist möglich, daß ein an sich un-

tadelhaftes Vergnügen, welches wir uns erlauben, Andern nachtheilig, oder um irgend einer Ursache willen unerlaubt wird. Dagegen kann es Fälle geben, wo ein Schmerz, den wir an sich mit Recht verabscheuen, zu unsrer Erhaltung oder auch nur zur Verschaffung eines, mit dem Schmerze in keinem Verhältnisse stehenden, Vergnügens nothwendig, wo es mit einem Worte aus mehrern Ursachen Pflicht wird, uns unangenehmen Empfindungen zu unterziehen. Dieses zu erkennen, und zu unterscheiden, ist, wie wir in der genannten Abhandlung sahen, das Werk des Verstandes und der Vernunft. Da aber diese höhern Geisteskräfte nur allmählig und allemal später, als die Sinnlichkeit entwikkelt und ausgebildet werden, ja sogar ohne einige Entwikkelung der Sinnlichkeit sich gar nicht einmal zeigen können: so versteht es sich von selbst, daß der Mensch nicht gleich im Stande ist, die Fälle zu unterscheiden, in welchen etwas sinnlichangenehmes nüzlich und gut, und etwas unangenehmes hingegen wahrhaft schädlich und böse ist, oder nicht. Es ist also ganz deutlich, daß er dann wegen der noch nicht hinlänglichen Ausbildung seines Verstandes und seiner Vernunft, aus Unwissenheit bisweilen Etwas wählen wird, was er nicht sollte, und was dem Moralgesezze entgegen ist. Hier haben Sie also moralisches Böses, das deswegen entstehen mus, weil der Mensch vom Nichts anfängt, und dessen so viel mehr entstehen mus, je weniger sein Verstand und seine Vernunft gebildet sind, Sie sehen hier den Ursprung der unwissentlichen Sünden.

Wir

Wir müssen aber noch weiter gehen. Sezzen Sie also, daß der Verstand und die Vernunft eines Menschen wirklich schon so weit erwekt sind, daß er einsieht, der Fall sei da, in welchem er sich manches Angenehme versagen und hingegen manchem Unangenehmen unterziehen müsse, und urtheilen Sie selbst, ob der Mensch gleich im Stande ist, seiner bessern Einsicht zu folgen, oder ob er nicht vielmehr, derselben entgegen, seiner Begierde wenigstens im Anfange folgen wird? Es gehört in der That schon eine gewisse Stärke der Vernunft darzu, seinem Verlangen und Willen über seine Begierde die Herrschaft zu verschaffen, man mus schon einigemal gekämpft und im Kampfe untergelegen haben, ehe man die Kraft erlangt, zu siegen, man mus seine Freiheit erst einigemal gemisbraucht haben, ehe man sie recht brauchen lernt, und glüklich preise ich den, dem es vergönnt ist, die ersten Versuche unter einer weisen Leitung zu machen. Wie wahr übrigens das ist, was ich hier gesagt habe, wird mir jeder aufrichtige Beobachter seiner selbst und Andrer bezeugen. So geschieht es also, daß wir uns, wenn wir uns gewisse moralische Vorschriften noch nicht tief genug eingeprägt haben, anfänglich übereilen, daß wir, wenn wir uns die Nothwendigkeit, Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit eines Gesezzes noch nicht lebhaft genug vorstellen, unsrer Begierde noch ein, oder einigemal folgen. Daher kommt es, daß wir, sobald sich uns eine Gelegenheit zu, wohl gar schon öfter gekosteten, Vergnügungen zeigt, sogleich geneigt sind, dieselben zu genießen, ohne an das Moralgesez entweder über-

überhaupt, oder doch anders, als mit Widerwillen, zu denken, und daß wir hingegen bei den guten Handlungen, zu welchen sich uns Gelegenheit zeigt, weil sie mit einer unangenehmen Anstrengung, oder sonst mit Nachtheil für uns verbunden sind, so viele Trägheit zeigen. Hier haben Sie den natürlich nothwendigen Ursprung eines Theils des moralischen Bösen, so mancher Uibereilungs- und Schwachheitssünde, diese mögen nun selbst entweder Begehungs- oder Unterlassungssünden sein.

Wie viele Vergehungen der Menschen ich aber auch immer für natürlich nothwendig erklärt haben mag, wie gern ich auch zugestehe, daß uns immer noch, auch nachdem wir aufgehört haben, Kinder zu sein, eine gewisse natürliche Schwachheit anklebt, die uns besonders in Vereinigung mit äußerlichen Umständen und Reizen zu manchen Abweichungen fast nothwendig zwingt: so mus ich doch wiederholen, was ich oben schon einmal zu verstehen gab, daß unsre Schwachheit leider nur zu oft der Dekmantel unsrer Vergehungen ist, daß es des zufälligen moralischen Bösen, so wie es beim Phisischen der Fall war, ungleich mehr giebt, als des Nothwendigen. Immerhin mag in diesem der erste Grund von jenem liegen, und es bleibt dennoch wahr, daß der Mensch bei weitem nicht alle seine, ihm von der Gottheit verliehenen, Kräfte braucht, um seine Schwachheit zu überwinden, daß er, seinen Geist zu bilden, und sich immer bessere und richtigere Kenntnisse zu verschaffen und sich zur Tugend zu gewöhnen und Geschmak an der-

selben

selben zu finden, immer nicht alle Gelegenheiten benuzt, die sich ihm darbieten. Unter diesen Umständen ist es freilich wahr, daß es des bedingtnothwendigen moralischen Bösen eine große Menge geben mus. Denn es ist nun einmal nicht anders, auch die Laster hängen zusammen, wie eine Kette, gewöhne ich mich an Eins: so hat es gleich eine Menge Andrer in seinem Gefolge; ergebe ich mich einer Sünde, werde ich der Sklave einer Leidenschaft: so werde ich bald mehrern dienen. Und was das Schlimmste ist, der Böse will nicht gern allein böse sein, er sucht auch Andre zu verführen und verführt sie nicht selten wirklich. Sehen Sie hier eine neue unversiegbare Quelle des moralischen Bösen, und zwar des schreklichsten unter allen, aus welcher zulezt sogar Uiberlegungs- und Bosheitssünden fließen. In dem Betragen des Menschen selbst liegt die Ursache des Daseins des bedingtnothwendigen moralischen Bösen. Sezzen Sie nun darzu noch die sonderbaren Umstände, in welche der Mensch bisweilen verwikkelt wird, und die bisweilen auch den besten und in der Tugend sehr festen Menschen, weil er sich vielleicht zu viel trauete und nicht gehörig auf seiner Hut war, zu Vergehungen verleiten, die bei ihm gar nicht mehr möglich zu sein schienen, und Sie haben die Quelle des moralischen Bösen gefunden, welches man das wirklich zufällige nennen könnte.

Ob ich Ihnen nun aber gleich, und, wie mich dünkt, hinlänglich deutlich den Ursprung der beiden genannten Arten des Bösen angegeben habe: so bin ich doch damit noch nicht völlig zu Stande, ich mus Ih-

nen auch noch den Zusammenhang dieser beiden Arten des Bösen zeigen, weil in dem Einen immer wieder eine neue Quelle des Andern zu suchen ist.

Ich will es hier nicht untersuchen, ob und in wie fern die Tugend selbst der lezte Zwek unsres Daseins, oder ob sie nicht vielmehr die Bedingung ist, unter welcher es uns möglich wird, unsre Thätigkeit den Absichten des Weltschöpfers gemäs und zur Beförderung dieser Absichten nach der Art, wie er selbst wirkt, zu äußern; nur daran will ich hier wieder erinnern, daß alle Moralgesezze Gottes, wir mögen sie nun durch unsre Vernunft, oder aus einer außerordentlichen Offenbarung erkennen, lauter Naturgesezze, oder solche Vorschriften sind, welche nach der natürlichen Einrichtung der Geschöpfe berechnet, und derselben angemessen sind, durch deren Beobachtung die natürlichen Kräfte der Geschöpfe entwikkelt, und immer mehr verstärkt werden, nach welchen allein sie zu der einzig richtigen Thätigkeit geführt werden, die wir also, vermittelst unsrer Vernunft, durch die Beobachtung der Natur insgesammt würden erkennen können, wenn uns die Natur hinlänglich bekannt wäre. Wenn also die Moralgesezze Gottes, die er den Menschen gegeben, durchaus nichts willkührliches enthalten, sondern in dem angegebnen Sinne bloße Naturgesezze sind: so folgt, daß wir mit jeder Uibertretung derselben unsre Thätigkeit auf eine unrechte Art äußern, unsre Kräfte misbrauchen, und der Entwikkelung und Erhöhung derselben theils bei uns, theils wohl gar auch bei Andern die grösten Hindernisse in den Weg legen.

Dieses

Dieses lehrt auch die Erfahrung auf die entscheidendste Weise. Wir wissen es alle, daß der Misbrauch unsrer körperlichen Kräfte unsern Körper abstumpft, und ihn zu den uns obliegenden Geschäften unbrauchbar und untüchtig macht, daß jede unnüzze Anstrengung unsres Geistes demselben seine Kraft zu nüzlichen Geschäften raubt, und uns dadurch eine große Menge von unangenehmen Empfindungen verursacht. Alles auf diese Art entstandne Böse, worzu noch die peinigenden Vorwürfe des Gewissens kommen, haben wir uns selbst zuzuschreiben, die Quelle desselben ist unser fehlerhaftes Betragen, und es würde nicht da sein, wenn wir es nicht durch unsre Fehler herbeizögen, ja es würde immer mehr von der Erde verschwinden, wenn die Menschen im vollen Ernste daran arbeiten wollten, alles Moralische Böse zu vermeiden, weil es nur dann bedingtnothwendig ist, wenn dieses sich findet.

Allein nicht blos unmittelbar führt das Moralische Böse auch Physisches Böses herbei, sondern auch mittelbar dadurch, daß wir durch unsre Vergehungen den Zustand Andrer verschlimmern, welches nothwendig wieder auf uns zurükwirken mus. So würde z. B. der Mangel wenig Elende machen, wenn der im Uiberflus lebende die ihm verliehenen Güter mehr den Absichten gemäs brauchte, zu welchen sie ihm gegeben wurden; der wahrhaft und ohne seine Schuld Dürftige würde gewis eher und leichter Unterstüzzung finden, wenn es nicht eine so große Menge muthwilliger und vorsäzlicher und folglich unwürdiger Armen gäbe; viele das All-

gemeine drükkende Anstalten würden entbehrlich sein, wenn die Menschen wären, was sie sein sollten, die ganze Menschheit, ja nicht nur diese, sondern auch andre Geschöpfe Gottes würden sich ungleich besser befinden, wenn die Einzelnen vernünftig und dem Moralgesezze gemäs leben wollten. Doch die ganze Sache ist zu deutlich, als daß ich mich länger dabei verweilen sollte; das Wenige, was ich gesagt habe, wird hinlänglich sein, um die Quelle der bedingtnothwendigen Uibel, die wir selbst verschulden, und worauf ich S. 237 bereits verwies, zu zeigen.

So wie aber aus dem Moralischen Bösen Physisches Böses entspringt, so entsteht freilich auch umgekehrt aus dem Physischen wieder Moralisches Böses, wovon ich nur noch ein Paar Worte sagen will. Es ist ganz offenbar, daß der Elende, der mit mancherlei vielleicht sehr drükkenden Leiden, sie mögen nun unverschuldet oder verschuldet sein, zu kämpfen hat, derselben los zu werden sucht, weshalb er auch gar nicht zu tadeln, sondern vielmehr zu loben ist. Dabei versteht es sich aber von selbst, daß er keine andern, als erlaubte Mittel brauchen sollte. Wem wäre es aber wohl unbekannt, daß diese oft nicht helfen wollen, daß uns aber der Gebrauch eines unerlaubten Mittels nicht selten augenblikliche Befreiung von unsren Trübsalen zusichert? So wenig es nun aber auch immer recht sein mag, uns dieser Leztern zu bedienen, so werden Sie mir doch gewis beistimmen, wenn ich behaupte, daß schon eine ziemliche Stärke im Guten darzu gehört, wenn man dieselben nicht brauchen, sein

Leiden

leiden lieber geduldig ertragen, und auf eine vielleicht noch sehr ferne Hülfe warten soll. Sie werden sich nun erinnern, wie oft Physisches Uibel eine Quelle des Moralischen Bösen ist, und wie denn immer eine Art des Bösen die Andre wieder ansehnlich vermehrt, und desselben immer mehr in die Welt bringt.

Nachdem ich Ihnen so die Ursachen des Bösen, die wir blos durch die Beobachtung der Welt und Menschen finden können, angegeben habe: so lassen Sie uns noch kurz das vergleichen, was wir durch Schrift und Geschichte davon wissen. Es ist nemlich allgemein bekannt, daß uns die Schrift zur Erklärung des Daseins des Bösen eine Geschichte erzählt, die zu den hizzigsten Streitigkeiten Anlas gegeben, und die man auf mancherlei Art zu erklären und zu deuten gesucht hat, ich meine, die Geschichte vom Falle der ersten Menschen und dem Einflusse desselben sowohl auf sie selbst, als ihre Nachkommen. Vor allen Dingen mus ich aber erinnern, daß sich die Schrift auf eine eigentliche Erklärung und Eintheilung des Bösen gar nicht einläst, sondern die Auseinandersezzung dieser Sache der menschlichen Vernunft überläst, daß sie aber das Moralische Böse, jede Abweichung vom göttlichen Gesezze, sie sei wissentlich oder unwissentlich, vorsäzlich oder unvorsäzlich, Sünde nennt, und fast allem Physischen Bösen, weil der bei weitem gröste Theil desselben auch wirklich Folge des Moralischen Bösen ist, den Namen der Strafe giebt. Ohne sich also auf eine genaue Entwikkelung dieser Sachen einzulassen, will sie uns blos den Anfang

und die Ursache des Moralischen und des daraus entspringenden Physischen Bösen angeben, und dieses zwar durch die Erklärung der so eben erwähnten Geschichte, über welche und ihre verschiednen Erklärungen ich izt noch das Nöthigste beibringen will.

Es ist Ihnen Allen gewis bekannt, daß die Begebenheit, von der hier die Rede ist, mit demjenigen, wovon wir in den vorhergehenden Abhandlungen sprachen, genau zusammenhängt, daß wir uns also, wenn wir uns hier verstehen wollen, an Einiges von dem, was dort vorkam, erinnern, und wenigstens das Folgende an das Vorhergehende anknüpfen müssen.

Adam und Eva lebten also im Paradiese, und nährten sich ohne alle Unbequemlichkeit und Mühe von den Früchten der Bäume, die sie vorfanden. Hier gab es außer dem nothwendigen Bösen, das die ersten Menschen übrigens noch gar nicht empfanden, wovon sie noch gar nichts wahrgenommen, wovon sie also auch noch gar keinen Begrif hatten, nichts Böses, weder Moralisches, noch Physisches. Das erste konnte deswegen noch gar nicht da sein, weil die ersten Menschen im Anfange ihres Daseins noch kein Gesez kannten. Dieses veränderte sich aber bald, sie fiengen um irgend einer Ursache willen an, zu glauben, es sei der Wille ihres Schöpfers, von einem Paar Bäumen die Früchte nicht zu genießen. Es kann uns ziemlich gleichgültig sein, wie sie zu dieser Erkenntnis gelangten, ob durch einen mit Worten ausgedrükten göttlichen Befehl, oder dadurch, daß sie ein Thier während des Genusses be-

son-

sonders von dem einen Baume durch ein Gewitter tödten sahen, oder auch dadurch, daß ein Thier bald nach dem Genusse von den Früchten des einen Baums starb? Genug, sie wurden dahin gebracht, zu glauben, es sei der Wille Gottes, von einigen Bäumen nicht zu essen, sie erkannten ein Gesez.

Ehe ich weiter gehe, wird es nöthig sein, Ihnen die verschiednen Meinungen über die Beschaffenheit der Früchte dieser Bäume und über die Ursachen des Gesezzes, sich derselben zu enthalten, mitzutheilen. Was also das Erste, die Bäume selbst, betrift: so hält man besonders den Einen, den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses, für einen Apfel = oder Birn = oder sonst ähnlichen Baum, die Früchte desselben aber bald für giftig, bald für unschädlich, von dem Andern aber, dem Baume des Lebens, weis man nicht, ob man ihm eigentliche Früchte zuschreiben, oder ihn zu der Art von Bäumen rechnen soll, deren Blätter, Rinde, Saft oder Wurzeln sehr heilsame Kräfte haben. So wie alles dieses bloße Vermuthungen sind, eben so wenig kann man über die Ursache ihrer Benennung etwas Gewisses sagen. Einige meinen, Gott habe diesen Bäumen ihre Namen selbst gegeben, Andre, Adam habe ihnen dieselben entweder noch während seines Aufenthaltes im Paradiese, oder auch nach seiner Vertreibung aus demselben beigelegt, nachdem er ihre Beschaffenheit bemerkt, oder sich derselben, so wie alles dessen, was sie bewirkt, oder worzu sie Anlas gegeben, erinnert habe. Diesem Lezztern widerstreite auch die Mosaische Erzählung keineswegs,

wegs, da Moses die erst später aufgekommenen Namen hätte brauchen können, ohne sich um die Zeit und Ursache ihrer Benennung, als einer ganz unwichtigen Sache, weiter zu bekümmern.

Die Ursache, warum Gott den ersten Mensch jenes Gesez gegeben, erklärt man sich ebenfalls sehr verschieden. Diejenigen, welche der Meinung sind, daß besonders der eine Baum giftige Früchte getragen habe, können sehr leicht die Beschaffenheit dieses Baums als die Ursache dieses Gesezzes angeben. Die Frage aber, warum denn Gott einen giftigen Baum und noch obendrein mit Früchten von so schönem Ansehen ins Paradies gesezt, da er doch auf alle Fälle habe vorausſehen müssen, daß er dadurch die Menschen gleichsam selbst zur Sünde reizen werde? pflegt man so zu beantworten, daß der Vortheil des Allgemeinen dieses gefordert haben könnte, damit nemlich der giftige Baum die giftigen Theile jener Gegend, die sich sonst über alle Früchte verbreitet und sie weniger gesund hätten bleiben lassen, an sich zöge. Der Mensch habe übrigens gehorchen müssen, ohne nach der Ursache des göttlichen Verbots, die ihm doch unverständlich gewesen wäre, zu fragen. Nicht alle haben indes die Meinung von der natürlichen Bösartigkeit jenes Baums, und sehr viele glauben, da die Mosaische Erzählung hierüber nichts entscheide, mit eben dem Rechte annehmen zu können, die Früchte des verbotnen Baums wären an sich unschädlich gewesen. Diejenigen, die dieser Meinung sind, erklären sich aber über die Ursache des göttlichen Verbots auf eine sehr verschiedne

schiedne Art. Einige behaupten, Gott habe nach seinem Rechte, den Menschen willkührliche Gesezze vorzuschreiben, den Genus jener Früchte gar wohl verbieten und auf die Uibertretung seines Gesezzes auch wohl eine willkührliche Strafe sezzen können, der Mensch aber sei verbunden gewesen, zu gehorchen, ohne nach der Ursache des Verbots zu fragen. Andere, die diesen Grundsäzzen ebenfalls folgen, dabei aber doch der Meinung sind, daß Gott doch bei jedem Gesezze seine Ursachen habe, warum ers gebe, sagen, er habe die Menschen nur auf die Probe stellen oder sie auch zum Entbehren gewöhnen wollen. Da Gott aber wegen seines Vorherwissens nicht auf die Probe zu stellen nöthig hat: so behaupten sie, er thue das nicht um seinet, sondern um der Menschen willen, um sie zum Gehorsam gegen sich zu gewöhnen, und durch die auf den Ungehorsam erfolgte Strafe vom Bösen abzuschrekken. Da übrigens der erste Mensch doch einmal hätte sündigen müssen: so sei die Güte und Weisheit Gottes zu bewundern, die sie so geführt hätte, daß sie zum erstenmale auf die für sie unschädlichste Art gesündigt und doch die Abscheulichkeit des Bösen kennen gelernt hätten. Noch Andere glauben sogar, daß es gar nicht einmal göttliche Absicht gewesen sei, den Menschen den Genus jener Früchte zu verbieten, sie wären vielmehr eben so gut, als andre Baumfrüchte zur Nahrung der Menschen bestimmt gewesen. Da diese aber durch irgend eine Naturbegebenheit, z. B. durch das Erschlagen eines Thieres vermittelst eines Blizstrals während des Genusses, auf den

Ge-

Gedanken gekommen wären, Gott wolle nicht haben, daß sie von diesen Früchten äßen: so hätte bei ihnen der Grundsaz des Paulus, Röm. 14, 23. Alles, was nicht aus dem Glauben komme, sei Sünde, seine Anwendung gefunden, und die ersten Menschen hätten sich bei ihrer einmaligen Uiberzeugung allerdings der Früchte enthalten sollen. Der Genus jener Früchte habe auch der Eva, welche durch die Schlange auf andre Gedanken gekommen, eben so wenig, als dem Adam geschadet; da sie aber doch wider ihre Uiberzeugung gehandelt: so sei es ganz natürlich, daß sie bei dem Herannahen des Gewitters in die gröste Furcht, erschlagen zu werden, gerathen, daß sie deswegen geflüchtet wären und alles nachherige Ungemach als eine Folge ihrer Vergehung angesehen hätten. Uibrigens könne man selbst hier die weise Regierung und Güte Gottes nicht verkennen, der die Menschen auf eine solche Art zum Gehorsam gegen sich geführt und das sittliche Gefühl in ihnen erwekt hätte. Sie haben hier das Vorzüglichste der über diese Sache bestehenden Meinungen, (denn von derjenigen, welche die ganze Sache für Erdichtung hält, sage ich hier nichts, da ich mich schon in den 2 vorhergehenden Abhandlungen darüber erklärt habe,) und ich glaube, es der Beurtheilung meiner Leser überlassen zu können, welcher von ihnen sie den Vorzug geben zu müssen glauben.

Die ersten Menschen glaubten also, sie sollten von einigen Bäumen nichts genießen, ja sie auch nicht einmal anrühren. Es ist aus der Mosaischen Erzählung bekannt, daß sie auch wirklich eine Zeitlang dieser Uiber-

zeugung

zeugung folgten. Allein dieses währte nicht gar zu lange. Die Eva, welche sich vielleicht etwas weniger, als Adam, von der Mitte des Gartens entfernte, nahm nemlich wahr, daß eine Schlange, welche ihr ausnehmend gefiel, ohne Schaden von dem verbothen Baume as. Da nun diese Schlange besonders solche listige Wendungen machte und die Früchte noch überdies sehr schön aussahen: so kam sie gar bald auf den Gedanken, daß die Früchte unmöglich böse sein könnten, daß die Schlange wohl gar durch den Genus derselben so klug würde, und daß Gott (wir können ihr dieses wohl verzeihen) wohl gar besondere Ursachen haben könnte, warum er ihnen den Genus dieser Früchte verboten hätte, weil er nemlich nicht haben wollte, daß sie so klug werden sollten, als er selbst wäre. Ihre Lüsternheit erwachte, nach einigem Kampfe as sie, und da Adam sahe, daß es ihr nichts schadete: so as er auch. Kaum hatten sie eine Begierde befriedigt, als vermuthlich durch die Begattung einiger Thiere eine andre in ihnen erwachte, deren Befriedigung in ihrem damaligen Zustande sehr schädlich für sie hätte werden können.

Es ist wohl außer Streit, daß die Lüsternheit der Eva die nächste Ursache dieser Vergehung war, und daß das, was die Mosaische Urkunde als eine Unterredung mit der Schlange vorstellt, blos die Gedankenreihe anzeigt, die die Eva hatte. Es ist aber bekannt, daß man auch noch eine andere Ursache dieser Vergehung angiebt, und dem Teufel einen gewissen Antheil an derselben zuschreibt, worüber in unsern Tagen nicht wenig gestritten

stritten worden ist. Wahr ist es, die Mosaische Urkunde erwähnt vom Teufel nichts, und es giebt, genau genommen, im N. T. nicht mehr als eine Stelle, aus welcher man auf jenen Antheil des Teufels an der ersten menschlichen Vergehung mit einiger Sicherheit schließen kann, nemlich Joh. 8. 44, wo Jesus den Teufel einen Vater der Lügen und Mörder vom Anfang nennt. Allein man hat auch diese Stelle so zu erklären gesucht, daß sie für die gewöhnliche Meinung nichts mehr entscheiden soll. Ich will Ihnen kurz diese Erklärungen angeben, um Sie in den Stand zu sezzen, darüber selbst gehörig zu urtheilen. Einmal, sagt man, habe sich hier Jesus nur nach der gewöhnlichen Meinung der Juden bequemt, ohne die Richtigkeit dieser Meinung selbst zu behaupten, und die Stelle heiße so: Fälschlich eignet ihr euch Gott als euren Vater zu. Der Teufel ist euer Vater, wenigstens ahmt ihr ihm in seiner Verkehrtheit nach. Denn er wird vom Anfange aller menschlichen Dinge als ein solcher beschrieben, welcher Tod und moralisches Verderben über die ersten Menschen gebracht hat. Man sezt hinzu, Jesus habe den Juden wegen ihrer ganz unrichtigen Erkenntnis und Verehrung Gottes, die wohl besser bei ihnen sein könnte, wenn sie der Wahrheit folgen wollten, Vorwürfe gemacht, sie hätten aber jederzeit die Lehrer der Wahrheit verfolgt und gemordet, den Lügnern und falschen Propheten hingegen, die er auch hier Teufel nennen könne, und welche allerdings von jeher die Menschheit belogen und dadurch gleichsam ge-

mordet hätten, ihr Ohr geliehen, ein Jeder, der übrigens dies thue, sei ein Teufel, ein Feind der Menschen, und man könne so selbst der Schlange diesen Namen geben, ohne dabei an einen bösen Geist zu denken. Doch genug von dieser Sache, die wenigstens keinen wesentlichen Theil des Christenthums ausmacht. Wie indes der Teufel bei der Verführung der Eva geschäftig gewesen, läßt sich auf keine Art ausmachen, und es steht einem Jeden frei, darüber seine eignen Vermuthungen zu haben.

Nur noch ein Paar Worte über den Nachtheil, den die ersten Menschen von ihrer ersten Vergehung hatten. Bekanntlich trieb sie ein Gewitter aus dem Paradiese, und Adam muste nun auf eine, für ihn besonders, beschwerliche Art für seinen und der Seinigen Unterhalt sorgen. Die Eva gebar mit Schmerzen Kinder, und da sie sich als die Urheberinn ihrer Sünde ansahe: so erkannte sie darinne eine Strafe für ihre Vergehung und hielt es für nothwendig, künftig mehr ihrem Manne zu folgen; die Schlange, ihren ehemaligen Liebling, haßten und verfolgten sie nun als ihren ärgsten Feind, der ihnen indes wenig schaden konnte. Alles hatte sich verändert, vorher waren sie zufrieden und ruhig, izt quälten sie die Vorwürfe ihres Gewissens, und ließen sie alles als die Strafe für ihre Sünde ansehen. So viel ist auch außerdem sicher, daß sie, wenn auch ihr Verbrechen nicht so gar groß war und sie sich in der Folge vor neuen Vergehungen hüteten, doch ihre Unschuld, die wir als einen Theil des göttlichen Ebenbildes kennen lernten,

verloren hatten, daß sie sich als strafwürdige Geschöpfe ansehen musten, und daß auch ihre Unsterblichkeit dahin war, wie die Erfahrung gelehrt hat und Pauls Röm. 1, 12. ff. behauptet. Vielleicht war überhaupt ihr Körper schwächer und ihr Geist unthätiger geworden, sie hatten also das ihnen ausschließungsweise zukommende göttliche Ebenbild verloren. Daß man aus diesem Grunde diese Begebenheit mit ihren Folgen den Fall oder den Sündenfall nennt, ist bekannt genug.

Lassen Sie uns nun nur noch ein wenig über den Einflus nachdenken, den das erste Vergehen der ersten Menschen auf ihre Nachkommen und uns hat. Es ist in dieser Abhandlung schon zu oft bemerkt worden, daß der Mensch, eben weil er ein freies Geschöpf ist und vom Nichts anfangen sollte, durchaus ohne Fehler und Vergehungen nicht bleiben konnte, als daß ich nöthig hätte, dieses hier weitläuftig zu wiederholen. Daraus folgt aber, daß die Menschen, auch ohne die Vergehung der ersten Menschen, sich mancher Sünden würden schuldig gemacht haben, und das um so mehr, je weiter sie, in ihrer Bildung fortrükken, und je eifriger sie eine gewisse Verbesserung wünschten, weil nothwendig immer wenigstens die ersten Versuche in einer gewissen Sache fehlerhaft sind, und weil schon eine ziemliche moralische Stärke darzu gehört, wenn man sich zur Erreichung seiner besonders lebhaften Wünsche aller unerlaubten Mittel enthalten soll. So wahr dieses aber auch sein mag: so ist es doch auch sicher, daß die Fehlerhaftigkeit der Menschen durch die Vergehungen der Vorfahren um sehr vieles größer geworden ist. Es ist bekannt, daß unsre Begierde, wenn wir uns derselben einmal überlassen haben, gleich mehr Stärke gewinnt, und daß wir uns durch jede wiederholte Befriedigung derselben immer mehr der Kraft berauben, unsrer Vernunft gemäs zu handeln. Uiberdies glaube ich es oft genug bewiesen zu haben, daß alle Gesezze Gottes wahre

re Naturgesezze sind, durch deren Uibertretung wir unsrer natürlichen Vollkommenheit allemal schaden. Daraus folgt denn ferner nothwendig, daß die Menschen, die sich vergehen, nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Nachkommen schaden, weil es unmöglich ist, daß Geschwächte völlig Starke hervorbringen können. Daher kommt es z. B., daß unser Körper ungleich zärtlicher und reizbarer, zu vielen, eine große Anstrengung fordernden, Geschäften aber ungleich weniger geschikt ist, als der Körper unsrer späten Vorfahren. Daraus allein wird es deutlich sein, daß ein großer Theil unsrer natürlichen Fehlerhaftigkeit auf die Rechnung unsrer Vorfahren, und also auch der ersten Menschen, weil diese den Anfang im Sündigen machten, zu sezzen, daß also das erste Vergehen der ersten Menschen nicht ohne Einflus auf ihre Nachkommen und uns geblieben ist, daß wir izt zu manchen Vergehungen ungleich mehr geneigt, und zu vielen guten Handlungen träger und untüchtiger sind, als der erste Mensch, da er aus der Hand Gottes kam. Wem dürfte ichs wohl sagen, daß dieses auch wirklich die allgemeine Klage ist, und daß selbst das N. T. von diesem menschlichen Verderben spricht, z. B. Röm. 7, 24. ff. und die Nothwendigkeit einer außerordentlichen Unterstüzzung daraus herleitet.

Diese vermehrte Fehlerhaftigkeit der Menschen hat übrigens einen besondern Namen bekommen, man nennt sie bekanntlich die Erbsünde, worunter man diejenige Verdorbenheit der Menschen versteht, nach welcher sie von Natur zum Bösen geneigt, zum Guten aber träge und untüchtig, und deswegen vor Gott strafbar sind.

Darüber, daß die Neigung zum Bösen, so wie die Trägheit und Untüchtigkeit zum Guten wegen der größern Heftigkeit unsrer Begierden, die bei den ersten Menschen so groß gar nicht sein konnte, bei uns größer ist, als beim Adam und der Eva, darüber möchte wohl

nicht leicht ein Streit entstanden sein, und ich glaube dieses auch hinlänglich deutlich gemacht zu haben. Nicht so verhält es sich aber mit dem 2ten Punkte der Strafbarkeit der Menschen um der Erbsünde willen. Man hat es nemlich durchaus geleugnet, daß Gott gerecht handeln würde, wenn er uns fremde Sünde zurechnen, und um unsrer angebohrnen Fehlerhaftigkeit willen, an der wir keine Schuld hätten, strafen wollte. Um seine Meinung zu behaupten, und die Gerechtigkeit der Zurechnung der Erbsünde darzuthun, hat man zu manchen Mitteln, besonders zu den Aussprüchen Pauli Röm. 5, 12—18, und zu dem Sazze seine Zuflucht genommen, daß Adam gleichsam der Stellvertreter des ganzen menschlichen Geschlechts gewesen, mit welchem Gott einen Vertrag geschlossen, nach welchem das menschliche Geschlecht glükselig sein sollte, wenn er gehorche, unglükselig aber, wenn er nicht gehorche. Da aber in der genannten Stelle von eigentlicher Zurechnung keineswegs die Rede ist, das Verderben der Menschen vielmehr auch von ihren eignen Vergehungen hergeleitet, und der Tod höchstens als eine natürliche Folge der Sünde Adams angegeben wird; da ferner Gott mit Adam nicht einen eigentlichen Vertrag errichten konnte, weil sich Gott sonst zu etwas verbindlich gemacht hätte, da er doch nur gütig sein kann, der Mensch aber gehorchen mus, und weil selbst Adam die Stellvertretung des ganzen menschlichen Geschlechts, sobald er das große Wagestük übersahe, weder übernehmen wollte, noch konnte, und auch wir darum hätten gefragt werden müssen: so würde man mit diesen Hülfsmitteln nicht weit kommen.

Allein man darf nur die Sache genauer ansehen, und nicht zu viel behaupten wollen, und man wird gewis bei der Meinung bleiben können, daß der Mensch um der Erbsünde willen strafbar sei. Erinnern Sie sich nur der oben angegebnen Ursachen des Daseins des Bösen,

sen, und es wird Ihnen sogleich deutlich sein, daß der Mensch eben deswegen, weil er weniger gut ist und wird, als er sein und werden könnte, manches Gute werde entbehren, und manchem Uibel unterworfen sein müssen, und denken Sie an den Umstand, daß die Schrift alles das Ungemach Strafe nennt, was uns unsrer Fehlerhaftigkeit wegen zu Theil wird, und Sie werden überzeugt sein, daß der Mensch, wenn ihm auch die Erbsünde nicht angerechnet wird, er doch um derselben willen nach dem Sprachgebrauche der Schrift bestraft werden mus.

Doch man hat sich auch gegen den Ausdruk: Die Erbsünde, und bisweilen sehr heftig erklärt, weil bei derselben kein freier, überlegter Entschlus statt finden könne. Da aber die Schrift alles, was den göttlichen Absichten und Gesezzen entgegen ist, Sünde nennt, und die Erbsünde auch die Ursache von nicht wenigen wirklichen Sünden ist: (eine bekannte Eintheilung, an welche ich hier beiläufig erinnere,) so möchte jener Name nicht ganz unbequem sein. Da indessen der Ausdruk, Erbsünde, nicht aus der Schrift genommen ist, und derselbe viele Menschen in den Wahn einwiegt, als ob sie gegen die Erbsünde nichts vermöchten: so würde es blos darauf ankommen, daß man sich für einen andern, zur Besserung vielleicht mehr ermunternden Ausdruk, etwa den der allzugroßen Sinnlichkeit oder des angebohrnen Hangs zum Sinnlichen, vereinigte, und die Sache würde bleiben, nur der Ausdruk verändert und manchem unnüzzen Streite vorgebeugt werden.

Es wird wahrscheinlich keiner großen Erinnerung bedürfen, wie unbeschreiblich fruchtbar die Sache, von der izt die Rede war, für unser Nachdenken, für uns're Beruhigung, und gesammte Glükseligkeit ist, wie sehr sie uns sogar zu allem Guten ermuntern kann. Jedermann mus einsehen, daß die Welt und Menschen, wenn besonders die Leztern die freien und wichtigen Geschöpfe

sein sollten, die sie wirklich sind, besser nicht eingerichtet sein konnten, daß manche Mängel des Menschen nothwendige Folgen seiner großen Bestimmung, nach und nach und durch sich selbst zu einer immer größern Vollkommenheit empor zu steigen, sind, daß er diese erhabne Bestimmung gar nicht haben könnte, wenn jene Mängel nicht da sein sollten, daß es ferner des nothwendigen Bösen in der Welt gar wenig giebt, und daß selbst dieses darzu beitragen kann und sollte, uns immer weiser und besser zu machen, daß wir den gröſten Theil dessen, was uns drükt, uns selbst zuziehen, daß aber auch dieses wieder nur unsre Aufmerksamkeit erregen und uns von Fehlern abhalten sollte, daß mit einem Worte das Dasein des Bösen, wie wir es betrachtet haben, so wie die Geschichte der ersten Menschen, weit gefehlt, daß sie die Weisheit und Güte Gottes zweifelhaft machen sollten, diese göttlichen Eigenschaften vielmehr beweisen. Eben so deutlich mus es aus dieser Abhandlung Jedem einleuchten, daß es wirklich die Bestimmung eines jeden einzelnen Menschen sein müsse, immer weiser, besser, thätiger und glükseliger zu werden, daß wir aber den göttlichen Vorschriften unter allen Umständen und auch dann Folge leisten müssen, wenn wir die Ursache derselben nicht deutlich einsehen, daß wir nie gegen unsre Uiberzeugung handeln dürfen, wollen wir uns anders nicht die quälendsten Vorwürfe uns'res Gewissens zuziehen, daß wir aber mit ganzer Kraft dahin arbeiten müssen, weiser und besser zu werden, und insonderheit die Herrschaft über uns're Begierden zu erhalten, damit nicht die Erbsünde bei unsren Nachkommen noch stärker und des Bösen aller Art immer mehr, damit vielmehr dasselbe immer mehr von der Erde vertilgt wird.

Von der göttlichen Fürsehung.

Bis izt haben wir uns, nachdem wir vorher über die Aeußerung der Thätigkeit Gottes, durch welche unsre Welt entstanden ist, und über die Welt selbst das Nöthigste erinnert haben, blos mit Untersuchungen über den natürlichen Zustand des Menschen, welcher sich am leichtsten aus der ersten Geschichte desselben erkennen lies, beschäftigt. Es wurde bemerkt, daß die Welt nach einem durchaus weisen und wohlthätigen Plane eingerichtet, und daß auf der Erde besonders der Mensch ein höchst ehrwürdiges und wichtiges Geschöpf sei, welches zwar vom Nichts anfangen, aber sich doch zu immer höhern Stufen der Vollkommenheit erheben sollte. In der lezten Abhandlung sahen wir sogar, daß selbst das, was wir gemeiniglich für böse halten, es keineswegs immer ist, daß es wenigstens nichts gegen die Vollkommenheit der Schöpfung, die freilich schon deswegen, weil sie Schöpfung ist, die höchste Vollkommenheit nicht haben könne, so wenig, als gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers beweise, daß es sogar darzu beitrage, die Geschöpfe selbst zu der Vollkommenheit zu erheben, die für sie möglich ist und zu der sie bestimmt sind.

Allein es ist nicht genug, nur den natürlichen Zustand der Dinge überhaupt, und insbesondere der Menschen, nebst ihrer Bestimmung zu kennen und zu wissen, daß nichts da ist, was sie an der Annäherung zu dem vorgesteckten Ziele verhindert, alles hingegen dazu behülflich sein kann; wir müssen auch wissen, ob und wie sie sich demselben wirklich genähert haben? Da es nun gewis allgemein anerkannt werden möchte, daß beson-

ders die Menschheit schon ansehnliche Fortschritte gemacht hat: so können wir hier der Beantwortung der ersten Frage überhoben sein, und blos darnach fragen, wie sie zu dem Punkte gekommen ist, auf welchem sie izt steht, ob durch eigne Kraft, oder durch eine besondere göttliche Einwirkung, und ob die Gottheit überhaupt noch immer für die Geschöpfe thätig ist? Dieses leztere zu zeigen, und die göttliche Fürsehung im Allgemeinen zu erklären und zu beweisen, ist die Bestimmung dieser Abhandlung.

Wenn wir von der göttlichen Fürsehung reden: so müssen wir an eine doppelte Art der göttlichen Kraftäußerung denken, theils nemlich an die Erhaltung der Welt durch seine Kraft, theils an die Regierung derselben nach seinem Willen. Ich halte es für höchst überflüßig, Ihnen weitläuftig beweisen zu wollen, daß Gott die Welt erhält, da im Ganzen wohl nicht leicht Jemand im Ernste daran zweifeln kann, da uns unsre Vernunft Etwas anders gar nicht denken läst und die Schrift dieses auch sehr deutlich sagt, z. B. Ps. 119, 89—81. Ps. 148, 5. 6. Matth. 6, 26. Kap. 10, 29. Ap. Gesch. 14, 17. und da nur der Umstand, daß man über die Art, wie Gott dabei verfahre, immer nicht einig war, hier und da einige Zweifel erregt hat. Es läst sich nemlich offenbar eine doppelte Art denken, wie Gott zur Erhaltung der Welt thätig sein kann; es kann entweder durch seine unmittelbare Einwirkung geschehen, oder auch nur dadurch, daß er ihr ihre Kraft erhält, nach den, gleich bei ihrer Hervorbringung festgestellten, Gesezzen durch sich selbst fortzudauern. Da die Schrift hierüber nichts entscheidet, und es wahr ist, daß man bei der ersten Art die Gottheit stets Eingriffe in ihr Werk mus thun, ja sie dasselbe in jedem Augenblik gleichsam aufs neue schaffen lassen, daß aber dieses theils bei der

zwoten

zwoten Art wegfällt, und man auch wirklich sieht, daß fast alles nach dem Laufe der Natur oder den einmal festgestellten mechanischen Naturgesezzen seinen Fortgang und Bestand hat: so ist es erlaubt, einer Meinung zu folgen, welcher man will. Man darf dabei von denen, welche der leztern Meinung sind, nicht fürchten, als ob sie Gotte die Erhaltung der Welt absprächen und sie der eignen Kraft derselben zuschrieben; denn einmal hat die Welt diese Kraft, nach den einmal festgestellten Gesezzen, durch sich selbst fortzudauern, augenscheinlich nicht von sich selbst, sondern sie hat sie von Gott erhalten, sodann ist es aber auch immer Gott, der ihr dieselbe erhalten mus, wenn sie sich wirklich in ihrer Ordnung soll erhalten können. Bei beiden Meinungen wird also immer noch ein unmittelbarer göttlicher Einflus vorausgesezt, welchen zu beschreiben und zu erklären, wir uns aber vergeblich bemühen würden, da die Sache ganz außer unserm Gesichtskreise liegt. Dabei versteht es sich von selbst, daß Gott das Vermögen, fortzudauern, nicht nur dem Ganzen, sondern auch jedem einzelnen Theile erhalten mus, weil eben das Ganze aus den Theilen besteht, weil die Kraft aller einzelnen Theile zusammengenommen die Kraft des Ganzen ausmacht und das Ganze in Unordnung gerathen würde, wenn die Kraft eines einzelnen Gliedes in der Kette, ohne daß dieses Glied augenbliklich durch ein neues ersezt würde, weggenommen werden sollte. Gott erhält also, dieses ist außer Streit, die ganze Welt, die Erde, die Menschen und alle niedrigere Geschöpfe, und macht, daß sie überhaupt so wohl, als in der ihnen angewiesenen Ordnung, fortdauern. Da übrigens die Gottheit auch freie Geschöpfe erschaffen wollte und wirklich geschaffen hat: so ist es offenbar, daß sie sich selbst widersprechen würde, wenn sie diesen freien Geschöpfen bei jeder unrechten Anwendung ihrer Kräfte diese Kräfte selbst nehmen wollte.

Doch

Doch Gott erhält nicht blos die Welt mit allen ihren Kräften, sondern er regiert sie auch so, daß die Absicht endlich erreicht wird, die er bei ihrer Hervorbringung hatte. Da sich bei diesem Theile der göttlichen Fürsehung etwas mehr Schwierigkeiten finden, als bei dem vorigen: so wollen wir dabei auch etwas genauer zu Werke gehen, und daher zuerst die Regierung Gottes und ihren Umfang und Zwek erklären, sodann dieselbe beweisen, ferner über die Art, wie wohl Gott die Welt regiere, das Nöthigste erinnern, und zulezt einigen Zweifeln an derselben zu begegnen suchen.

Unter der Regierung Gottes im Allgemeinen verstehen wir diejenige Theilnahme desselben an den Begebenheiten und Schikfalen der Welt und aller auf derselben befindlichen Geschöpfe, durch welche alles auf den großen Zwek hingeleitet wird, den er bei der Schöpfung hatte. So wäre es vielleicht zwar wohl möglich, daß manche Veränderungen vorgiengen, daß besonders die freien Geschöpfe manche Wirkungen hervorbrächten, an welchen Gott weiter keinen Antheil hätte, als daß er ihnen die Kraft darzu verliehen, und daß diese Wirkungen an sich zu dem Plane gar nicht paßten, die er bei der Schöpfung hatte; er ist es aber gleichwohl, der alles so zu lenken weis und wirklich lenkt, daß endlich doch seine Absicht erreicht wird. So waren die Verfolgungen, die Saul über den David verhieng, nach Sauls Absicht den Absichten Gottes grade zu entgegen, und doch waren es gewis diese Verfolgungen, welche den David zum Könige über das Jüdische Volk machten. Eben so wenig würde sich das Christenthum so schnell fast über den ganzen Erdboden verbreitet haben, hätten die Juden die Anhänger desselben nicht so hizzig und grausam verfolgt. Fragen wir aber nach dem Umfange der göttlichen Regierung: so ist die Antwort: sie verbreitet

sich

sich schlechterdings über alles, nichts ist so groß, nichts scheint so geringfügig und so klein zu sein, daß Gott es nicht wüste und seiner Absicht gemäs leitete, welche bei seiner Regierung keine andere sein kann, als bei der Schöpfung, nemlich allmählige Hervorbringung der Vollkommenheit, die er für seine Geschöpfe bestimmt hat.

Nichts kann für ein vernünftiges Geschöpf leichter sein, als sich die Uiberzeugung zu verschaffen, daß Gott die Welt wirklich so regiere. Ich gestehe dabei recht gern ein, daß sich, wenn man nemlich dem Ansehn der Schrift nicht gradezu folgen will, gegen alles das, was man zum Beweise der göttlichen Weltregierung vorbringen kann, noch mancherlei einwenden läst, und daß dieses so lange noch nicht anders sein kann, als wir den Plan Gottes in seinem ganzen Umfange und die in aller Absicht besten Mittel zur Ausführung desselben nicht übersehen und verstehen, welches nun freilich besonders bei unsrem izzigen so sehr beschränkten Blikke gar nicht möglich ist: ich wiederhole es aber gleichwohl noch einmal, daß es für ein vernünftiges Geschöpf nichts leichters geben kann, als sich von der Wirklichkeit der Regierung Gottes zu überzeugen. Ich darf mich hier dreist auf die Erfahrungen aller meiner Leser berufen, da gewis keiner unter ihnen ist, der nicht durch den eignen, oft ganz unerwarteten Gang der von ihm erlebten Begebenheiten, und die ganz sonderbaren Wendungen seines Schiksals, die endlich, so wenig ers vorher einsahe und vermuthete, immer zu seinem wahren Vortheile waren, zu der festen Uiberzeugung gekommen wäre, daß hier das erhabenste Wesen im Spiele sei. Und warlich, so verwikkelt auch unser Schiksal immer sein mag, so lange wir schon darauf gewartet haben mögen, ob sich uns nicht wenigstens eine Spur zu einem Auswege zeigen möchte, so oft sich auch, wenn wir auch bereits einmal ziemlich am Ende

der Verwikkelung zu sein scheinen, immer wieder neue Verwirrungen zeigen mögen: so behaupte ich doch, daß nur wenig Aufmerksamkeit darzu gehört, um mitten in diesen Verwirrungen die Hand der leitenden Fürsehung, wäre es auch nur an einzelnen Begebenheiten, zu entdekken. Herzlich bedaure ich den, welchem dieses schwer wird, und ich bitte ihn, wenn er haben will, daß es ihm leicht werden, zu jener beruhigenden Uiberzeugung zu gelangen, nur das aus dem Wege zu räumen, was ihm daran verhinderlich ist, ich meine, den irrigen Wahn, den er von seiner Bestimmung, von der Weisheit und Güte, so wie vom Zwek der Regierung Gottes und von seiner eignen Kraft hat, das, was ihm gut ist, gehörig beurtheilen zu können, und insbesondere nicht grade immer zeitliches Wohl für den Zwek seines Daseins zu halten und dasselbe unbedingt zu fordern, vielmehr zu glauben, sein wahres Bestes könne es wohl gar erfordern, daß es ihm hier fast nie nach Wunsche gehen solle, sich aber von den genannten Dingen richtigere Vorstellungen zu verschaffen, wozu ich, wie ich hoffe, in dieser Schrift verschiedentlich Gelegenheit gegeben habe, und es wird auch ihm leicht werden, sich von der Regierung Gottes eine feste Uiberzeugung zu verschaffen. Braucht man übrigens auch zu diesem Zwekke noch die Schiksaale Andrer und ohngefehr so, wie es im 1ten Bande in den Abhandlungen über die menschliche Bestimmung geschehen, die ganze Weltgeschichte, oder als einen sehr wichtigen Theil derselben wenigstens die Biblische und Religionsgeschichte, und verbindet damit die Belehrungen der Schrift überhaupt, so wie den Befehl, zu Gott zu beten, welcher ungereimt wäre, wenn Gott die Welt nicht regierte: so kann uns über diese Sache kein Zweifel mehr übrig bleiben. Von den Aussprüchen der Schrift glaube ich Ihnen, da Sie auf allen Seiten selbst mehrere finden können, nur einige wenige zum Beispiele herszzen

zu müssen. Vergleichen Sie also nur Dan. 2, 21. Ap. Gesch. 4, 28. Kap. 17, 24 ff. Matth. 10, 29. und Sie werden gewis sein, daß Gott die Welt regiert.

Doch man nimmt bisweilen die göttliche Weltregierung an, will es aber nicht zugeben, daß sie sich über alles, auch über die geringsten Kleinigkeiten verbreite. Außerdem aber, daß ich Sie auf die angeführten Schriftstellen verweise, bitte ich Sie, zu bedenken, daß es sich so gar bestimmt nicht einmal sagen läst, was eine Kleinigkeit ist, daß alle sogenannte wichtige Ereignisse durch eine Menge sogenannter Kleinigkeiten zusammengenommen erst ihre Wichtigkeit erhalten, daß die wichtigsten Begebenheiten fast immer Folgen der unbedeutendsten Kleinigkeiten sind, daß also Gott auch die wichtigsten Dinge nicht in seiner Gewalt hätte, wenn er sich um Kleinigkeiten nicht bekümmerte, daß er also entweder nichts, oder alles regieren mus.

Wenn man aber auch die Weltregierung Gottes im Allgemeinen eingeräumt hat: so ist man doch gewöhnlich nicht in Ansehung der Art, wie Gott seine Wirksamkeit dabei äußere, einig gewesen. Einige haben nemlich behauptet, Gott regiere die Welt unmittelbar, Andere aber sagen, er thue dieses blos mittelbar vermittelst des Entwurfs und der ganzen Einrichtung, die er von Ewigkeit her gemacht hat. Ob nun gleich die Schrift immer so redet, als ob Gott stets unmittelbar wirkte: so ist doch damit für die erste Meinung nichts ausgemacht, weil die Schrift natürlich nach dem Zeitalter, in welchem sie geschrieben wurde, eingerichtet und in der Sprache abgefast werden muste, welche damals gewöhnlich war. Nun schrieb man ehemals alle nur mögliche Begebenheiten Gotte zu, weil man die natürlichen Ursachen der Begebenheiten noch nicht kannte, und

daher

daher muste die Schrift dieses auch thun. Da uns aber eine genauere Bekanntschaft mit der Natur zeigt, daß fast alles seinen natürlichen Grund hat, da wir daher so manche Begebenheiten immer schon voraussagen können, da uns Beides immer mehr möglich wird, je mehr wir mit der Natur bekannt werden, da der Allwissende, der auch die entfernteste Zukunft von Ewigkeit her übersahe, wenigstens die Einrichtung muste treffen können, daß alle selbst wider seine Absicht laufende Handlungen grade dann verrichtet wurden, wenn sie sogar zur Beförderung seiner Absichten beitragen konnten und musten, und die Schrift endlich auch nach der 2ten Meinung recht gut erklärt werden kann: so findet diese Meinung izt auch viel mehr Beifall, als die Erste, ob man es dabei gleich unentschieden läst, ob nicht Gott wenigstens bisweilen einen außerordentlichen Eingrif thut, wie dies bei den Wundern der Fall zu sein scheint.

Uiber einen Punkt, der nicht selten Zweifel an der göttlichen Weltregierung erregt hat, wovon sich sogar in der heiligen Schrift einige Spuren finden, mus ich jedoch noch Etwas sagen. Bekanntlich ist es das in der Welt herrschende Böse, und besonders das Elend, mit welchen bisweilen der Unschuldige zu kämpfen hat. Uiber das Böse im Allgemeinen brauche ich hier nichts zu sagen, ich hoffe in der vorigen Abhandlung die Gottheit deswegen hinlänglich gerechtfertigt zu haben, und in Ansehung der verschiednen Austheilung ihrer Gaben verweise ich Sie auf die Abhandlungen von der menschlichen Bestimmung im 1ten Bande und Röm. 9. Wie kann es aber Gott geschehen lassen, daß mancher Mensch mit den besten Anlagen zum Bösen verführt, und mancher wirklich Gute so viel leiden mus? Ich gestehe Ihnen, daß es Fälle geben kann, wo man genöthigt ist, die Hand auf den Mund zu legen, und zu

schwei-

schweigen. Indes bitte ich Sie, zu bedenken, daß wir es wahrhaftig nie beurtheilen können, ob ein Mensch in einer andern Lage ein beßrer Mensch geworden wäre, und ob nicht vielleicht eben das Unrecht, das er that, und worauf er aufmerksam wurde, und es verabscheuen lernte, das moralische Gefühl in ihm erwekte, das wir an ihm bemerken, und das uns ihn bedauern läst, daß viele Böse so böse nicht sind, als sie wirklich scheinen, daß sie selbst bei ihren Vergehungen oft viel Gutes zeigen, und in gewisser Hinsicht ihre Kräfte wekken, um vielleicht, denn wer kann den ganzen Plan der Gottheit übersehen? einmal doch recht nüzliche Bürger des Reichs Gottes zu werden. Izt erkennen wir vorzüglich auch hier nur Stükweise, vielleicht ist es uns einmal möglich, über alle diese Dinge der Weisheit und Güte Gottes mit dem wärmsten Herzen Loblieder zu singen. Was aber die unverschuldeten Leiden guter Menschen anbetrift: so hoffe ich, daß Sie mir beitreten werden, wenn ich behaupte, daß sie doch nicht immer so unverschuldet sein möchten, als es uns scheint, daß es oft nur darauf ankommt, wie wir sie ertragen, um sie mehr oder weniger fürchterlich zu machen, daß sie gewis allemal unser wahres Bestes befördern, unsre Thätigkeit wekken, uns von manchem Bösen abhalten und zu manchem Guten bringen können, daß wir es aber dabei vorzüglich nie vergessen sollten, daß wir hier nur zu einem andern Leben erzogen und vorbereitet, und durch nichts so gebildet werden können, als durch Leiden, wobei wir nur an Christum und alle die Männer denken dürfen, die durchs Feuer der Trübsal bewährt sind, daß also auch unverschuldete Leiden, die uns oder Andre treffen, uns durchaus nicht zu Zweifeln an der Regierung Gottes verleiten sollten.

Das Beruhigende und Ermunternde der Wahrheit, Gott regiert die Welt, er ist es, ohne dessen Willen nicht das Geringste geschieht, der alles seinem höchstweisen und wohlthätigen Plane gemäs leitet, hier weitläuftig zu zeigen, und meine Leser doch auch zu warnen, daß Sie nicht auf wundervolle Begebenheiten warten, sondern in ihrem Berufe mit aller Thätigkeit und Treue, so wie zur Verbesserung ihres Zustandes, mit Klugheit und Anstrengung arbeiten, dabei es aber dem weisen Weltregierer überlassen, welchen Erfolg er ihre Bemühungen will haben lassen, halte ich für höchst überflüßig, da sich einem Jeden derselben diese Wahrheiten wohl von selbst aufdringen werden.

Jesus Christus,

oder

Von der wichtigsten Anstalt Gottes durch Jesum, die Menschen zu verbessern und zu beglükken.

Nachdem ich von der göttlichen Fürsehung im Allgemeinen geredet und gezeigt habe, daß die Gottheit sowohl für das Ganze, als auch für die einzelnen Theile und für die Menschen insbesondere sorge: so ist es nöthig, auch von den besondern Anstalten Gottes, durch welche er zur Erreichung seiner Absichten vorzüglich wirksam gewesen ist, und deren jede Einzelne auch wieder ein Beweis für die göttliche Fürsehung im Allgemeinen sein kann, zu reden. Dabei ist es an sich klar, daß ich mich hier nicht über Alles verbreiten kann, was Gott gethan und veranstaltet hat, um vorzüglich die Menschen zu immer ehrwürdigern Geschöpfen zu machen, und daß vielmehr hier nur von denjenigen Anstalten die Rede sein kann, welche die Absicht hatten, jenen Grund zu legen, auf welchen das ganze Gebäude errich-

tet werden muste, wenn es Festigkeit und Schönheit haben sollte, ich meine die Anstalten, durch welche ächte Religiosität und Frömmigkeit*) unter den Menschen immer allgemeiner und so herrschend werden sollten, daß sie die Quelle und Grundlage aller ihrer Handlungen und ihres ganzen Strebens nach Verbesserung würden.

Ob es nun gleich nicht zu leugnen ist, daß es dem Menschen schon durch seine natürliche Einrichtung und durch die Verbindungen und Schiksale, in welchen er lebt, und die er erfährt, ziemlich nahe gelegt ist, die Nothwendigkeit der Religiosität und Frömmigkeit als der Grundlage seines ganzen Betragens zu empfinden und zu erkennen: so ist es doch, der Geschichte zu Folge, dem menschlichen Geschlechte immer schwer geworden, sich zu jener Ehrwürdigkeit, welche nur eine auf ächte Religiosität und Frömmigkeit gestüzte Tugend geben kann, zu erheben, und es hat daher der Weisheit und Güte Gottes gefallen, theils durch die Weltregierung überhaupt, theils durch besondere Anstalten, die immer einander folgten, von denen immer Eine in die Andre eingrif, und die insgesammt mit einander in der engsten Verbindung standen, jenen nothwendigen Grund alles Guten bei den Menschen zu legen. Wie weise, und doch ohne Nachtheil der menschlichen Freiheit, die Gottheit bei den ersten Menschen in dieser Absicht wirksam war? haben wir in dem Vorhergehenden bereits ge-

*) Man sehe darüber nach die Abhandlung über Religiosität und Frömmigkeit im 1ten Bande.

gesehen, es ist auch in dieser Schrift schon mehrmals bemerkt worden, daß in der Folge kein Volk versäumt worden ist, daß vielmehr alle nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten immer weiter geführt worden sind, und daß zu diesem Endzwekke sogar der Gözzendienst nicht ohne allen Nuzzen gewesen ist. Allgemein bekannt ist es aber, wie Gott dadurch, daß er sich besonders bei Einem Volke so außerordentlich verherrlichte, nicht nur, wie man bisweilen fälschlich geglaubt hat, auf dieses Volk, sondern auch auf sehr viele andre Nazionen gewirkt, und von jenem Volke aus wahre Religiosität und Frömmigkeit über die gesammten Bewohner des Erdbodens zu verbreiten gesucht hat.

Es giebt jedoch nicht mehr als Eine wahre Religiosität und Frömmigkeit, welche unter den Menschen hervorzubringen die Absicht der Gottheit gewesen ist, und diese kann nur bei einer, so viel als möglich, richtigen Kenntnis Gottes statt finden. Da nun zu dieser leztern schon eine ziemlich gebildete Vernunft gehört, da unsre Gotteskenntnis, so weit sie bei den Menschen möglich ist, in eben dem Grade mangelhaft und fehlerhaft sein mus, in welchem wir noch mit der Ausbildung unsrer Vernunft zurük sind: so ist es leicht verständlich, daß die Anstalten Gottes auch in dieser Hinsicht nicht mit einemmale die höchstmögliche Verbesserung der Menschen beabsichten konnten, daß sie sich vielmehr allemal nach den Fähigkeiten der Menschen richten, und sie nur nach und nach bis zu dem höchsten Punkte hinführen musten. Daher bezogen sie sich zwar alle auf

diesen Punkt, aber nur Eine konnte vollendend, alle übrigen Vorhergehenden aber nur zur Vollendung vorbereitend sein, und diese Eine Vollendende war denn die Anstalt Gottes durch Jesum Christum, von welcher wir izt, mit Uibergehung aller Uibrigen, auf welche wir höchstens nur bisweilen zurükblikken werden, reden wollen.

Zuerst ganz kurz die Geschichte des außerordentlichen Mannes, durch welchen Gott das große Werk vollführte. Jesus Christus wurde in den spätern Jahren der Regierung des Römischen Kaisers Augustus, und in den lezten Jahren des Jüdischen Königs Herodes des Großen in der Stadt Bethlehem von einer Jüdischen Mutter, Namens Maria, geboren, und ganz als Jude erzogen. Nachdem er in seinen jüngern Jahren, von welchen wir fast nichts wissen, wahrscheinlich seinem Pflegevater Joseph, welcher, wie seine Mutter Maria, aus dem Stamme Juda und von dem Geschlechte Davids abstammte, und ein Zimmermann war, in seiner Handthierung beigestanden hatte: so trat er ohngefehr in seinem 30ten Jahre, vielleicht nach dem Tode Josephs, unter seiner Nazion als ein außerordentlicher von Gott gesandter Lehrer auf, und bewies seine göttliche Sendung sowohl durch den Gehalt seiner Lehre, als auch durch außerordentliche Thaten, die er ohne außerordentliche göttliche Unterstüzzung unmöglich verrichten konnte, ja sogar dadurch, daß er seinem Volke zeigte, er sei der schon längst verheißne und so sehnlich erwartete Meßias. Wie durch seine Lehre, so zeichnete

er

er sich auch durch seinen vortreflichen Charakter ganz besonders aus. Da indes das Jüdische Volk etwas ganz anders von ihm erwartete, und er seiner Lehre wegen auch den Obersten dieses Volks verhast wurde: so ruheten sie nicht, bis sie ihn durch eine gewaltsame Hinrichtung von der Erde vertilgt hatten. Wider ihre Absicht wurde Jesus jedoch ordentlich begraben. Er gieng aber am dritten Tage darauf aus dem Grabe wieder lebendig hervor, wandelte noch vierzig Tage lang auf Erden, zeigte sich da vorzüglich seinen Schülern, ertheilte ihnen noch manchen Unterricht, und fuhr endlich am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung sichtbar gen Himmel. Dies ist, nach den Erzählungen der vier Evangelisten, kürzlich die Hauptsache der Geschichte des außerordentlichen Mannes, die wir bei der Untersuchung dessen, was Gott durch ihn ausführen wollte, zum Grunde legen müssen.

Das Erste, was wir zu thun haben, ist, uns mit seiner Person näher bekannt zu machen. Er war also seiner natürlichen Abstammung nach ein Jude, der aber nach der Erzählung des Matthäus und Lucas in dem ersten Kapitel ihrer Evangelien durch eine außerordentliche Wirkung der Gottheit sein menschliches Dasein erhielt. Ob nun aber Jesus gleich vollkommen ein Mensch war, wie wir sind, — eine Sache, an der ehedem nur bisweilen einige Schwärmer gezweifelt haben, die aber heut zu Tage nicht leicht mehr von Jemanden in Zweifel gezogen werden möchte, bei der ich mich also auch nicht länger verweile — so ist es doch bekannt,

daß wir ihm auch noch eine höhere Würde beilegen, und, gestüzt auf seine und seiner Schüler Aussprüche, behaupten, daß er außer der menschlichen auch noch die göttliche Natur an sich gehabt habe, daß beide Naturen zusammen und aufs genaueste mit einander vereinigt den einzigen Jesus Christus ausmachen. Allein dieses Lezte ist es eben, was man besonders in den neuesten Zeiten in Zweifel gezogen und bisweilen mit vieler Heftigkeit und Bitterkeit bestritten hat. Ob es mich nun gleich viel zu weit führen würde, wenn ich auch nur die Hauptsache alles dessen, was für und wider diese Sache gesagt worden ist, angeben wollte, und ob ich gleich bei der Aeußerung S. 144. d. B. einen ganz andern Plan hatte, zu dessen Ausführung ich mich unter veränderten Umständen vielleicht noch einmal entschließe, keineswegs aber der Meinung war, daß ich hier, in einem so engen Raume eingeschlossen, eine so verwikkelte und schwere Sache gehörig würde auseinandersezzen können: so halte ich es doch für gut, hier wenigstens noch einige Stellen und ihre verschiednen Erklärungen anzuführen, hinterher aber einige Anmerkungen beizufügen.

Außer den S. 144. angemerkten Stellen mache ich Sie zuerst auf den Ausspruch Pauli, Röm. 9, 5. aufmerksam, der immer für einen sehr bindenden Beweis von dem Dasein und der innigsten Verbindung zwoer Naturen in Christo, der göttlichen und menschlichen, angesehen worden ist. Und wenn es auch wahr wäre, daß diese Stelle, so bald man die lezten Worte so beibehalten wollte, wie sie Luther übersezt hat, eini-

ge

ge Schwierigkeiten hätte: so würde doch noch immer ein Beweis für die Gottheit Christi in derselben liegen, wenn man sie, wie ein berühmter Gottesgelehrter, und mit ihm viele Andere in unsren Tagen gethan haben, so übersezzen wollte: Christus kommt, seiner menschlichen Natur nach, von jenen ehrwürdigen Vätern her, er, der über alles ist, alles regiert, Gott sei dafür gepriesen ewiglich. Ich halte mich übrigens für verbunden, meinen Lesern eine andere von einem andern großen Gottesgelehrten herkommende Uibersezzung mitzutheilen. Sie ist: Christus kommt, dem Körper nach, her von den Vätern, er, der über alle diese Väter, größer, als sie alle, ist, Gott sei gepriesen ewiglich.

Die zwote sehr wichtige Stelle, an die ich Sie hier erinnere, ist 1 Tim. 3, 16., bei welcher sehr viele glauben, daß das Wort, welches Gott bedeutet, wegen der großen Aehnlichkeit, die es, nach der ehemals gewöhnlichen griechschen Schreibart, mit dem Worte hat, das welcher heißt, nach und nach an die Stelle des Leztern gekommen sei, da man besonders Handschriften finde, in welchen das Leztere noch stehe. So viel Uneinigkeit aber auch über diese verschiedne Lesart statt gefunden hat: so ist man doch izt darüber so ziemlich ruhig, weil die Leugner der Gottheit Christi, wenn sie auch gleich das Wort, Gott, zulassen, die Stelle doch so erklären zu können meinen, daß sie die Gottheit Christi nicht beweise, und die Vertheidiger der göttlichen Würde Christi dieselbe in dieser Stelle zu finden glauben, wenn man auch zugäbe, daß statt des Wor-

tes, Gott, der Ausdruk, Welcher, vom Paulus gebraucht worden wäre. Die Erstern erklären sie nämlich so: Gleichsam sichtbar in einem Menschen stellte sich die Gottheit dar, in einem Menschen nämlich, durch dessen große Geistesgaben die Gottheit verherrlicht oder gerechtfertigt wurde, sogar die Engel (worunter man nach jüdischer Art bald eigentliche Engel, bald die bessern hellersehenden Menschen, oder auch Religionslehrer versteht) erkannten nun die Gottheit weit besser, die auch der Welt (andern Menschen und Nazionen) verkündigt, und dadurch, daß diese die neue Lehre, den bessern Unterricht von ihr, annahmen, verherrlicht wurde. Und so wäre denn diese Stelle ein Lob auf Christum, das ihm blos deswegen ertheilt würde, weil er bessere und würdigere Begriffe von der Gottheit in der Welt verbreitet hätte. Diejenigen, welche sich, um über Worte nicht weiter zu streiten, den Ausdruk, Welcher, gefallen lassen, beziehen diesen Ausdruk, wie natürlich, und wowider selbst kein Gegner Etwas haben kann, auf Christum, und behaupten, daß Paulus diesen Ausdruk, wenn er ihn gebraucht, auf das zunächst vorhergehende Wort, Geheimnis, gezogen, unter welchem er an sich schon Christum verstanden habe, welche Art, sich auszudrükken, beim Paulus gar nichts ungewöhnliches sei, und übersezzen denn so: Dieser Geheimnisvolle (den Menschen Unerforschliche) erschien daher als Mensch, zeigte aber seine Gotteskraft ꝛc. Sie finden schon in dem Ausdruk: er erschien, einen Beweis der Gottheit Christi, weil er nach demsel-

ben schon vorher da gewesen sein müsse, nur daß er noch nicht erschienen gewesen wäre. Andere wollen nun freilich das nicht gelten lassen, und behaupten, es werde nicht selten von einer Sache oder Person gesagt: sie erscheine, wenn sie auch vorher gar nicht da gewesen wäre. Sie sehen die ganze Stelle von den Worten an: Gott ist offenbaret im Fleisch; oder nach der andern Lesart: Er, welcher im Fleische erschienen ist, für einen Theil eines Gedichts oder Liedes an, das in Christlichen Gemeinen abgesungen worden wäre, und welches Paulus hier als ein dem Timotheus sehr gut bekanntes Stück benuzt habe, weil es zu seinem Zwekke paste, und vorzüglich die Ehrwürdigkeit des uns von Gott gegeb'nen Körpers, welchen einige Schwärmer auch unter den Christen zu verachten anfiengen, und deswegen manche sehr wohl erlaubte Dinge verboten, (man sehe Kap. 4.) zeigte, da in demselben gesagt würde, daß auch Christus einen Körper gehabt, und zugleich mit demselben in den Himmel erhoben worden wäre. Sie übersezzen so: Er, der durch den Körper erschienen ist — ward durch (seinen) Geist beglaubigt — ward von Engeln so geschaut. — Er ward den Völkern verkündigt — ward weit umher anerkannt — ward mit Herrlichkeit aufgenommen; oder:

Der im Körper hier erschien,
Ist dem Geist nach hoch bewährt,
Ihn sahn die Engel.
Hier lehrt man von ihm die Völker,

Und seine Lehre glauben — lernt die Welt.
Dort ist er in den Himmeln. *)

Es würde diese Abhandlung unmäßig ausdehnen, wenn ich diese Sache noch weiter verfolgen wollte, ich sezze daher nur einige allgemeine Anmerkungen hinzu, um Ihnen zu zeigen, was ich ohngefehr von der ganzen Sache denke. Es ist gewis, daß die Lehre von der Gottheit Christi, so wie von der Dreieinigkeit überhaupt, sehr viele Schwierigkeiten hat, welche besonders dadurch vermehrt worden sind, daß man mehr aus der Schrift herauszuspinnen gesucht hat, als sie wirklich enthält, und daß man also vermittelst seiner Phantasie ein Lehrgebäude errichtet, welches keinen festen Grund haben möchte. Dabei scheint es mir aber auf der andern Seite eben so gewis zu sein, daß man vielen Aussprüchen der Schrift über diese Sache nicht selten Gewalt

*) Die Gelehrten unter meinen Lesern, die mit dem hier kurz Angegebenen noch nicht näher bekannt sind, und es doch zu werden wünschen, verweise ich vorzüglich über die hier angeführten Stellen auf die Ekkermannschen Theologischen Beiträge St. 3, auf die Memorabilien des Herrn Prof. Paulus St. 1, und auf ein Program des Herrn D. Storr über die Stelle 1 Tim. 3, 16., welches in den von den Herrn Velthusen, Kuinoel und Ruperti herausgegebnen Commentationibus Theologicis mit abgedrukt ist.

walt anthut, um sie so erklären zu können, daß sie gar nichts mehr von dieser Lehre enthalten. Man wird daher wohl noch viele Untersuchungen anstellen müssen, ehe man mit dieser Sache aufs Reine kommen kann, und es dürfte vielleicht von beiden Seiten Etwas nachgegeben werden müssen. Indessen möchte es auf alle Fälle rathsam sein, bei den Ausdrükken der Schrift zu bleiben, ohne viel über die Art, wie das wohl möglich sein könne, was sie uns sagt, zu grübeln, und noch zu warten, bis man die Sache mehr ausgemacht haben wird, welches man auch um so eher kann, weil diese Lehre nicht grade ein Hauptartikel des Christenthums ist, weil das Christenthum selbst mit dieser Lehre nicht steht oder fällt, und es schon manchen eifrigen und guten Christen gegeben hat, der sich von der Richtigkeit der Dreieinigkeitslehre nicht überzeugen konnte. Bis dahin übrigens, wo alles mehr ausgemacht und näher bestimmt sein möchte, wollen wir bei unsrer alten Lehre und unsern Ausdrükken bleiben, worzu wir auch um so mehr berechtigt sein möchten, da wir wissen, daß Christo schon in den ältesten Zeiten zwo Naturen, eine göttliche und menschliche, beigelegt worden sind, und daß man unter andern die Stelle Joh. 1, 1. und den Ausdruk, das Wort, von Christo nahm und erklärte, und dies in Zeiten (schon im 2ten Jahrhunderte) that, von welchen man doch glauben kann, daß man die Lehre der Apostel, besonders, was solche Säzze anbetrift, noch ziemlich richtig werde gehabt und ihre Aussprüche mit weniger Schwierigkeiten werde verstanden haben. Zwo

Naturen in Jesu Christo, die göttliche und menschliche, machen also nur Eine Person, diesen einzigen Jesus Christus aus.

Doch der Name dieser außerordentlichen Person führt mich zu einem ganz besondern Theil ihrer Würde. Es ist nämlich bekannt, daß der unter den Juden nicht ungewöhnliche Name, Jesus, der eigentliche Name des Mannes war, von dem wir hier reden, und daß er so viel bedeutet, als einen Erretter, Beglükker oder Seligmacher. Aber der Name Christus, den wir ihm noch geben, zeigt noch etwas anders, eine gewisse Würde an, die ihm zukam, und es ist bekannt, daß dieser Name eben das bedeutet, was bei den Juden der Meßias hies, und daß durch beide Benennungen ein Mann angezeigt wird, dem gewisse außerordentliche Verrichtungen von Gott selbst, oder im Namen Gottes, aufgetragen wurden, zu welchen er besonders durch die damals so gewöhnliche Salbung gleichsam die Vollmacht erhielt. Sehr gewöhnlich war dieses besonders bei den Personen, welche zu Königen für das Jüdische Volk bestimmt wurden, oder die es im Namen der Gottheit durch Unterricht belehren sollten. Wem wäre es nun unbekannt, daß dem Jüdischen Volke von den ersten Zeiten seines Ursprungs an ein dergleichen außerordentlicher Mann versprochen worden war, und daß er grade zu der Zeit, da Jesus in die Welt kam, mit der grösten Sehnsucht erwartet wurde? Sollte Jemand fragen, wie das geschehen, und woher das gekommen sei? so antworte ich, durch die Weißagungen des Alten Testaments. Da es

aber

aber bekannt genug ist, daß man in unsren Tagen alle Stellen des A. T., worinnen man sonst Weißagungen von Christo zu finden glaubte, so erklärt, daß sie gar nichts mehr von Weißagungen enthalten, sondern sich einzig und allein auf Begebenheiten in der Zeit beziehen sollen, in welchen sie ausgesprochen oder niedergeschrieben worden sind: so mus ich darüber noch einiges wenige sagen.

Es ist wohl sicher, daß eine Menge Stellen, die man ehedem für Weißagungen besonders auf Christum hielt, in dem Sinne, in welchem man sie dafür ansahe, bei genauerer Ansicht keineswegs dafür angenommen werden können. Allein meiner Uiberzeugung nach folgt daraus noch gar nicht, daß es nun überhaupt keine Weißagung mehr gebe. Denn einmal sollten nicht etwan einzelne Reden und Anstalten, sondern die ganze Jüdische Religionseinrichtung auf den kommenden Messias aufmerksam machen, das ganze Judenthum sollte in Bildern (Symbolen) das eingekleidet vorstellen, was Jesus durch sich selbst, seine Lehre, Thaten und Schiksale gleichsam entziffern sollte. Alles also, was Jesus und seine Apostel als Weißagung aus dem A. T. für sich anführen, ist in der That Weißagung, nur daß man sich nicht vorstellen darf, als ob die Männer des A. T., die da redeten und handelten, bei ihren Reden und Einrichtungen grade an Jesum gedacht hätten, sie verrichteten ihren Auftrag, ohne es zu wissen, daß aus dem Bildlichen und Symbolischen, das sie izt einrichteten, dereinst die Wahrheit ohne verdunkelnde Einkleidung

dung hervorgehen würde.*) Die Dämmerung prophezeite das Licht. Man vergleiche nur Col. 2, 16. 17. Dabei bleibe ich indes noch nicht stehen, ich glaube nämlich auch ganz gewis, daß mehrere Stellen des A. T., wie sehr man sich auch bemühen mag, sie anders zu deuten, recht eigentlich Winke auf Christum enthalten und ganz vorzüglich auf ihn hindeuten, obgleich die Männer, die sie aussprachen oder niederschrieben, vielleicht in den Zeitumständen eine Veranlassung fanden, so zu reden und zu schreiben, wie sie es wirklich thaten, ohne es sich selbst allemal deutlich bewust zu sein, was sie für die Zukunft andeuteten, und daß eben diese Reden und Stellen die Veranlassung zu den Erwartungen der Juden gaben, wie sie denn auch in der Folge, noch vor Christi Geburt von den Juden, und nachher sowohl von diesen, als auch von den Christen fast allgemein für ausdrükliche Weißagungen von Christo gehalten wurden. Dies ist es, was ich Ihnen, weil ich mich wegen der Weitläuftigkeit dieser Sache unmöglich tiefer einlassen konnte, hier sagen zu müssen glaubte.

Wir wollen nun auf den außerordentlichen Mann, auf den die Menschen schon so lange vorher aufmerksam gemacht wurden, in dem sich alles vereinigte, welcher der Punkt ist, auf welchen sich alle vorher getroffne Anstalten Gottes bezogen, auf Jesum, welcher der Christ ist,

*) Diejenigen, welche mehr von dieser Sache wissen wollen, verweise ich auf Ammons Christologie, die sie hoffentlich befriedigen wird.

ist, zurükkommen, und sehen, was er alles that, und wodurch er es bestätigte, daß er von Gott gesandt sei, um das große Werk auszuführen, welches für die Menschen von so wichtigen und heilsamen Folgen sein sollte.

Das Erste, was sich Jesus mit allem Eifer angelegen sein lies, war die Unterweisung des Volks. Uiberall, wo er hin kam, versammlete er eine Menge Volks um sich her, deren Vorstellungen er zu verbessern suchte, und er that dieses mit einem Eifer und mit einer Aufmerksamkeit, die ihn sich selbst ganz vergessen lies. Joh. 4, 33 ff. Ob gleich der Gegenstand, worauf sich der Unterricht Jesu bezog, bekannt zu sein scheint, und ich die Frage nicht erwarte, was Jesus mit seinem Unterrichte beabsichtet habe? so halte ichs doch für nöthig, über diese Sache Einiges zu sagen. Aller Unterricht, den Jesus ertheilte, bezog sich auf die Religion, und da es vorzüglich Zwek seiner Sendung war, ächte Religiosität und Frömmigkeit, als die nothwendige Grundlage alles wahren Guten, unter den Menschen zu verbreiten: so war es zuerst Eins seiner angelegentlichsten Geschäfte, bessere und würdigere Begriffe von der Gottheit und ihren Absichten mit den Menschen in Gang zu bringen, und den Menschen von den Dingen, die dahin gehören, einen gründlichen und sichern Unterricht zu ertheilen. Ihm haben wir es daher zu danken, daß wir Gott nicht mehr fürchten dürfen, sondern ihn als einen liebreichen Vater seiner Geschöpfe ansehen können, daß wir die beseligende Uiberzeugung von seiner

allwaltenden Fürsorge und von unsrer Bestimmung zu einer immer fort und in alle Ewigkeit wachsenden Vollkommenheit und Glückseligkeit haben können.

Dabei konnte er aber nicht stehen bleiben, er muste die Menschen auch lehren, wie sie sich verhalten sollten, und welches die Quelle aller ihrer Handlungen sein müste. Ob er ihnen aber gleich die treflichsten Verhaltungsregeln gab, ob er gleich eine Menge der richtigsten Grundsäzze aufstellte, nach denen ein Jeder seiner Schüler die Güte seiner Handlungen beurtheilen und bestimmen konnte, wie er sich in allen vorkommenden Fällen zu verhalten hätte, um den Zwek seines Daseins zu erreichen, ob er gleich, ich möchte sagen, zur Erläuterung der von ihm vorgeschriebnen Grundsäzze so viele moralische Vorschriften ertheilte, daß uns nichts zu wünschen übrig bleibt, und daß wir in allen vorkommenden Fällen einen Ausspruch des Christenthums auffinden können, der uns sagt, was wir zu thun haben: so konnte er doch, ja es scheint dieses sogar seine Absicht gewesen zu sein, den Menschen sehr vieles selbst zu finden überlassen, so hatte er doch nicht nöthig, ein eigentliches moralisches Lehrgebäude zu errichten, und die aus der Natur selbst ersichtlichen, — in wie fern sie nämlich blos durch die Natur und Vernunft des Menschen erkannt werden können, — ersten Grundsäzze des menschlichen Verhaltens anzugeben. Ihm war es der Hauptsache nach genug, die Menschheit zu lehren, daß sie, wenn sie vollkommen werden wollten, wie Gott, und ihm wohlgefallen sollten, alles aus Liebe zu dem Gott,

den er sie kennen gelehrt hatte, thun müsten; er hatte sich um das menschliche Geschlecht unaussprechlich verdient gemacht, wenn er demselben zeigte, daß es von der Gottheit nichts zu fürchten, alles zu hoffen hätte, daß diese daher von ihm keine Frohndienste verlange, daß sie derselben nicht bedürfe, daß sich aber dasselbe nie höher schwingen, ihr nie wohlgefälliger werden und der grösten Wohlthaten derselben mehr theilhaftig werden könne, als wenn es, von Liebe gegen dieselbe durchdrungen, keine andern Absichten habe, als die es bei ihr bemerke, und somit nichts wolle, was denselben zuwider sei, in allen aber den grösten Eifer beweise, was es denselben gemäs erkenne. Sehen Sie, meine Leser, um diesen Punkt drehen sich alle Bemühungen Jesu bei seinem Unterrichte, alles, was dieser ächten Religiosität und Frömmigkeit entgegen war, und nicht aus derselben herkam, suchte er zu entfernen, das verwarf er; alles hingegen, was sie entflammen konnte, und aus ihr entsprang, pries er als nüzlich und gut, als den einzigen Willen Gottes an, das befahl er, und hierinne liegt der Grund, warum er Liebe zu Gott und eben deswegen auch zu den Menschen zur Grundlage des Betragens eines seiner würdigen Schülers machte.

Wenn es also gleich möglich wäre, daß man noch andre erste Grundsäzze des menschlichen Verhaltens, die Jesus nicht grade so angegeben hätte, aufstellte, und wenn diese Grundsäzze auch noch so richtig aus der Natur der Dinge gefolgert wären, so, daß sich gar nichts dagegen einwenden ließe, daß auch sie ganz sichere Mit-

tel wären, durch welche sich leicht erkennen ließe, was in jedem Falle gut und recht ist: so dürfen Sie doch nicht glauben, daß der Unterricht Jesu dadurch unnüz oder fehlerhaft wird; denn er wollte eben, Jenes zu thun, wenigstens zum Theil den Menschen überlassen, und den Menschen nicht eigentlich zur Moralität, als solcher, sondern zur Frömmigkeit*) führen. Da aber ein frommer Mensch nothwendig auch ein moralischer Mensch sein

*) Man ist bekanntlich über den Kantischen ersten Grundsaz der Sittlichkeit nicht selten in große Verlegenheit gerathen, und hat daher allerlei Versuche gemacht, den Christlichen und Kantischen Grundsaz mit einander zu vereinigen und zu zeigen, daß sie im Grunde Eins sind. Ich maaße mir nicht an, zu entscheiden, wie weit diese Versuche geglükt sind, oder nicht, und bemerke außer dem, was ich im Texte gesagt habe, hier nur noch, daß ich nicht unrecht zu haben glaube, wenn ich behaupte, daß Christus gar keinen eigentlich moralischen Grundsaz habe aufstellen, sondern seine Schüler nur mit Liebe gegen Gott erfüllen wollen, gewis, daß ihre durch seine Lehre erwekte Vernunft ihnen nun, wenn es nöthig wäre, schon selbst sagen würde, was gut und recht ist. Wenn übrigens beim Kantischen Grundsazze „Allgemeingültigkeit“ die Hauptsache ist: so ist sie es beim Christlichen nicht minder, und dies ist, meines Erachtens, der Punkt, in welchem Beide zusammentreffen. Vielleicht ist es für Manchen nüzlich, das nachzulesen, was Seite 19 bis 29. d. B. gesagt ist.

sein mus, da Moralität und Frömmigkeit in der Hauptsache Eins sind, und die Leztere, wenn sie rechter Art sein soll, sich von der Erstern blos dadurch unterscheidet, daß sie alles auf Gott zurükführt: so hat Christus auch eine bis zu seiner Zeit unbekannte Sittenlehre vorgetragen, die gewis, wenn sie richtig verstanden wird, überall die Probe hält, man mag der neuen Grundsäzze aufstellen, so viel man will, und gewis alle nothwendige Verhaltungsregeln angegeben, nach welchen sich der Mensch in seinem Betragen zu richten hat. Wie sehr Jesus übrigens dadurch schon, daß er den Menschen für alle Fälle richtige Verhaltungsregeln vorschrieb, an der Verbesserung derselben und an der Aufhebung der Sünde gearbeitet hat, ist hinlänglich deutlich; da diejenigen, die seiner Lehre folgen, ja auch Andre, denen seine Vorschriften bekannt werden, die sie auch als vortreflich anerkennen und befolgen, ohne doch grade Jesu dafür verpflichtet sein zu wollen, dadurch in den Stand gesezt werden, alles Böse zu meiden und immer mehr Gutes zu thun. Dabei wird es aber kaum erinnert werden dürfen, daß ein frommer Mensch vor einem blos moralischguten gewis einen großen Vorzug hat, daß also die Grundsäzze, an deren Beobachtung man den Christen erkennen soll, immer die erste Grundlage bleiben müssen, wenn sich der Mensch zur höchsten Würde erheben soll, die er erreichen kann, und wenn er dem erhabensten Wesen zu folgen und ihm immer ähnlicher zu werden die Absicht hat. Nie kann sich selbst der beste Mensch, wenn er sich Gott nicht so vorstellt, wie Je-

sus uns ihn zu denken gelehrt hat, und wenn ihn also nicht Liebe zu Gott und Menschen bei allen seinen Handlungen leitet, eben weil sich ihm der Glaube an den höchsten Gesezgeber überall aufdringen mus, des seligen Bewustseins freuen, das denjenigen beglükt und zu allem Guten ermuntert, der sich nur immer vom Geiste Christi und seiner Lehre durchdrungen fühlt.

Woher wissen wir es aber, daß das, was Christus uns besonders von der Gottheit lehrte, so sicher und durchaus wahr ist? — Jesus selbst und seine Lehre sind uns dafür Bürge. Wäre es Jedermann möglich, in die ersten und natürlichen Gründe der von Jesu vorgetragnen Wahrheiten einzudringen: so bedürften wir keines andern Beweises, daß diese Lehre von Gott sei, als diese Lehre selbst; so bin ich es gewis, daß sie nur bekannt sein dürfte, um von Jedermann für wahr und göttlich angenommen zu werden, wenn anders nicht Leidenschaften die Erkenntnis der Wahrheit verhinderten. Auch berief sich Jesus mehreremale auf diesen Gehalt seiner Lehre, und forderte sogar seine Feinde auf, ihm einen Irrthum vorzuwerfen. Er sowohl, als in der Folge seine Schüler wünschten daher den Menschen nur immer die gehörigen Einsichten, um die Vortreflichkeit des Christenthums einzusehen; mehr als einmal geben sie es zu verstehen, daß sie wünschten, die Menschen möchten der Lehre, die sie vortrugen, vorzüglich deswegen ihren Beifall geben, weil sie die Richtigkeit derselben einsähen. Dreist kann daher der Christ Jeden auffordern, gegründeten Tadel gegen das Chri-

sten-

stenthum vorzubringen, und an die Stelle der getadelten Lehre eine bessere zu sezzen, und er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er durch jeden Angriff nur noch mehr an Festigkeit in seinem Glauben gewinnen wird, weil die Schwäche des Angriffs bald sichtbar werden wird.

Jesus selbst war aber auch die Person, von der allein ein solcher Unterricht kommen, welcher allein uns von diesen Dingen einen sichern und gründlichen Unterricht ertheilen konnte. Joh. 1, 18. Ich schweige davon, daß er eine göttliche Natur an sich hatte, und erinnere blos daran, daß er auch als Mensch mit außerordentlichen Geistesgaben von der Gottheit ausgerüstet worden, daß er es war, auf welchen die Menschen schon so viele Jahrhunderte vorher aufmerksam gemacht worden waren, daß er eben deswegen, weil die Gottheit so viel durch ihn ausrichten wollte, vorzugsweise den Namen Christus, oder Messias bekam, daß er endlich eine Menge außerordentlicher Thaten verrichtete, und daß dieses alles ein Beweis ist, er habe mit der Gottheit in der innigsten Verbindung gestanden. Nicht alle Menschen besizzen das Vermögen, und viele auch nicht zu allen Zeiten, die Richtigkeit einer Sache aus ihren innern Gründen zu erkennen, ja man kann behaupten, daß dieses Leztere nur das Erbtheil sehr Weniger ist, der gröste Theil, ja in gewissen Augenblikken alle Menschen müssen zu ihrer Beruhigung und Ermunterung ein Ansehen haben, worauf sie sich stüzzen. Und welches Ansehn wäre wohl wichtiger und zuverläßiger, als

das Ansehn Gottes? Oder vielmehr, giebt es wohl überall ein gültiges Ansehn, außer dem Ansehn Gottes? Genügt es uns wohl, zu wissen, daß dieser oder jener weise Mann Etwas gesagt habe, und halten wir es nicht für Recht und Pflicht, die Gründlichkeit seines Unterrichts erst sorgfältig zu untersuchen, ehe wir ihm glauben? — Dank also der weisen Fürsehung, daß sie einen Mann auftreten lies, der es mit so vielen und so außerordentlichen Beweisen darthat, er sei von Gott gesandt, und rede nur im Namen Gottes, daß es auch dem Zweifelsüchtigsten, wenn er nur sonst keine Ursachen hat, bei seinen Zweifeln zu verharren, leicht werden mus, sich von dieser wichtigen Wahrheit zu überzeugen.

Da sich aber Jesus, wenn er selbst die Welt hätte unterrichten wollen, auch wenn er noch so lange hätte leben können, nur um einen kleinen Theil der Menschen durch seinen Unterricht verdient zu machen im Stande gewesen wäre: so erwählte er bekanntlich eine kleine Zahl der edelsten und rechtschaffensten Männer, die er stets um sich hatte, und auf alle Art zu Verbreitern seiner Lehre, zu Lehrern der Welt zu bilden suchte. In der That würden alle Bemühungen Jesu zur Erleuchtung der Menschen, wo nicht unnüz, doch sehr langsam wirkend und vielleicht gar verloren gewesen sein, wenn er diese Einrichtung nicht getroffen hätte. Mit welcher Sorgfalt und Zärtlichkeit er aber während seines ganzen Wandels auf Erden für die Ausbildung dieser seiner Schüler bemüht war, und wie er sie sogar nach sei-

nem

nem Hintritte von dieser Erde noch völlig geschikt zu dem Amte machte, das er ihnen anvertrauet hatte, ist bekannt genug, so wie uns auch die Geschichte einen hinlänglichen Beweis für die Zweckmäßigkeit dieser Anstalt darbietet.

Zu unterrichten suchte also Jesus die Welt, und es ist gewis, daß er sich allein dadurch schon unaussprechliche Verdienste um die Menschen erworben hat. Dieses kann Niemanden deutlicher sein, als dem, welcher mit dem Zustande und den religiösen Vorstellungen der Menschen vor und zu den Zeiten Christi genugsam bekannt ist, und die damaligen Menschen mit den izzigen vergleichen kann, oder der auch nur eine Vergleichung zwischen den heutigen Menschen, die der Lehre Jesu folgen, und denen, die ihr nicht folgen, anstellen will. Außerordentlich groß ist der Abstand, der sich zwischen Beiden findet, und fast getraue ich mirs, zu behaupten, daß der ungebildetste Christ würdigere Vorstellungen von Gott, und in dem, was er glaubt, wenigstens mehr Sicherheit und Festigkeit hat, als der gelehrteste Heide, geschweige denn das übrige Volk hatte, daß er mit ungleich ruhigerm und festerm Blik in die Zukunft schauen, daß er weit richtigern Grundsäzzen in seinem Verhalten folgen kann, als jeder Andere. Ganz gewis aber glaube ich, daß es mir nicht schwer werden sollte, zu zeigen, daß selbst diejenigen, welche in neuern Zeiten blos aus der Einrichtung der Welt und der Natur des Menschen richtigere Säzze und Verhaltungsregeln, als ehedem, gefolgert haben, dem Christen-

thume, das sie nun nicht selten entbehren zu können glauben, sehr vielen Dank schuldig sind, und daß wir mit dem Verluste des Christenthums, wenn auch nicht in die alten, doch gewis in neue Arten der Barbarei versinken würden. Und gleichwohl war das Christenthum immer so verunstaltet, immer folgte man demselben noch so wenig. Was würde erst aus dir werden, Menschheit, wenn du es ganz in seiner Lauterkeit hättest, und demselben in allen Stükken Folge leisten wolltest! Preisen wir izt schon den Schöpfer des Himmels und der Erden, den Vater aller seiner Geschöpfe für die große Wohlthat, die er uns durch die Sendung seines Sohnes Jesu Christi erwiesen hat, o! so würde dann unser Herz für diesen außerordentlichen Beweis seiner Weisheit und Güte noch weit mehr des innigsten Dankes und der tiefsten Verehrung gegen denselben voll werden.

Aber Jesus Christus unterrichtete nicht blos, er war es auch, der sich vorzüglich nach dem richtete, was er lehrte, der dem, was er vorschrieb, selbst mit der grösten Pünktlichkeit nachkam, und der durch sein Beispiel nicht weniger, als durch seine Lehre, auf seine Zeitgenossen und seine Schüler wirkte. Dieses beweist hinlänglich sein Leben und sein ganzes Betragen, wie es uns in den vier Evangelien beschrieben wird. Selbst seine Wunderthaten, was waren sie anders als Wohlthaten, die er einzelnen Personen oder ganzen Haufen von Menschen erwies? Nie verrichtete er ein Wunder, um damit zu pralen, eher verbot er wohl die Verbreitung eines seiner wohlthätigen Wunder, und wies immer

mer die, bisweilen auch hämischlauernde, Neugierde derer zurük, die ein unnüzzes Wunder von ihm verlangten, lies sich aber auch auf der andern Seite durch die zu fürchtende üble Deutung seiner Handlungen, und der für ihn daraus entspringenden Gefahr nicht abhalten, auf diese Art wohlzuthun, so bald sich ihm Gelegenheiten darzu zeigten. Kaum eine Einzige seiner Wunderthaten wird man anführen können, die nicht an und für sich selbst wohlthätig gewesen wäre, auch wären andre Wunderthaten zur Erreichung seiner Absicht, seine göttliche Sendung zu erweisen, in der That nicht nöthig gewesen, da man dieses an seinen wohlthuenden Wunderthaten zur Genüge erkennen konnte, und da man, wenn man um dieser willen nicht glauben wollte, ganz gewis auch um andrer Wunder willen ihm seinen Beifall nicht würde gegeben haben. So wie Jesus aber hier nur blos für die Menschen zu leben und ihr Wohl zur Absicht zu haben schien, so war dieses auch in aller andern Hinsicht der Fall. Daher kam es, daß seine Schüler bei dem Gedanken an ihn so begeistert waren, daß sie ihn mit den grösten Lobsprüchen belegten und in den erhabensten Ausdrükken von ihm redeten, daß Petrus von ihm rühmte, er sei umher gezogen, habe wohlgethan und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren, (an schweren Krankheiten litten,) Ap. Gesch. 10, 38., daß Johannes sagte, wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, Joh. 1, 14., und daß in diesem Tone alle seine Schüler von

ihm

ihm redeten, und sich nicht scheueten, sogar vor seinen erklärtesten Feinden diese Sprache zu führen. Und in der That hat es auch noch kein Feind Jesu gewagt, ihm seinen edlen Charakter abzusprechen, sogar diejenigen, welche alles versuchten, um eine Ursache zu seiner Hinrichtung ausfindig zu machen, wagten es nicht, ihm seines Lebens wegen Vorwürfe zu machen, nur zu einer elenden Verleumdung, zu welcher sich gar kein Grund fand, musten sie ihre Zuflucht nehmen, und diese sogar durch den Tumult des ihnen ergebnen und von ihnen aufgehezten Theils des Volks unterstüzzen, um ihre Absicht zu erreichen. Der beste Mensch, der je gelebt hat, war Jesus, und wie dieses ein vorzüglicher Grund der unverrükten Anhänglichkeit seiner Schüler an ihm, und ihres Bestrebens, ihm nachzufolgen, war, so würde gewis selbst kein Feind des Christenthums, der mit dem Leben Jesu hinlänglich bekannt wäre, und seinen Charakter nach den Erzählungen, die uns seine Schüler von ihm hinterlassen haben, richtig beurtheilte, Etwas darwider einzuwenden haben, wenn wir Jeden zur Nachfolge Jesu ermunterten, und allen denen, die mit der Geschichte Jesu sattsam bekannt sind, die Regel gäben, daß sie bei jedem zweifelhaften Falle sich nur fragen sollten, wie wohl Jesus in diesem Falle gehandelt haben würde? und nach der Antwort, die sie sich darauf ertheilen würden, ihr Betragen einrichten sollten. Gewis, Jesus hat schon durch sein ermunterndes Beispiel sehr viel Gutes unter den Menschen hervorgebracht, er kann und wird dadurch desselben noch viel mehr hervorbringen,

bringen, des Bösen hingegen immer mehr von der Erde verbannen, und auch dadurch der gröste Wohlthäter der Menschheit sein und werden.

Nicht selten mus man jedoch, wenn man zur Nachfolge Jesu ermuntert, die Einrede hören: Ja, Jesus war auch Gott, er konnte freilich manches, was wir nicht zu thun vermögen, er kann unmöglich immer unser Muster sein. Da dieser Einwurf, wie alle die wissen werden, welche mit der Welt bekannt genug sind, in der That die Kraft des Beispiels Jesu sehr schwächt: so würde man sich gewis um die sittliche Verbesserung der Menschen nicht wenig verdient machen, wenn man ihnen die fehlerhafte Vorstellung, in Jesu auch während seines Erdenlebens nur immer einen Gott zu sehen, benehmen könnte. Denjenigen unter meinen Lesern, welchen diese Vorstellungsart eigen ist, sehe ich mich daher genöthigt, hier zu sagen, daß Sie sich Jesum, so lange er auf Erden lebte, blos als einen Menschen denken müssen, so fern Sie sich ihn nach seinem Charakter und gewöhnlichen Betragen vorstellen. Genos er auch bei dem Vortrage seiner Lehre und bei seinen außerordentlichen Thaten einer außerordentlichen göttlichen Unterstüzzung: so müssen wir ihn uns doch außerdem während seines Erdenlebens blos als einen gewöhnlichen Menschen denken, der, ob er gleich wirklich nicht fehlte, doch fehlen konnte, wie könnte es ihm sonst in der heiligen Schrift so oft zum Lobe angerechnet werden, daß er nie gefehlt hätte? Auch die Apostel wurden von der Gottheit außerordentlich unterstüzt, und doch waren sie fehlerhafte Menschen und fehlten

wirk-

wirklich. Gal. 2. 11 ff. 1. Joh. 1. 8 ff. War also Jesus Christus auch gleich der göttlichen Natur theilhaftig: so half ihm doch dieses bei seinem menschlichen Wandel auf Erden nichts, er entäußerte sich selbst, lebte blos als Mensch, Phil. 2. 5—8, wir müssen und können ihm daher auch nach seiner und seiner Schüler Ermahnung nachzufolgen uns bestreben, und auch uns durch das Beispiel Jesu, das theils unmittelbar, theils mittelbar schon so viel Gutes gewirkt hat, zu allem Guten ermuntern.

Dieser Jesus, der seiner Lehre und seines erhabenen Beispiels wegen unsre unbegränzte Bewunderung und Ehrfurcht verdient, war aber doch den Juden nicht so allgemein anständig, als man es wohl erwarten sollte! Es ist bekannt genug, daß die Ursache darinne lag, weil das Jüdische Volk von dem erwarteten Meßias vorzüglich zeitliches Wohl hofte, und deswegen glaubte, daß er als ein weltlicher König auftreten würde, der es von der Herrschaft der Römer befreiete, eine Hofnung, welche zu erfüllen Jesus freilich nicht die geringste Lust bezeigte. Noch weniger waren aber die Obersten der Juden mit ihm zufrieden. Diese hatten immer geglaubt, der Messias würde sich an Sie wenden und unter ihrer Mitwirkung das große Werk ihrer Befreiung von der Herrschaft der Römer und der Erhebung des Jüdischen Volks zu dem ersten Volke der Erde ausführen, ihnen selbst aber eine außerordentliche Gewalt, Ehre, Glanz und Güter dieser Erde aller Art verleihen. Von diesem allen sahen sie nun bei Jesu nichts, ja sie musten sogar

zu ihrem grösten Verdrusse wahrnehmen, daß sich Jesus an das Volk wendete, wodurch allein schon und noch mehr durch die Lehre, die er vortrug, ihr Ansehn gewaltig leiden muste. Verderbt und auf sinnliche Vergnügungen gerichtet war der ganze Sinn des Volks, am meisten aber seiner Obersten, in der Befriedigung seiner sinnlichen Begierden sezte man seine ganze Seligkeit, nothwendig muste also Jesus, da er keine jener Hofnungen erfüllte, und vorzüglich auch den genannten Fehler tadelte und ihm entgegenarbeitete, denen, die ihm ergeben waren, und folglich grade den Großen am meisten verhaßt werden, eben bei diesen konnte er den wenigsten Eingang finden, ihre Leidenschaften verblendeten ihre Augen, daß sie nicht sahen, und, so oft sich ihnen auch der Gedanke aufdringen mochte, daß Jesus von Gott sei, so hasten sie ihn doch, je schreklicher ihnen die Wahrheiten waren, die er vortrug, immer mehr, sie suchten sich selbst durch alle nur mögliche Mittel zu betäuben, und, da sie es erst dahin gebracht hatten, — welches bei ihnen auch gar nicht schwer halten konnte, — es unglaublich zu finden, daß Jesus der Christ sei, endlich sogar den Mann, der ihnen so viele Unruhe machte, der sie in dem Genusse ihrer äußerlichen Ehre und and'rer Vorzüge so sehr störte, aus dem Wege zu räumen, es koste, was es wolle. Daß ihnen dieses endlich und durch die Verrätherei des Judas Ischarioth, eines Schülers Jesu, der hernach die Unschuld desselben auf die auffallendste Weise darthat, so gar ohne eine dadurch verursachte Bewegung des Volks gelang, ist bekannt genug. Auch

weis

weis es Jedermann, daß Jesus durch den Kreuzestod, eine bei den Römern gewöhnliche Art, ihre Sklaven hinzurichten, so sehr und so lange sich auch der Römische Statthalter, Pontius Pilatus, weigerte, ihn darzu zu verdammen, aus dem Wege geräumt wurde.

Warum suchte sich aber Jesus nicht zu retten, er, der so viele Weisheit und Macht besaß, und wie konnte die Fürsehung geschehen lassen, daß ein Mann, wie Jesus, der der Welt noch so nüzlich hätte werden können, und den sie selbst unter die Menschen gesendet hatte, von Bösewichtern auf eine so schändliche Art ums Leben gebracht wurde? Weil Jesus sich nicht retten wollte, und nach den Absichten Gottes auch nicht retten sollte, da er ganz vorzüglich auch durch einen solchen Tod der Menschheit nüzlich werden sollte.

Wie leicht sich Jesus hätte retten, ja sogar einen Aufstand des Volks zu seinem Vortheile veranlassen können, weis ein Jeder, der mit der Geschichte der Tage bekannt ist, in welchen er starb. Dieses war aber so wenig seine Absicht, daß er sogar seinem Tode entgegen gieng, daß er, was vielleicht selbst dem Judas unmöglich gewesen wäre, seinen Feinden Gelegenheit verschafte, ihn in der Stille zu greifen, daß er sich ihnen, um allem Auflaufe vorzubeugen, endlich selbst überlieferte und seinen Schülern allen Widerstand verbot. Aber warum das? Weil er das, was er durch Unterricht bewirken konnte, bereits bewirkt und dafür gesorgt hatte, daß seine Lehre, auch ohne selbst noch länger unter den Menschen zu leben, nicht wieder zu Grunde gehen, sondern

dern verbreitet und der göttlichen Absicht gemäs, so viel es der Lauf der Dinge zulies, allgemein werden konnte, und weil er wuste, daß er auch deswegen in die Welt gekommen sei, um zum Besten der Menschen zu sterben und sie besonders durch seinen Tod von den Strafen ihrer Sünden zu befreien.

Da aber die lezte Absicht des Todes Jesu nicht selten und zwar mit der grösten Heftigkeit bestritten worden ist: so will ich hier, ehe ich noch die übrigen Vortheile dieses Todes aufzähle, so viel in der Kürze geschehen kann, zuerst die Einwürfe, die man dagegen gemacht hat, angeben, sodann aber auch, weil alle diese Einwürfe ihr Dasein einer freilich ehemals und vielleicht auch izt noch, wenigstens bei denen, die ihre Religionsbegriffe noch nicht zu reinigen gesucht haben, herrschenden sehr sonderbaren Vorstellungsart besonders von den Ursachen der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden zu danken haben, die ganze Sache etwas genauer bestimmen und auseinander sezzen, um dadurch sowohl die Nichtigkeit jener Einwendung zu zeigen, als auch darzuthun, wie wenig diese Lehre des Christenthums der Vernunft zuwider sei, und zulezt einige Schriftstellen anführen, in welchen sie mit großer Deutlichkeit vorgetragen wird.

Man leugnet es also, daß der Tod Jesu auch die Absicht gehabt hätte, die Menschen von den Strafen ihrer Sünde zu befreien, weil dieser Tod zu dem genannten Endzwekke gar nicht nöthig gewesen wäre und die angegebnen Ursachen von der Nothwendigkeit desselben,

ben, einer gereinigten Vorstellung von Gott und aller Vernunft widerstritten — weil er, wenn er zu der genannten Absicht nöthig gewesen wäre, doch auf alle Fälle unzulänglich sein müste — weil endlich der Tod Jesu, wenn man ihm den erwähnten Vortheil zuschriebe, der Moralität der Menschen nachtheilig sei und ihr auch wirklich schon viel geschadet habe. Nöthig sei der Tod Jesu zur Vergebung der Sünden der Menschen auf alle Fälle nicht gewesen, weil die Gottheit durchaus durch die Sünden der Menschen nicht könne aufgebracht werden und weil sie die Menschen nie aus Rachbegierde, sondern, wenn es ja geschähe, blos zu ihrer Besserung strafe, woran Niemand zweifeln könne, der sich nur eine erträgliche Vorstellung von der Gottheit und dem Verhältniß des Menschen zu derselben mache. Es müsse daher der Gottheit, wenn sie auch unter gewissen Umständen den Sünder zu strafen für gut fände, bei Veränderung dieser Umstände allemal frei stehen, die Strafe aufzuheben, ohne daß erst ein Unschuldiger anstatt der Schuldigen aufgeopfert und dadurch ihre Rache befriedigt würde. Die Vorstellung vom Stellvertretenden Tode sei auch deswegen ganz unvernünftig, weil er gegen alle Begriffe von Gerechtigkeit streite, und weil man annehmen müste, daß sich Gott, wenn er einen Unschuldigen statt der Schuldigen strafte, eine falsche Vorstellung machen und Jenen für diese anzusehen genöthigt sei. Hierzu komme noch, daß es selbst der Gottheit, wenn sie nicht unaufhörlich Wunder thun wolle, unmöglich sei, die Strafen der Sünden aufzuheben, da jede Sünde

sich selbst bestrafe und den Zustand des Sünders unausbleiblich verschlimmere. Wenn man aber auch zugeben wollte, daß Gott die Sünden der Menschen auch außer den übeln Folgen, die sie nothwendig nach sich ziehen, noch außerordentlich bestrafe, und daß er keine Sünde, ohne sie so bestraft zu haben, vergeben könne: so sei doch der Tod Jesu unzulänglich, und könne wenig oder nichts helfen; da es durchaus unmöglich sei, daß Jesus in dem kurzen Zeitraume, da er litte, alle Sünden aller Menschen aus allen Zeiten habe auf sich nehmen und alle Strafen derselben, die in Zeit und Ewigkeit den Sündern dafür hätten auferlegt werden müssen, in ihrer ganzen Größe und Ausdehnung erdulden können. Die Strafen der Sünden also, die Jesus nicht erduldet, müsten doch noch bestraft, oder, wenn dieses nicht durchaus nöthig wäre, von der Gnade Gottes ohne Genugthuung vergeben werden. Die Lehre von dem Stellvertretenden Tode Christi sei aber auch für die Moralität der Menschen von sehr großem Schaden, da der Sünder, statt sich zu bessern, durch dieselbe vielmehr die Freiheit, immer mehr zu sündigen, zu erhalten scheine. Es müsse überhaupt mehr zur Verbesserung der Menschen beitragen, wenn sie für ihre Sünden selbst gestraft würden oder dafür gestraft zu werden fürchteten, als wenn sie wähnten, ein And'rer habe die Strafen, die sie verdienten, auf sich genommen und sie dadurch von denselben frei gemacht.

Meine Leser werden es bemerken, daß diese Einwürfe allerdings vielen Schein haben und daß es eben

deswegen nicht zu verwundern ist, wenn die Lehre vom Stellvertretenden Tode Christi von so vielen aufgegeben, und der Glaube an das Verdienst unsres Heilandes so schwach und wankend wurde. Lassen Sie uns daher sehen, ob wohl diese Einwürfe auch bei einer richtigern Vorstellungsart vom Stellvertretenden Tode Christi, als bis izt vielleicht herrschend war, noch immer statt finden, und ob sie sich überhaupt nicht befriedigend beantworten lassen möchten. Wir nehmen also allerdings an, daß Christus jenes grausamen Todes gestorben ist, damit es möglich würde, daß uns Gott die Strafen unsrer Sünde erlassen könnte, daß er litt, damit wir frei werden könnten. Damit behaupten wir aber nicht, daß Jesus Christus alle Strafen, welche die Menschen von jeher durch alle ihre Sünden verdient haben und noch verdienen werden, in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe erduldet habe, dies war allerdings unmöglich, aber auch, wie wir hernach sehen werden, unnöthig, und die Schrift sagt in der That kein Wort davon. Eben so wenig halten wir es für nöthig, daß sich Gott dabei den unschuldigen Jesus als einen Sünder gedacht, sondern wir behaupten nur, daß er nach seiner Weisheit diesen Tod als ein Mittel gewählt habe, durch welches es nach der Einrichtung, die er mit den Menschen getroffen, möglich ward, ihnen die Strafen ihrer Sünden zu erlassen. Wir wollen endlich keineswegs behaupten, daß durch den Tod Jesu alle Strafe der Sünde aufgehoben sei, es ist sicher, daß die Gottheit dann stete Wunder thun und die menschliche Natur des Sünders bei jeder Sünde umschaffen müste, die natürliche Strafe der Sünde wird also den Sünder immer

treffen. Allein diese Strafe verliert bei dem Christen die Natur der Strafe, ihm wird sie ein Antrieb zu desto größerm Eifer in der Besserung, und er fürchtet auch sonst nichts weiter, denn die willkührlichen*) Strafen, die Gott bei jeder Sünde über den Sünder verhängen kann, obgleich nicht immer verhängen mus,**) sind es recht eigentlich, von welchen der Tod Jesu die Menschen befreiet hat. Es kann Ihnen nicht entgehen, daß blos durch diese nähere Bestimmungen schon einige von jenen Einwendungen wegfallen.

Die wichtigsten dieser Einwendungen, so wie gewissermaaßen auch diejenigen, die ich so eben abgelehnt habe, waren aber von den gewöhnlich angegebenen Ursachen der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden hergenommen, es wird daher vorzüglich nöthig sein, uns mit der Untersuchung dieser Ursachen zu beschäftigen, wenn jene Einwürfe mit Gründlichkeit sollen widerlegt werden können. Es ist wohl gewis, daß man auf einen großen Theil dieser Einwürfe nicht einmal hätte fallen können, wenn man sich immer an die Aussprüche der Schrift gehalten hätte, die keine and're Ursachen des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden der Menschen kennt, als die Liebe Gottes und Jesu Christi auf der einen, und auf der andern Seite die Verbesserung der Menschen, oder wenn man nur ihre Aus-

*) M. s. die Abhandl. vom Bösen überh. ꝛc. besonders S. 233 — 237.

**) M. s. das 4te Gesp. über Gott. S. 108 — 124. wo alle die Grundsäzze angegeben sind, auf denen wir hier bauen werden.

sprüche zum Grunde gelegt und darauf weiter fortgebauet hätte. Allein wer wüste es nicht, daß man eine Menge Sachen erdichtet und sie wohl gar aus der Schrift abzuleiten, oder vielmehr in dieselbe hineinzutragen gesucht hat, wodurch diese Lehre so verunstaltet worden ist, daß sie freilich vielen ein Anstoß werden muste. Da man aber dieselbe, wie Sie bemerkt haben werden, besonders durch Grundsäzze der Vernunft zu bestreiten gesucht hat, und sich das Christenthum auf dergleichen spizfindige Untersuchungen gar nicht einläst, sondern dieselben dem Scharfsinne der Menschen überläst: so werden wir auch hier, wenn wir die Ursachen der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden herauszubringen suchen, vorzüglich mit Waffen der Vernunft streiten, in der Hofnung, daß die Vernunftmäßigkeit dieser Lehre des Christenthums dadurch am besten dargethan sein wird.

Es ist gewis, daß der Tod Jesu, in Ansehung der Sündenvergebung, nicht etwa deswegen nöthig war, damit der Zorn Gottes besänftigt und seine Rache befriedigt würde. Nur der wird zornig und rachgierig, welchem wir Schaden zufügen, den wir in seinen Unternehmungen stören, dessen Absichten wir mit wenigstens einigem Erfolge entgegenarbeiten. Wer sind aber wir, daß wir könnten Gotte wehren, und ihn dadurch zum Zorne reizen? Nicht der Zorn Gottes heischte dieses Opfer, und das N. T. giebt uns keine Gelegenheit, uns eine so unwürdige, ja die Gottheit lästernde Vorstellung von der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Vergebung unsrer Sünden zu machen, vielmehr stellt es uns, wie

schon erinnert worden ist, den Tod Jesu als einen Beweis der Liebe Gottes und Jesu selbst dar. Eben so wenig machte irgend eine Eigenschaft Gottes, die so gleichsam mit einer andern im Widerspruche gestanden hätte, diesen Tod zu der genannten Absicht nothwendig, nicht seine Gerechtigkeit, die gleichsam der Liebe entgegengesezt wäre, forderte ihn, sondern, wenn wir ja besondere Eigenschaften nennen sollen: so forderte ihn seine Liebe eben so gut, eben so dringend, als seine Gerechtigkeit, oder besser, die Absicht Gottes mit den Menschen, die Bestimmung dieser Leztern forderte ihn, und die Gottheit suchte dabei so wenig Etwas für sich, als da sie sich den Menschen bekannt machte und ihnen Verhaltungsregeln vorschrieb. Was also die Gottheit selbst betraf: so konnte sie für sich allerdings den Menschen ihre Sündenstrafen, durch die sie so nichts gewinnt, nichts gewinnen will, nichts gewinnen kann, sondern in der That die Menschen zu bessern die Absicht hat, erlassen, ohne daß erst Jesus gestorben wäre. Sie hatte bereits Sünde vergeben, Röm. 3, 24. und war bereit, Sünde zu vergeben, noch ehe Jesus starb, und eben diese Bereitwilligkeit lies sie den Tod Jesu veranstalten.

Allein eben der Umstand, daß Gott die Menschen nur immer verbessert wissen will, daß alles in der Welt darzu dient, sie weiser und tugendhafter, und folglich auch glükseliger zu machen, und daß die Gottheit kein Mittel ungebraucht läst, die Menschen zu diesem Ziele zu führen, daß sie sie eben deswegen auch bisweilen ausserordentlich belohnt oder bestraft, und der Natur des

Menschen schon eine Einrichtung gegeben hat, nach welcher gute Handlungen eine gewisse beseligende Zufriedenheit und frohe Hofnung, böse aber nagende Vorwürfe und bange Erwartungen zur Folge haben, welches alles ich in dieser Schrift überall erwähnt und gezeigt habe, dieses, sage ich, ist es, was nach meiner Uiberzeugung den Tod Jesu nothwendig machte, und die Gottheit verhinderte, den Menschen die Vergebung der Sünden mit Aufhebung aller andern Einrichtungen, durch deren Befolgung man diese Vergebung erhalten zu können glaubte, eher ankündigen zu lassen, als sie denselben veranstaltet hatte. Folgende Anmerkungen werden darzu dienen, meine Meinung ins Licht zu sezzen und zu erweisen. Sezzen Sie also einmal den Fall, daß die menschliche Vernunft nach vielen und langen Bemühungen den Saz gefunden hätte, oder daß es der Menschheit im Namen Gottes bekannt gemacht worden wäre, Gott würde keine Sünde der Menschen ausserordentlich bestrafen, wenn sie sich nur besserten, und fragen Sie sich selbst, was die Bekanntmachung einer solchen Lehre für eine Wirkung gehabt haben würde? Ganz offenbar würde man zwar in derselben einen neuen sehr starken Beweis der unendlichen Liebe und Güte Gottes zu dem Menschengeschlechte gefunden haben, aber auch nur den Beweis einer Liebe, die der Liebe schwacher und allzuzärtlicher Aeltern ähnlich gewesen wäre, welche es nicht über sich vermögen, ihre Kinder durch die Bestrafung ihrer Fehler von denselben zu entwöhnen, um ihnen ja nicht wehe zu thun, auf keine Art

aber

aber einen Beweis des Ernstes, mit welchem Gott das Böse vermieden und das Gute gethan wissen will. Der rohe und ungebildete Mensch besonders, welcher den genauen Zusammenhang zwischen der Tugend und wahrer Glükseligkeit noch nicht einsehen gelernt hat, würde, wenn ihm auch gleich nur unter der Bedingung der Besserung die Vergebung seiner Sünden versprochen worden wäre, doch immer noch glauben, daß es damit schon noch Zeit sein würde, er würde im Vertrauen auf die Güte Gottes sich immer fort, besonders bei den vielen Lokkungen zur Sünde und dem Sinnlichangenehmen, das gemeiniglich mit dem Genus unerlaubter Dinge verbunden ist, dem Bösen ergeben, und gewis in dem sonderbaren Wahne stehen, daß es damit wohl nicht so gar viel zu bedeuten haben werde. Nicht allein aber für den Rohen und Ungebildeten würde der Lehrsaz: Gott wolle, im Fall der Besserung, ohne alle weitere Bedingung Sünde vergeben, äußerst gefährlich, er würde selbst dem Weisesten und Besten unter den Menschen nachtheilig sein. Die Reizungen zum Bösen sind bisweilen so allgewaltig, die Beobachtung des Guten fällt uns bisweilen so schwer, daß es, auch bei der festesten Uiberzeugung von der Thorheit, der man sich durch jede Sünde schuldig macht, und von der Weisheit, die man durch Uibung der Tugend beweist, und somit von der Nothwendigkeit, Tugend zu üben und Laster zu meiden, nicht selten einer besondern Aufmunterung zum Guten und einer Abmahnung vom Bösen bedarf. Könnte sich also selbst der beste Mensch über-

zeugen, daß Gott auf erfolgte Besserung in keinem Falle die alten Sünden strafen, sondern unbedingt Sünde vergeben würde: so könnte es nicht fehlen, daß er sich nicht manchmal, daß er sich nicht weit öfter vergäße, als es nun geschehen kann, wenn er sich die Absicht des Todes Jesu richtig vorstellt, und sichs denkt, wie ernstlich die Gottheit durch denselben erklärt hat, daß ihr das Böse an dem Menschen durchaus zuwider sei, daß sie nur das Gute wolle, und alle Mittel, selbst die Bestrafung des Sünders benuzzen werde, um diese Absicht zu erreichen. Ich habe es nämlich schon bemerkt, *) daß die Gottheit zur Erreichung ihrer Absichten mit den Menschen zwar nicht jede einzelne Sünde strafen müsse, daß sie aber doch den Menschen, der sich durch nichts wolle bessern lassen, auch durch Strafen zur Besserung bringen würde, und daß daher ein Jeder, der sich so nicht bessern wolle, wirklich Strafe zu fürchten habe. Die Gottheit hat auch in der That unsre Natur so eingerichtet, daß wir dieses bei jeder Sünde fürchten. Konnte sie nun wohl blos auf unsre Beruhigung bedacht sein, und ihr eigen Werk zerstören? Muste sie nicht vielmehr, wenn wir denn ja beruhigt werden sollten, nicht auch zugleich durch irgend eine Anstalt erklären, daß sie gewis strafen würde, und daß der Böse bei jedem Bösen, das er thue, sich allerdings zu fürchten Ursache habe? Und sehen Sie, das soll der Stellvertretende Tod Jesu thun. Dieser soll uns zwar zeigen, wie Gott bereit sei, Sünde zu vergeben, und uns keines-

*) S. 109 ff.

keineswegs für jede einzelne Sünde, wenn wir uns bes-
sern, zu strafen geneigt sei; er soll uns aber auch den
Nachtheil der Sünde deutlich machen, und ein Beweis
sein, wie Gott die Bestrafung der Sünde, wenn auch
gleich hinterher Besserung erfolgte, nicht unbedingt auf-
heben konnte. Die Ursachen, warum Gott durch den
Tod Jesu dieses so auffallend zeigte, und folglich die
Weisheit der Veranstaltung dieses Todes, werden dar-
aus hinlänglich deutlich sein, und ich fasse zur desto leich-
tern Uibersicht die Hauptsache hier nur noch einmal kurz
zusammen. Nothwendig war also der Tod Jesu, um
den Menschen zu zeigen, daß Gott, bei aller Geneigt-
heit, Sünde zu vergeben, sie doch, auch bei nachfolgen-
der Verbesserung, nicht unbedingt vergeben könnte, weil
Alle wissen müssen, daß vor Gott alle Sünde strafbar
sei, und Besserung nicht verschoben, sondern so bald als
möglich angefangen und mit allem Eifer fortgesezt wer-
den müsse, weil also die Gottheit einen Beweis geben
muste, wie sehr ihr das Böse zuwider sei, und mit wel-
chem Ernste sie das Gute und die Befolgung ihrer Ge-
sezze wolle.

Die Absicht der Gottheit würde aber weit besser er-
reicht werden, wenn sie jeden Menschen seiner Verge-
hungen wegen selbst und zwar so gleich strafte. Außer
dem, was ich schon S. 109 ff. darüber angemerkt habe,
bitte ich meine Leser, noch Folgendes zu bedenken. Ohne
Vergehungen bleibt kein Mensch. Sollten nun alle
wegen aller ihrer Sünden bestraft werden, oder Strafe
zu fürchten haben: so möchte das die Verbesserung der

Men-

Menschen nicht nur nicht befördern, sondern dieselbe vielmehr erschweren, weil die Angst, in der sie unaufhörlich schweben müsten, wahrscheinlich alle vernünftige Uiberlegungen und Handlungen verhindern, die Menschen endlich selbst in Verzweiflung stürzen, und betäuben würde, so daß sie vielleicht zulezt selbst die Strafe, die sie zu fürchten hätten, verachteten und sich völlig ihren bösen Neigungen überliessen, keineswegs aber mehr darauf dächten, wie sie gut handeln wollten. Statt durch Strafen verbessert zu werden, würden sie vielmehr verstokt und verschlimmert werden. Von der elenden Tugend, die daraus entstünde, wenn ja eine dadurch erzeugt würde, sage ich nichts, es ist schon am angeführten Orte die Rede davon gewesen. Ich erinnere hier übrigens noch einmal daran, daß wir keineswegs glauben sollen, Gott wolle alle Sünden bestrafen, sondern nur so viel, daß er sogar durch harte Mittel bessern werde, und daß er nur wolle, wir sollen seinen Ernst erkennen, mit welchem er unsre Besserung wolle, und daß, um dieses zu zeigen, gewis kein schiklichers Mittel gewählt werden konnte, als der Tod Jesu, um welches willen wir, wenn wir uns nun wirklich bessern, von Sündenstrafen frei werden sollen.

Gesezt jedoch, es gäbe Menschen, welche bei jeder Bemerkung eines Fehlers an sich, auch ohne Strafe zu fürchten, unabläßig mit dem grösten Eifer daran arbeiteten, denselben abzulegen und in aller Absicht besser zu werden, ohne darzu eines besondern vom Tode Jesu hergenommenen Antriebes bedürftig zu sein: so würde, ob

gleich

gleich um dieser wenigen unter vielen Millionen willen schon an sich eine wichtige Verbesserungsanstalt für die ganze Menge nicht von der Gottheit bei Seite gesezt werden konnte, doch auch um ihrer Vergehungen willen, wenn sie vergeben werden sollten, der Tod Jesu nothwendig gewesen sein. Schon bei den Menschen wird der Verbrecher nicht blos um sein selbst willen, sondern auch zur Warnung für And're gestraft, und offenbar kann die Gottheit, wenn auch die Bestrafung des Sünders als ein Besserungsmittel von ihr gebraucht wird, das Mittel, durch die Bestrafung des Sünders auch And're von eben dieser Sünde so wohl, als von andern Vergehungen abzuschrekken, nicht ungebraucht lassen. Traf also Gott nicht eine Anstalt, wodurch ihr Ernst, mit welchem sie das Gute will, ins Licht gesezt wurde: so muste nothwendig auch der beste Mensch, wenn er einmal etwas Böses that, um dieses Bösen willen bestraft werden, weil ein And'rer, der es bemerkte, dadurch zu dem nemlichen Bösen gereizt werden konnte, wenn er ihn ohne Strafe bleiben sahe, und dieses grade dann am meisten, wenn er den Menschen, den er das Böse thun sahe, für gut hielt, und nun auf den Gedanken kam, daß das verübte Böse wohl so gar böse nicht sein könnte, weil ein so guter Mensch sich dasselbe erlaubte. Nun aber ist dieses freilich nicht mehr nöthig. Christus ist ein Beispiel geworden, durch welches Alle sich sollen warnen lassen; nachdem er für Alle gestorben ist: so soll Niemand, der die Bedingungen erfüllt, unter welchen dieses möglich wird, für seine Vergehungen weiter gestraft

werden,

werden, der Mensch soll nicht weiter auf Menschen sehen und an ihrer Bestrafung lernen, daß er sich nichts Böses mehr erlauben soll, nein auf Christum hin soll sich sein Blik wenden, an diesem soll er die Folgen der Sünde und den Ernst, mit welchem Gott die Besserung der Menschen will, kennen lernen. Sehen Sie, so ward durch den Tod Jesu auch auf dieser Seite allem Schaden vorgebeugt, der aus einer bloßen, obgleich noch so sichern Ankündigung der Vergebung unsrer Sünden von Seiten Gottes entstanden wäre.

Und in der That war dieser Tod endlich so gar zu unsrer Beruhigung, ohne welche eine große Verbesserung gar nicht denkbar ist, unumgänglich nöthig. Es ist, wie ich schon so oft erinnert habe, in unsre Natur gleichsam verwebt, daß wir nach Vergehungen Strafe fürchten, und daher geschieht es, daß wir gemeiniglich das Unglük, das uns trift, für eine Strafe Gottes ansehen, wenn wir uns mancher Vergehungen bewust sind. Selbst diejenigen, die sich eine, Menschen mögliche, richtige Vorstellung von Gott machen, — und ihrer sind und können nur wenige sein, — können sich dieses Gedankens nicht immer entschlagen, es mus ihnen manchmal einfallen, daß die Gottheit doch wohl ihre besondern Ursachen haben könne, warum sie sie wegen gewisser Vergehungen bestrafen werde, sie werden nicht selten auf den Gedanken gerathen, daß er sie wenigstens um des Beispiels willen zu züchtigen für gut halten könne, ja es wird ihnen, wenn sie auch an die Strafe gar nicht denken sollten, wenn sie sich so gar derselben recht gern unterziehen

terziehen möchten, doch ein nagender Vorwurf sein, ein böses Beispiel und dadurch zu manchem Bösen die Veranlassung gegeben und zur Verschlimmerung der Menschheit beigetragen zu haben. Diese Gedanken und Empfindungen waren bekanntlich in der alten Welt allgemein herrschend, und sind es da, wohin das Licht des Christenthum nicht wenigstens einige Stralen geworfen hat, zum Theil und in verschiednen Mischungen noch immer, und ich bin es gewis, daß sie sich auch unsrer nicht selten bemeistern würden, wenn wir nichts von dem Vortheile des Todes Jesu wüsten, von welchem hier die Rede ist. Nun aber ist in Christo das merkwürdigste Beispiel der Bestrafung der Sünden aufgestellt worden, er ist auch in diesem Betrachte für uns gestorben, Allen ist durch ihm gezeigt worden, wie hohe Ursache sie haben, sich zu bessern, und so hat er uns denn in Aller Absicht unsrer Vergehungen wegen beruhigt, wir dürfen in keiner Hinsicht mehr etwas fürchten, wenn wir uns nur redlich bestreben, nach seinen Vorschriften immer besser zu werden. Meine Leser werden gewis aus diesem Wenigen sehen, wie nothwendig der Tod Jesu selbst zu unsrer Beruhigung war, und wie schwer, ja vielleicht unmöglich es gewesen sein würde, ohne seinen Tod Vergebung der Sünden zu hoffen.

Da sich übrigens Jesus so freiwillig dem bekannten gewaltsamen Tode unterzog, um durch denselben so nüzlich zu werden: so wird auch wohl Niemand mehr an den Einwurf denken, daß Gott ungerecht gehandelt, wenn er einen Unschuldigen statt der Schuldigen strafte,

da er auch überdies nur gegen eine falsche Vorstellung von den Ursachen der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden gerichtet ist, nach welcher man annahm, daß die Gerechtigkeit Gottes, wie man sich dieselbe gemeiniglich dachte, diesen Tod gefordert habe. Jesus wurde nicht von der Gottheit als ein Schlachtopfer an unsrer Statt ausgewählt und gezwungen, das zu leiden, was wir verdient hatten, nein, er starb freiwillig für uns, und er verdient auch deswegen unsre ganze Bewunderung und Liebe. Eben so einleuchtend wird es aber auch sein, daß der Tod Jesu es recht eigentlich ist, woran wir sehen können, wie ungern — ich rede menschlich — uns Gott straft oder durch harte Mittel zu bessern sucht, und wie er alle nur mögliche Versuche macht, uns die Nothwendigkeit des eifrigsten und unabläßigsten Bestrebens nach einer immer größern Vollkommenheit einzuschärfen, wie sehr er uns also liebt.

Aus der ganzen Vorstellung, die ich Ihnen von den Ursachen der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden, so viel wir davon verstehen, denn es kann allerdings noch Andre geben, welche zu fassen wir noch nicht weit genug sind, gegeben habe, wird es endlich von selbst folgen, daß der Tod Jesu hinreichend war, und daß durch denselben in der That für unsre Sünden genug gethan worden ist. Christus hat nämlich, ob er gleich nicht alle Strafen aller Sünden litte, als welches gar nicht nöthig war, da die göttliche Gerechtigkeit, wie ich sie Ihnen beschrieben, die

Bestrafung einer jeden einzelnen Sünde gar nicht nöthig macht, und auch diese Eigenschaft Gottes mit den andern in Uibereinstimmung und folglich in ihrer Art blos die Vervollkommung der Menschen befördernd gedacht werden mus, doch genug gethan, weil durch seinen Tod eben so gut, ja noch besser, als wenn bisweilen einzelne Sünden bestraft worden wären, der Ernst Gottes erklärt ward, mit welchem er die Verbesserung der Menschen will. Daß Jesus aber so für alle gestorben ist und genug gethan hat, daß sein Tod für die ganze Welt so vortheilhaft ist und von allen Menschen als das Mittel der Sündenvergebung angesehen werden kann, wird keinem Zweifel unterworfen sein. Es ist übrigens an sich klar, daß freilich die göttliche Gnade es ist, die uns unsre Sünden vergiebt, und daß es recht eigentlich diese war, welche dieses Mittel veranstaltete, durch und um welches willen uns unſ're Sünden vergeben werden können.

Ob es möglich ist, in dieser Vorstellung vom Stellvertretenden Tode Jesu noch etwas Vernunftwidriges zu finden, mus ich der Beurtheilung meiner Leser überlassen. Mir scheint nicht nur nichts in derselben zu liegen, was gegen die Vernunft streitet, sondern meine Vernunft würde, wie mirs izt scheint, eine solche Anstalt zur Beruhigung und Verbesserung der Menschen so gar nöthig finden, ob sie sich gleich sehr gern bescheidet, daß ihr eine solche Anstalt, wenn sie getroffen worden ist, blos durch sich selbst, oder den Mann, durch welchen sie ausgeführt worden, bekannt werden kann, und sie findet keinen

nen Anstand, wenn sie irgend einer Erzählung und Versicherung glauben soll, vorzüglich der Versicherung des Mannes zu glauben, der so außerordentliche Beweise gegeben hat, daß er von Gott sei, und seinen Schülern zu trauen, deren Zuverläßigkeit warlich mehr verbürgt ist, als die irgend eines andern Menschen der alten und neuen Zeit. Diese lehren aber insgesammt, daß der Tod Jesu die Anstalt sei, um welcher willen uns unsre Sündenstrafen erlassen werden können und stellen die ganze Sache der Hauptsache nach grade so vor, wie ich sie hier beschrieben habe, wovon Sie sich überzeugen werden, wenn Sie nur folgende Stellen, die ich, um nicht noch weitläuftiger zu werden, hier blos angebe, nachschlagen wollen. Matth. 20, 28. Kap. 26, 28. Röm. 3, 24. 25. Kap. 5, 6—9. 2 Cor. 5, 14—21. 1 Petr. 2, 24. 1 Joh. 1, 7. Kap. 2, 2.

Allein der Vortheil des Todes Jesu, von welchem bis izt die Rede war, war nicht der Einzige, den er beabsichtigte, er sollte für die Menschheit auch noch auf and're Art nüzlich werden, und diese noch nicht erwähnten Vortheile des Todes Jesu sind es, auf welche ich Sie hier noch in möglicher Kürze aufmerksam machen will. Die Juden vornemlich wurden durch diesen Tod und die darauf folgende Auferstehung Jesu mit der beruhigendsten Gewisheit belehrt, daß sie keineswegs nach dem Tode die Strafen für ihre Vergehungen, die besonders nach dem Wahne der damaligen Juden nur bis dahin verschoben wurden, zu fürchten hätten, und daß sie überhaupt von dem lästigen Zeremoniendienste befreiet

sein

sein sollen, weil der Tod Jesu gleichsam die Stelle aller Opfer vertrat und mit ihm die alte Mosaische Religionseinrichtung aufhörte, die neue und bessere Religionsverfassung hingegen anhob. Matth. 26, 28. Gal. 4, 4. 5. Für die gesammte Menschheit sollte dieser Tod, weit gefehlt, daß er Freiheit zum Sündigen erwürbe, vielmehr ein Mittel sein, vom Bösen abzuschrekken und zum Guten zu ermuntern, das Erste, weil er die schreklichen Folgen der Sünde so deutlich zeigt, das Zweite, weil man sieht, wie viel Jesus aus Liebe zu Gott und den Menschen that und sich gefallen lies. Ausserdem, was ich schon in dem Vorhergehenden gesagt habe, verweise ich Sie noch auf die Aussprüche der Apostel Paulus, Petrus und Johannes. Paulus sagt dieses Röm. 6, 2 — 11. ja im ganzen 6ten und den zwei folgenden Kapiteln, und in unzähligen andern Stellen, mit dem grösten Nachdrukke, z. B. 2 Cor. 5, 15. Eph. 5, 25 — 27. Petrus aber Br. 2. Kap. 2, 24. und Joh. Br. 1. Kap. 3, 16. Der Tod Jesu war es demnach, durch welchen er nicht weniger, als durch seine Lehre und sein Beispiel zur Verbesserung der Welt wirksam war, und durch welchen er alles Böse aus der Welt verbannen und die Sünde aufheben wollte. Es ist in der That fast unbegreiflich, wie man bei so vielen und so deutlichen Stellen, die dieses mit dem grösten Nachdrukke sagen, diese Absicht des Todes Jesu beinahe ganz vergessen, und nur immer von der durch ihn bewirkten Versöhnung reden konnte. Diese ist allerdings durch ihn bewirkt worden, wie wir gesehen haben, aber, wie wir

ebenfalls sahen, nur um der Verbesserung der Menschen willen, nicht, um sie in ruhige Sicherheit, die freilich ihrer Trägheit so wohl thut, einzuwiegen. Sollte daher dieses Buch Leser finden, welche fast das ganze Verdienst des Todes Jesu in der Versöhnung unsrer Sünden sezzen, oder welche wohl gar diese Versöhnung nicht blos für die hauptsächlichste, sondern beinahe für die einzige Ursache der Sendung Jesu ansehen: so glaube ichs diesen nicht stark genug sagen zu können, daß dieses nicht nur nicht die einzige Absicht des Todes Jesu und noch viel weniger seiner Sendung überhaupt war, sondern daß vielmehr diese Absicht nur einer andern, der Absicht, die Menschen zu verbessern, untergeordnet war, daß die Gottheit jene gar nicht gehabt haben würde, wenn diese ohne jene hätte erreicht werden können, daß ihnen also der Tod Jesu auf die Art, wie sie vielleicht Vortheile von demselben erwarten, nicht nur nichts hilft, sondern ihnen vielmehr zum Gerichte wird. Ich berufe mich hier auf die bereits angeführten Stellen, auf den lezten Theil des 11ten Kap. des 1ten Br. an die Cor., auf die Absicht der Abendmahlsfeier, ja auf alle Stellen des N. T., in welchen vom Tode Jesu und der rechten Betrachtung und Anwendung desselben die Rede ist. Wer könnte es übrigens verkennen, daß Jesus durch seinen Tod auch seine Lehre bestätigte und ihr gleichsam das Siegel aufdrückte, und daß er uns durch denselben und die Art, wie er alles erduldete, das herrlichste Beispiel gab, wie auch wir leiden und unsre Leiden ansehen sollen, Röm. 8, 17. ff., daß er dadurch, und durch alle

seine Leiden zu einem mitleidsvollen Regenten der Welt gebildet ward, zu welchen wir also destomehr Zutrauen haben können, Hebr. 2, 17. 18. Kap. 4, 15. 16. daß er endlich durch diesen Tod, so bald wir uns besonders zugleich seiner Auferstehung erinnern, auch alle Furcht des Todes von uns nahm und so gewissermaßen den Tod, den besonders der Jude und Heide so sehr fürchtete, selbst aufhob, und uns so freudige Aussichten in die Zukunft eröfnete, daß wir selbst in den bittersten Leiden, selbst im Tode nicht muthlos werden dürfen, daß wir nun unsrer Pflicht desto mehr treu bleiben können, sollte uns die Beobachtung derselben auch die grösten Widerwärtigkeiten zuziehen. Vergl. außer den angeführten Stellen 1. Cor. 15. und Hebr. 2, 14 ff.

Sehen Sie, l. L., so wichtig und so lehrreich ist für uns der Tod Jesu, dem er sich auch blos zu unsrem Besten unterzog. Allein Jesus sollte durch sein Beispiel auch noch auf andre Art zu unserm Vortheile wirken, er sollte uns ganz vorzüglich auch eine feste Gewisheit geben, daß wir, wenn wir thätig wären und die Kräfte gehörig brauchten, die uns von der Gottheit verliehen sind, nicht blos für dieses Leben arbeiteten, sondern auch für ein anderes Leben da wären, in welchem wir uns unsrer bereits erworbenen Vollkommenheiten freuen, der Früchte desselben genießen sollten, und ohne Hindernisse und mit weit schnellern Schritten zu höhern Stufen emporsteigen könnten. Nachdem nämlich Jesus am Kreuze verschieden war: so wurde er, zwar wider den Wunsch der Obersten der Juden, als welche

ihn, gleich andern Missethätern, auf der Schädelstätte verscharrt wissen wollten, doch von zwey Mitgliedern des hohen Raths, dem Joseph und Nicodemus, nicht fern von dem Orte der Kreuzigung in einem neuen Grabe, so viel sichs in der Geschwindigkeit thun lies, nach Jüdischer Art beigesezt.

Aber nicht lange blieb er in diesem Grabe. Schon am dritten Tage gieng er lebendig wieder aus demselben hervor und zeigte sich besonders seinen Schülern. Es ist bekannt genug, daß man nicht nur in den ältesten, sondern auch in den neuesten Zeiten viele Mühe angewendet hat, diese ganze Begebenheit als eine Erdichtung darzustellen, so wenig Grund man auch immer darzu haben mag. Wahr ist es freilich, daß Niemand anders, als Anhänger der Lehre Jesu die Auferstehung geglaubt und erzählt haben, aber konnte denn dieses auch Jemand anders? War und muste denn nicht derjenige, der sie glaubte und folglich nachher wieder erzählte, auch ein Schüler Jesu sein? Und ist es denn nicht schon Beweises genug für die Wahrheit dieser Begebenheit, daß es in den ersten Zeiten Niemand wagte, der Erzählung derselben zu widersprechen? Bedenkt man nun vollends die Schwierigkeit, mit der die Schüler Jesu dahin gebracht wurden, diese Sache zu glauben, und mit welcher Standhaftigkeit sie, diese gemeinen Leute, nachher bei ihrer Behauptung blieben, wie sie sich lieber die schmählichste Hinrichtung gefallen ließen, als widerriefen, wie sie nicht etwa an entfernten Orten, sondern zu Jerusalem selbst, auf dem Schau-

plazze aller dieser Begebenheiten, wo man die genauesten Untersuchungen anstellen konnte, dieses dem ganzen Volke verkündigen, mit welcher Freimüthigkeit, die Jedermann in Erstaunen sezte, sie dieses sogar vor dem hohen Rathe, von dem wenigstens einigen Mitgliedern der ganze Vorgang mit der Römischen Wache genug bekannt war, behaupteten, und bemerkt darzu die hohe Einfalt, mit der uns alles dieses in den 4 Evangelien erzählt wird: so sollte man sich fast wundern, wie die Wahrheit dieser Sache so oft hätte in Zweifel gezogen werden können. Allein man hat verschiednes vorgebracht, um seine Zweifel zu rechtfertigen, worüber ich hier noch Einiges sagen zu müssen glaube.

Zuerst stößt man sich an der Verschiedenheit, mit welcher diese Begebenheit von den 4 Evangelisten erzählt wird. Aber ich frage einen Jeden meiner Leser, ob er sich nicht vielmehr daran stoßen würde, wenn diese wichtige Begebenheit von Allen selbst in den kleinsten Nebenpunkten auf einerlei Art erzählt worden wäre? Würde man denn nicht grade dann auf den Argwohn eines Betrugs und einer Verabredung verfallen können? Eben dieses, daß ein Jeder nur die Hauptbegebenheit mit aller Sicherheit und Bestimmtheit erzählt, aber in Nebendingen, die er zum Theil vergessen, oder die sein Gedächtnis nicht ganz richtig aufbewahrt hatte, von den Uibrigen abweicht, beweist ja ganz offenbar, daß die Leute, die es schrieben, sich nicht mit einander beredet hatten, sondern eine Sache erzählten, die in der Hauptsache sich wirklich zugetragen hatte.

Man fragt ferner, warum sich denn Jesus nach seiner Auferstehung nicht seinen Feinden zeigte, dies sei ja das sicherste Mittel gewesen, sie zu überzeugen, und über sie zu triumphiren? Nichts hat man häufiger gerügt, als dieses, und fast nichts läßt sich gleichwohl leichter und für einen Unbefangnen befriedigender beantworten, als diese Frage. Zuerst wem sollte er sich denn zeigen? den Obersten, oder dem Volke, oder beiden zugleich? Kann man wohl glauben, daß die Erstern nach so vielen hartnäkkig verworfnen Beweisen für die göttliche Sendung Jesu Christi, und nach dem Vorfalle mit der Soldatenwache andres Sinnes würden geworden, oder nicht vielmehr darauf bedacht gewesen sein, wie sie Jesum aufs neue aus dem Wege räumen wollten? Sollten sie nun wohl erst dem Volke ihre Schwäche gestanden und sich mit einemmale um alle ihre Vortheile und um ihr ganzes Ansehn bei dem Volke, das sie mit so vieler Mühe zu behaupten gesucht, gebracht haben. Man mus dieser Art Menschen schlecht kennen, wenn man nicht glauben will, daß das gewis bei ihnen pünktlich wahr ist, was Jesus Luc. 16, 31. sagt. Das Geringste, was sie gethan hätten, um sich zu betäuben, und das Volk, im Fall sich Jesus auch diesem gezeigt hätte, zu täuschen, wäre gewesen, daß sie die ganze Begebenheit für eine Erscheinung, Gespenstergeschichte, oder wohl gar für ein Werk des Teufels erklärt hätten.

Gesezt jedoch, Jesus hätte sich dem Volke gezeigt. Daß dieses mehr, als einmal, hätte geschehen, daß er dieses, wenn es ihm die Dolchstiche der Obersten anders

zu-

zugelassen hätten, sehr oft hätte thun müssen, um Glauben zu finden, versteht sich von selbst. Angenommen also, daß man nicht von einer Geistergeschichte geträumt, oder die ganze Begebenheit für einen Betrug erklärt, sondern den sich zeigenden Jesus für den am Kreuze Gestorbenen erkannt und seine Auferstehung von den Todten also für wahr angenommen hätte, was würde dann der Erfolg alles dessen gewesen sein? Es mus sich einem Jeden meiner Leser gewis der Gedanke aufdringen, daß ein Aufruhr und das Ausrufen des von den Todten erstandenen Jesus zum Könige das Wenigste gewesen wäre, was die in Verwunderung gesezten Juden unternommen hätten und was Jesus durchaus nicht im Stande gewesen wäre, zu verhindern. Und welchen Schaden würde das nicht für die Juden so wohl, als für die Verbreitung der Lehre Jesu nach sich gezogen haben, wie aufmerksam, wenn die Sache im ersten Augenblikke auch nicht gleich bis zur gänzlichen Vertreibung der Römer gekommen wäre, welches, wenn es einmal so weit gekommen, einen unvermeidlichen Krieg nach sich gezogen hätte, wie aufmerksam würden also, wenn Jesus auch die Krone nicht angenommen und das Volk wieder beruhigt hätte, die Römer auf die Juden geworden sein! Man bemerke hierbei ferner, daß Jesus seine Lehre nicht im Sturme der Leidenschaften, sondern mit ruhiger Uiberlegung angenommen wissen wollte, weil damals in der That eine feste Uiberzeugung, eine unerschütterliche Standhaftigkeit und eine große Verleugnung darzu gehörte, sich öffentlich für einen Anhänger Christi zu be-

Man fragt ferner, warum sich denn Jesus nach seiner Auferstehung nicht seinen Feinden zeigte, dies sei ja das sicherste Mittel gewesen, sie zu überzeugen, und über sie zu triumphiren? Nichts hat man häufiger gerügt, als dieses, und fast nichts läßt sich gleichwohl leichter und für einen Unbefangnen befriedigender beantworten, als diese Frage. Zuerst wem sollte er sich denn zeigen? den Obersten, oder dem Volke, oder beiden zugleich? Kann man wohl glauben, daß die Erstern nach so vielen hartnäkkig verworfnen Beweisen für die göttliche Sendung Jesu Christi, und nach dem Vorfalle mit der Soldatenwache andres Sinnes würden geworden, oder nicht vielmehr darauf bedacht gewesen sein, wie sie Jesum aufs neue aus dem Wege räumen wollten? Sollten sie nun wohl erst dem Volke ihre Schwäche gestanden und sich mit einemmale um alle ihre Vortheile und um ihr ganzes Ansehn bei dem Volke, das sie mit so vieler Mühe zu behaupten gesucht, gebracht haben. Man mus dieser Art Menschen schlecht kennen, wenn man nicht glauben will, daß das gewis bei ihnen pünktlich wahr ist, was Jesus Luc. 16, 31. sagt. Das Geringste, was sie gethan hätten, um sich zu betäuben, und das Volk, im Fall sich Jesus auch diesem gezeigt hätte, zu täuschen, wäre gewesen, daß sie die ganze Begebenheit für eine Erscheinung, Gespenstergeschichte, oder wohl gar für ein Werk des Teufels erklärt hätten.

Gesezt jedoch, Jesus hätte sich dem Volke gezeigt. Daß dieses mehr, als einmal, hätte geschehen, daß er dieses, wenn es ihm die Dolchstiche der Obersten anders

zu-

zugelassen hätten, sehr oft hätte thun müssen, um Glauben zu finden, versteht sich von selbst. Angenommen also, daß man nicht von einer Geistergeschichte geträumt, oder die ganze Begebenheit für einen Betrug erklärt, sondern den sich zeigenden Jesus für den am Kreuze Gestorbenen erkannt und seine Auferstehung von den Todten also für wahr angenommen hätte, was würde dann der Erfolg alles dessen gewesen sein? Es mus sich einem Jeden meiner Leser gewis der Gedanke aufdringen, daß ein Aufruhr und das Ausrufen des von den Todten erstandenen Jesus zum Könige das Wenigste gewesen wäre, was die in Verwunderung gesezten Juden unternommen hätten und was Jesus durchaus nicht im Stande gewesen wäre, zu verhindern. Und welchen Schaden würde das nicht für die Juden so wohl, als für die Verbreitung der Lehre Jesu nach sich gezogen haben, wie aufmerksam, wenn die Sache im ersten Augenblikke auch nicht gleich bis zur gänzlichen Vertreibung der Römer gekommen wäre, welches, wenn es einmal so weit gekommen, einen unvermeidlichen Krieg nach sich gezogen hätte, wie aufmerksam würden also, wenn Jesus auch die Krone nicht angenommen und das Volk wieder beruhigt hätte, die Römer auf die Juden geworden sein! Man bemerke hierbei ferner, daß Jesus seine Lehre nicht im Sturme der Leidenschaften, sondern mit ruhiger Uiberlegung angenommen wissen wollte, weil damals in der That eine feste Uiberzeugung, eine unerschütterliche Standhaftigkeit und eine große Verleugnung darzu gehörte, sich öffentlich für einen Anhänger Christi zu be-

kennen, daß ferner Jesus ein Bote des Friedens war und nicht des Kriegs, und daß endlich das Jüdische Volk, wenn es seine Hofnung abermals getäuscht gesehen hätte, nicht nur der Lehre Jesu so eifrig eben nicht angehangen haben, sondern, je näher es der Erfüllung seiner Hofnung zu sein gewähnt hätte und je weniger es bereits durch sanfte Belehrungen andres Sinnes geworden wäre, ihr vielmehr gehäßig geworden sein würde. Ich bin fest überzeugt, daß die öffentliche Erscheinung Jesu nach seiner Auferstehung zur Verbesserung der Jüdischen Nation nicht nur nichts geholfen, sondern der Verbreitung und Annahme seiner Lehre vielmehr höchst nachtheilig geworden sein würde.

Hierzu kommt noch, daß dieses öffentliche Auftreten Jesu nach seiner Auferstehung zur Uiberzeugung des Jüdischen Volks durchaus unnöthig war. Ich sage gar nichts davon, was für einen Eindruck es machen muste, wenn eine Menge solcher Laien, wie die Apostel und übrigen Schüler Jesu waren, ganz ohne die Anführung eines vornehmen und in Geschäften, die Klugheit fordern, geübten Mannes auftraten und den Muth hatten, eine Sache öffentlich zu behaupten, die ihren Obersten so durchaus anstößig sein muste, und wie höchst glaubwürdig allein aus diesem Grunde ihr Zeugnis sein muste, ich sage nichts von der Art, wie sie dieses thaten, und von der Standhaftigkeit, mit der sie bei ihrer Behauptung blieben, ich frage Sie blos, ob es wohl denkbar ist, daß diese Männer eine solche Behauptung in einer Stadt, die der Schauplatz der ganzen Be-

gebenheit gewesen, und wo man mit so leichter Mühe alles aufs genaueste zu untersuchen im Stande war, wagen durften? Warlich nicht in Jerusalem, vielleicht in Galiläa oder an einem andern entfernten Orte würden sie ihre Geschichte zu erzählen angefangen haben, und es wäre ihnen ein leichtes gewesen, die befriedigendsten Ursachen, warum sie dieses thäten, anzugeben. Aber nein, sie fangen zu Jerusalem an, wo man nicht nur untersuchen konnte, sondern es auch der Mühe werth hielt, mit aller Strenge zu untersuchen, da so viele Menschen sich so bald zu der neuen Lehre bekannten. Aber freilich mochte man nicht viel zu untersuchen haben, da man die Sache so ziemlich allgemein für wahr anzuerkennen genöthigt war, und ein großer Theil Juden sicherlich nur durch die Furcht vor äußerm Schaden abgehalten wurde, dieses öffentlich zu bekennen, wozu man sich ohnehin eben nicht so gar sehr verbunden glaubte, da man die Sache mehr bewunderte, als dadurch in Bewegung gesetzt wurde, weil man nun wohl sahe, daß alle Hoffnung der Befreiung von dem Römischen Joche durch Jesum dahin war und ein Jeder in gemächlicher Gleichgültigkeit den Ausgang der Sache lieber abwarten zu können, als sich der Gefahr eines Schadens aussezzen zu müssen glaubte. Alle konnten sich höchst wahrscheinlich von der Richtigkeit der Behauptung der Schüler Jesu überzeugen, und wem daran gelegen war, that es auch gewis. Niemand widersprach, selbst die Obersten nicht einmal, weil ganz sicher alle so genau mit den Umständen bekannt waren, daß sie, wenn sie es auch nicht grade-

zu glaubten, sich doch insgesamt in dem Mittelzustande befanden, wo man selbst nicht recht weis, woran man man ist und wo man eine Sache nur noch deswegen bezweifelt, weil sie uns unglaublich scheint, aber sich durchaus keines Grundes bewust ist, warum man dieselbe ableugnen sollte. Des Umstandes mit der Römischen Wache nicht zu gedenken, die gewis nicht so reinen Mund hielt, als es die Obersten wünschten und verlangten, und deren Aussage an sich einem Jeden, am meisten aber dem lächerlich sein mus, der mit der Römischen Kriegszucht bekannt ist, und die in der That so eilfertig ausgesonnen war, daß sie mehr den Gedanken erwekken muste, es möge doch wohl mit der Auferstehung Jesu seine Richtigkeit haben, als daß das Gegentheil durch dieselbe hätte glaublich werden können: so hatte man auch nicht den geringsten Grund, die Aussage der Schüler Jesu zu bezweifeln, und wahrscheinlich war Jesus, ob man ihn gleich nicht mit Sicherheit erkannt hatte, noch von manchem, der nicht sein Schüler war, gesehen worden, der sich nun dessen erinnerte, und vielleicht einen neuen Zeugen seiner Auferstehung abgab. Doch dem sei, wie ihm wolle, es ist sicher, daß die Juden im Stande waren, sich, und noch obendrein mit mehrerer Ruhe, eben so fest von der Wahrheit zu überzeugen, daß Jesus von den Todten auferstanden wäre, als wenn er ihnen selbst erschienen wäre, und daß sie nun nicht einmal durch ihren Gespensterglauben, der sie bei dem Anblik Jesu gewis in die gröste Angst hätte gerathen lassen, und der sie selbst verhindert hätte, sich die

Uiberzeugung zu verschaffen, daß es Jesus sei, den sie sähen, in ihrer Untersuchung gestört wurden.

Noch weiter frage ich Sie aber, ob wohl für die Uiberzeugung der heutigen Ungläubigen Etwas gewonnen wäre, wenn sich Jesus dem ganzen Jüdischen Volke nach seiner Auferstehung gezeigt hätte? Gewis nichts. Man würde dann ganz sicher auch verlangen, daß sich Jesus auch andern Nazionen hätte zeigen sollen, weil die Jüdische eine ungebildete und abergläubische Völkerschaft gewesen wäre, man würde keinen Anstand nehmen, diese Sache, wenn auch das ganze Jüdische Volk sie bezeugte, eben so gut zu verwerfen, als andre Begebenheiten, die das bloße Dasein dieses Volks mit dem grösten Nachdrukke bezeugt. Sezzen Sie aber nun vollends den Fall, daß ein vielleicht sehr großer Theil des Volks, wenn es seine Wünsche durch Jesum nicht hätte befriedigen sehen, sich nicht zu ihm geschlagen hätte, daß Jesus sich, um seinen Verfolgern, die sich diesen Umstand auf tausend Arten zu erklären gesucht haben würden, bei welchen allen die Auferstehung Jesu keinen Beweis für seine göttliche Sendung abgegeben haben würde, zu entgehen, hätte entfernen müssen, und daß endlich die einmal verderbten Juden, indem sie die Sache zwar wunderbar gefunden, nach und nach aber wieder vergessen hätten, geblieben wären, was sie waren, daß sie eben so, wie izt, in der Folge, wenn sie Jesum nicht mehr gesehen, die ganze Sache für eine Gaukelei verschrieen hätten; was würde da für die Uiberzeugung der izzigen Ungläubigen gewonnen sein?

sein? Nicht nur nichts, sondern sie wäre in der That noch viel schwerer geworden. Mir ist es offenbar, daß keine Geschichte in der Welt mehr historische Gewisheit haben kann, als die Geschichte von der Auferstehung Jesu. Auch frage ich einen Jeden, ob es auch nur im mindesten einen vernünftigen Grund haben kann, wenn man von den Jüngern Jesu einen Betrug argwohnen wollte? Man erinnere sich nur des Zustandes, in den sie durch den Tod Jesu versezt wurden, man bedenke, daß ihrer nicht wenig waren, welchen sich Jesus gezeigt hatte — in Galiläa zeigte er sich auf einmal mehrern Hunderten — und daß ein Betrug, um den so viele wissen, den so viele unterstüzzen sollen, nicht lange verborgen bleiben kann; man überlege endlich, von was für einer sonderbaren Art dieser Betrug gewesen wäre, da er ihnen nicht nur nichts half, und nach ihrer eignen Absicht nichts helfen sollte, da sie nicht nur immer in ihrer Niedrigkeit blieben, und nie Anstalt machten, Vortheile von ihrem Betruge zu ziehen, sondern da sie vielmehr den gröften äußerlichen Schaden davon hatten, und in steter Gefahr waren, als die ärgsten Missethäter behandelt zu werden, da Einige unter ihnen auch wirklich so behandelt wurden, und bei dem allen ganz ruhig blieben, und man wird es eingestehen müssen, daß hier auch nicht einmal der Schein eines Betrugs statt finden könne. Warlich, dies wäre ein Betrug, desgleichen es weiter gewis in der Welt nicht gäbe. Wie wenig endlich die Schüler Jesu selbst betrogen sein konnten, zeigt die ganze Begebenheit, die Schwierigkeit,

mit

mit der sie selbst zum Glauben zu bringen waren, die Menge derselben, und die ruhige Standhaftigkeit, mit der sie die Auferstehung Jesu verkündigten, gewis zur Genüge. Doch was soll ich fortfahren, die Wahrheit einer Sache zu vertheidigen, an der kein unbefangner Leser des N. T. zweifeln kann, die ich durch das bisher Gesagte, so gut es in der Kürze geschehen konnte, hinlänglich erwiesen zu haben glaube, und über welche ich Sie nur noch 1 Cor. 15. nachzulesen bitte.

Die vielen Streitigkeiten, die auch in den neuern Zeiten über diese Sache entstanden sind, und die äußerste Wichtigkeit derselben nöthigte mich übrigens, so lange bei ihr zu verweilen, das Belehrende, Trostreiche und Ermunternde der Auferstehung Jesu werde ich aber desto kürzer angeben können. Schon habe ichs erwähnt, daß die Juden nach dem Tode noch die Strafe für ihre Sünden zu erwarten zu haben glaubten, für diese also insbesondere war die Auferstehung Jesu tröstlich und beruhigend, weil dieser Wahn durch nichts kräftiger widerlegt werden konnte, als durch dieselbe. Die Auferstehung Jesu von den Todten lehrte nämlich ganz deutlich, daß alle bei ihnen gewöhnliche Meinungen von dem Zustande der Menschen nach dem Tode nichts weiter als Träume und Erdichtungen wären, und daß die Gottheit, zum Beweise, wie sehr sie mit der freiwilligen Aufopferung Jesu für unsre Sünden zufrieden sei, Jesum von den Toden erwekt, daß also derjenige, der sich nur sonst nach den Vorschriften Jesu bessern wolle, nun gewis nichts mehr zu fürchten habe. Wie fern dieses

auch

auch auf uns paßt, wird einem Jeden von selbst verständlich sein. Eben so gewis ist die Auferstehung Jesu von den Toden ein redender Beweis für unsre Fortdauer und eigne künftige Auferstehung, so wie eine trefliche Ermunterung zur Uibung der Tugend und Erfüllung unsrer Pflichten, wenn wir uns auch dadurch das gröste Ungemach, ja den Tod selbst zuziehen sollten, weil wir sehen, daß wir, sollte es auch in diesem Leben nicht sein, doch gewis in einem andern die Früchte derselben einerndten werden. Ich gebe sehr gern zu, daß man von diesen 2 lezten Punkten auch blos durch die Lehre Jesu ja sogar schon durch Vernunftschlüsse aufs festeste überzeugt sein kann, sehe aber doch in der That nicht ein, wie man die große Wohlthat verkennen kann, die uns Gott zur Befestigung dieser Uiberzeugung und zur kräftigsten Bestätigung dessen, was Jesus darüber gelehrt, durch die Auferwekkung Jesu Christi erwiesen hat, da es zumal nicht das Werk eines jeden Menschen ist, die Gründlichkeit eines über solche Dinge ertheilten Unterrichts zu fassen, und die vernünftigen Gründe dafür zu erkennen, da der bei weitem gröste Theil der Menschen sinnlicher Beweise bedarf und durch nichts von der Wahrheit einer Sache besser überzeugt werden kann, als durch ein Beispiel. Daß sich endlich die Schüler Jesu, ohne seine Auferstehung die Verbreitung seiner Lehre nicht so eifrig, vielleicht gar nicht würden haben angelegen sein lassen, versteht sich von selbst.

Um übrigens seinen Freunden noch einigen Unterricht zu ertheilen, den sie izt auch viel besser verstanden,

als ehedem, und sie von der Gewisheit seiner Auferstehung zu überzeugen, und dieselbe, so wie seine ganze Religionseinrichtung durch sie der Welt bekannt werden zu lassen, lebte er 40 Tage lang auf Erden, während welcher er sich ihnen oft theils zu Jerusalem und in der umliegenden Gegend, theils in Galiläa, wo er überdies seine meisten Anhänger hatte, an verschiedenen Orten zeigte. Am 40ten Tage aber gieng er mit seinen Auserwählten, die er nach Jerusalem hatte gehen lassen, von da aus an den nahe bei dieser Stadt liegenden Oelberg, und fuhr, nachdem er ihnen manches gesagt und seine Befehle ertheilt hatte, vor ihren Augen sichtbar gen Himmel, Marc. 16, 19. Luc. 24, 51. Ap. Gesch. 1, 9., um auf eine and're Art das große Werk fortzusezzen, das er hier angefangen hatte und den Lohn seiner Tugend zu empfangen. Der Theil der Schöpfung Gottes, in welchen Jesus versezt wurde, ist uns allerdings unbekannt, er kann uns aber auch ganz gleichgültig sein, da wir doch wissen, daß es ihm übergeben ist, von dort aus die Welt zu regieren, daß er zu dem Ende über alles gesezt ist und da für sorgen soll, daß vorzüglich das menschliche Geschlecht durch seine Religion zu immer höhern Stufen der Vollkommenheit und Glükseligkeit emporsteige. Matth. 28, 18 — 20. 1 Cor. 15, 27. Phil. 2. 9 — 11. 1 Petr. 3, 22. Daß übrigens Jesus in alle Ewigkeit das Beste seiner Erlösten besorgen, und daß er am Ende der Welt wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, sind bekannte Dinge, und es wird von diesem Leztern auch weiter unten noch einmal die Rede sein.

So hätte ich Ihnen denn das wichtige Werk beschrieben, daß die Gottheit durch Jesum Christum wollte ausführen lassen und wirklich ausgeführt hat, und ich würde es in der That für ganz unnöthig halten, noch weiter etwas darüber zu sagen, da die Wichtigkeit und und das Vortheilhafte desselben für uns einem Jeden von selbst verständlich sein und Jedermann einsehen wird, daß der Zwek der Sendung und der Bemühungen Jesu kein andrer war, als der, den ich im 1sten Bande als den Zwek der Christlichen Religion überhaupt angegeben und beschrieben habe. Es ist aber bekannt, daß man das, was ich bisher ganz einfach davon gesagt habe, durch verschiedene bildliche Vorstellungen anschaulich zu machen gesucht hat, an die ich hier, in so fern sie noch nicht da gewesen sind, und wie sie selbst beim öffentlichen Unterrichte gebraucht werden, noch ganz kurz erinnern will.

Das ganze Werk Christi nennt man gemeiniglich das Erlösungswerk, und das mit vollem Rechte, weil er alle Hindernisse des Guten aus dem Wege geräumt und uns davon so wohl, als von der Strafe unsrer Sünden befreiet hat. Es ist aber auch bekannt, daß man sich von dieser Sache nicht selten des Ausdruks: das Verdienst Christi, bedient, wobei man jedoch gemeiniglich blos an die Wirkung seines Todes denkt, uns von unsern Sündenstrafen zu befreien. Da aber der Zustand Christi, während er auf Erden lebte, in der That nicht sehr erfreulich war, ob er wohl auf einen bessern Anspruch machen konnte, dieses sich aber in der

Fol=

Folge sehr veränderte: so unterscheidet man in Christo einen Stand, oder besser Zustand der Erniedrigung und der Erhöhung, bei deren iedem man wieder gemeiniglich 5 Stufen, Grade, oder richtiger Arten annimmt, ob diese gleich nicht von allen auf einerley Art angegeben werden. In Ansehung des Standes der Erniedrigung möchten am bequemsten folgende 5 Grade unterschieden werden können: seine mit so vielen Unannehmlichkeiten verbundne Geburt — das Ungemach, das er in seiner Jugend und bei seiner Erziehung zu erdulden hatte — die Beschwerlichkeiten seines Lehramts — sein Leiden und Tod — und zulezt sein Begräbnis.

In Ansehung des Standes seiner Erhöhung pflegt man folgende 5 Arten zu unterscheiden: seine Höllenfarth — seine Auferstehung — seine Himmelfarth — sein Sizzen zur Rechten Gottes oder die Weltregierung — und seine Wiederkunft zum Gericht. Ich habe über alles dieses nichts mehr zu sagen, da es sich aus dem Vorhergehenden schon von selbst erklärt, und erinnere Sie nur an Phil. 2, 5—9., außer über seine Höllenfarth, von der ich einige Anmerkungen beifügen mus. Die Verfasser der Lebensgeschichte Jesu erwähnen von seiner Höllenfarth nichts, entweder, weil sie nichts davon wusten, oder weil ihnen die Sache nicht sonderlich wichtig war, oder weil sie hingerissen von der großen Begebenheit der Auferstehung Jesu, die mit seinem Tode in so genauer Verbindung stand, derselben zu gedenken vergaßen, kurz sie sagten nichts davon, und ich konnte daher, weil ich bei dieser Abhandlung die Geschichte Jesu Chri-

sti nach den Erzählungen der 4 Evangelisten zum Grunde legte, auch noch nichts davon erwähnen. Die Sache geht uns auch in der That so wenig eewas an, sie ist so wenig ein wesentlicher Theil des Christenthums, daß daß derselben auch sonst nirgends gedacht wird, als vielleicht von Petrus im 1ten Brief Kap. 3, 19. 20., wo nach der gewöhnlichen Erklärung gesagt wird, Jesus sei seinem Geiste nach, zu den an irgend einem Orte befindlichen, Seelen der in der Sündfluth umgekommenen Menschen gegangen und habe ihnen gewisse Dinge verkündigt. Es ist zwar wahr, daß man die Lehre von der Höllenfarth Christi auch noch in einigen andern Stellen hat finden wollen, diese sagen aber bei genauerer Ansicht in der That nichts davon, welches meinen Lesern zu zeigen, mir sehr leicht werden würde, wenn ich sie nicht durch ein zu langes Verweilen bei einer nicht wichtigen Sache zu ermüden fürchtete.

Da Christus in der Schrift besonders im Brief an die Hebräer bald mit den Propheten, bald mit den Hohenpriestern, bald auch mit den Königen verglichen wird: so hat man, ob gleich jene Benennungen fast einerley anzeigen, ihn doch, um sich seine Verdienste um die Menschen unter gewissen Bildern desto leichter vorstellen zu können, auch ein Prophetisches oder Lehr= ein Hohespriesterliches= und ein Königliches Amt zugeschrieben. Da aber diese Benennungen gar zu leicht zu Misverständnissen und falschen Vorstellungen Anlas gegegeben haben: so möchte es in der That besser sein, sie lieber gar nicht zu gebrauchen, sondern sich die Sache so vorzustellen, wie wirs in dieser Abhandlung gethan haben. Zulezt bemerke ich noch, daß man Christo als Regenten drei Reiche zuschreibt, das Machtreich, das Gnadenreich und Ehrenreich, daß diese Eintheilung aber schon deswegen nicht gültig sein kann, weil das Erste die beiden Leztern bereits in sich begreift.

Von der besondern Wirksamkeit Gottes zur Verbesserung und Beglükkung der Menschen durch die Lehre Jesu,

oder

Von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes.

Alle Betrachtungen, die wir bisher angestellt haben, und die dem Christenthume eigenthümliche Lehre, daß Gott als Vater aller seiner Geschöpfe gedacht werden müsse, der allen wohl wolle und die Absicht habe, sie zu der höchstmöglichen Vollkommenheit und Glükseligkeit zu führen, erlauben uns nicht, etwas anders zu denken, als daß es der Wille der Gottheit sein müsse, die Wohlthat, die er insbesondere der Menschheit durch die Sendung seines Sohnes Jesu Christi erweisen wollte, so vielen zuzueignen, als der Lauf der Dinge nur immer zuließe, und die Menscheit im Ganzen so wohl, als jedes einzelne Mitglied derselben durch Jesum so sehr zu vervollkommnen und zu beglükken, als es nur immer möglich wäre. Wenn ich sage, es müsse die Absicht Gottes sein, die Seegnungen des Christenthums so groß zu machen und so weit zu verbreiten, als es der Lauf der Dinge zuläst und es möglich ist: so will ich Sie daran erinnern, daß die Gottheit freilich nicht

auf eine gewaltsame Art die von ihr selbst eingerichtete Ordnung der Dinge stören und abändern oder stete Wunder thun, und daß sie besonders die Freiheit der Menschen auf keine Art einschränken, sondern ihnen blos Gelegenheit verschaffen will, die Wahrheit zu erkennen und durch die Religion Jesu mehr Kraft zu ihrer Verbesserung zu erhalten; daß sie aber auch auf der andern Seite durch Nichts abgehalten wird, der Menschheit in dem möglichweitesten Umfange die Wohlthaten des Christenthums zu Theil werden zu lassen, daß es nicht ihre Absicht sein könne, nur manche Menschen durch Jesum Christum zu verbessern und zu beglükken, Andre aber ohne ihr Verschulden auszuschließen. Es ist bekannt, daß man, wenn man auch das Erstere, daß Gott den Menschen die Freiheit gelassen, dem Christenthume zu folgen, oder nicht, immer zugestanden hätte, doch das Leztere geleugnet und angenommen hat, Gott habe manche Menschen ohne alle Ursache, blos weil es so sein Wille gewesen wäre, zur Seligkeit, Andre aber zur Verdammnis bestimmt, und daß daraus der berühmte Streit von der Gnadenwahl entstanden ist.

Ich würde meine Leser zu ermüden fürchten, wenn ich Ihnen viel von diesem Streite erzählen und weitläuftig zeigen wollte, daß er verschiednen Grundsäzzen der alten Philosophie, so wie einigen falsch verstandnen Schriftstellen sein Dasein zu danken hat, und daß er sich durch eine fortdauernde falsche Erklärung dieser Schriftstellen, bei welchen man zu sehr an den Worten hieng, ohne sich in das Zeitalter zu versezzen, in welchen sie

nie-

niedergeschrieben worden, durch eine sonderbare Vorstellung von der göttlichen Freiheit und Willkühr, die schon S. 130 f. d. B. berichtigt worden ist, und durch eine zu weit getriebne Spekulation über die Freiheit des menschlichen Willens, wobei man gewissen Grundsäzzen eine zu weite Ausdehnung gab, so lange erhalten konnte. Es ist an sich klar, daß der Allwissende schon von aller Ewigkeit her nicht allen Menschen eine gleiche Glükseligkeit bestimmen konnte, wenn er die Absicht hatte, freie Geschöpfe in ihnen hervorzubringen, daß es also auch nur möglich war, denen Christliche Glükseligkeit zu bestimmen, welche die Lehre Jesu annehmen und ihre Denkungs- Gesinnungs- und Handlungsart darnach verbessern, mit einem Worte die Bedingungen erfüllen wollten, unter welchen allein den Menschen das Heil zu Theil werden sollte, das uns Christus erworben hat. Daß aber die Gottheit, ohne irgend ein Verschulden der Menschen aus bloßer Willkühr manche Menschen verdammt und weniger glükselig haben wollte, als And're, das streitet gradezu gegen den ersten Grundsaz und ganzen Geist des Christenthums, nach welchen Gott ein Vater aller seiner Geschöpfe ist und allen wohl will, nach welchem bei ihm gar kein Ansehn der Person ist, gegen die deutlichsten Aussprüche der Schrift, 1. Tim. 2, 4. gegen alle Anstalten Gottes und Jesu zur Belehrung und Verbesserung der Welt, gegen alle vernünftige Absicht der göttlichen Befehle, als welche abgeschmakt und unnüz wären, wenn es nicht einigermaaßen in der Gewalt des Menschen wäre, an seiner Verbesserung und Glükseligkeit

zu arbeiten, ja es sezt bei dem, der dieser Meinung sein kann, eine schiefe Beurtheilung von der Art voraus, wie die Gottheit die Menschen zu ihrer Glükseligkeit führen will, so wie von dem Zusammenhange, in welchem das Verhalten des Menschen mit seiner Wohlfarth steht, und alle Ermunterungen und Ermahnungen zum Guten, alle Erinnerungen und Abmahnungen vom Bösen, die wir in der Schrift so häufig finden, hätten keinen Sinn, vergeblich und thörigt wären die Bemühungen der Menschen, durch welche sie sich vom Bösen zu entwöhnen und besser zu werden bestrebten. Nein es ist, es mus der Wille des guten Gottes sein, den uns Jesus hat kennen gelehrt, daß alle Menschen immer besser und glükseliger werden, deswegen traf er so viele Anstalten zur Belehrung und Verbesserung der Menschen, deswegen sandte er selbst Jesum Christum, deswegen fährt er noch immer fort, dahin zu wirken, daß das Gute, was Jesus gestiftet hat, immer weiter sich verbreite, und immer herrlichere Früchte bringe.

Dieses leztere war es aber vorzüglich, wovon ich hier reden wollte, es war recht eigentlich meine Absicht, Ihnen in dieser Abhandlung zu zeigen, daß, und zum Theil auch wie Gott durch die Lehre Jesu zur Verbesserung der Menschen wirke, und welches der Erfolg dieser göttlichen Wirksamkeit sei? Daß Gott überhaupt die Menschen immer weiter führe, und schon durch die Weltregierung eine immer größere Vollkommenheit derselben hervorzubringen, und zu dem Ende auch das Christenthum, das wir als ein vorzügliches Mittel zu

die-

diesem Zwekke kennen gelernt haben, zu verbreiten suche, ist eine hinlänglich bekannte Wahrheit, die ich nicht weiter werde zu erweisen haben, da zumal in dieser Schrift schon oft davon ist geredet worden. Hier wollen wir daher, wenn wir von der Wirksamkeit Gottes zur Verbesserung und Beglükkung der Menschen durch die Lehre Jesu reden, jene allgemeine Wirksamkeit Gottes nicht erläutern und erweisen, wir sezzen sie, nachdem wir besonders angenommen haben, es müsse der Wille Gottes sein, alle Menschen zur Glükseligkeit zu führen, vielmehr voraus, und glauben, daß das, was von der göttlichen Fürsehung im Allgemeinen gesagt ist, auch hier seine Anwendung findet, es soll hier vielmehr von jener außerordentlichen Einwirkung Gottes auf die Seelen derjenigen Menschen die Rede sein, welche die Lehre Jesu entweder anzunehmen im Begrif sind, oder sie bereits angenommen haben, durch welche jedoch, wie ich zur nähern Bestimmung gleich beifüge, im Ganzen nichts verändert, sondern dem Menschen nur eine ausserordentliche Hülfe geleistet wird, um das Christenthum desto wirksamer und wohlthätiger zu machen.

Es ist bekannt, daß uns Christus und seine Apostel, die dieses auch an sich selbst auf eine ganz ausgezeichnete Weise erfahren hatten, von einer solchen göttlichen Einwirkung die gewissesten Versicherungen geben, und daß wir uns auch einzig und allein auf ihre Aussprüche stüzzen können, um die Gewisheit einer solchen göttlichen Unterstüzzung darzuthun. Es hat zwar nicht an Leuten gefehlt, welche eine solche Einwirkung auf sich

selbst aus ihrem Gefühl und aus ihren Erfahrungen zu kennen vorgaben, und die Gewisheit derselben auch in Ansehung andrer Menschen dadurch darzuthun sich bemüheten; allein diese Menschen zeigten sich immer bald als Schwärmer, ihre Aussagen waren sehr verdächtig, und ihre Gefühle ließen sich auch aus natürlichen Ursachen erklären. Man hat es daher, wenn man es auch nicht ableugnete, daß der Mensch bisweilen mit Gefühlen erfüllt werden konnte, die er sich natürlich nicht erklären zu können meinte, doch, weil sich keine sichern Kennzeichen angeben lassen, daß nun die Gottheit allemal außerordentlich gewirkt habe, und weil man es überhaupt nie bestimmen kann, was dabei aus natürlichen Ursachen entstanden ist und wie viel Gott gethan hat, für rathsam gefunden, sich der davon hergenommenen Beweise für die außerordentliche Einwirkung der Gottheit auf den Menschen zu enthalten, und dieselbe blos aus der Schrift darzuthun. Diese redet aber auch in der That so bestimmt und deutlich von dieser Sache, und sie ist auch an sich so wahrscheinlich, daß einem jeden Unbefangnen in der That kein Zweifel übrig bleiben kann. Vergleichen Sie nur Röm. 8, 1 — 17., 1 Cor. 12, 3. Eph. 3, 16. Phil. 1, 3 — 6. Kap. 2, 13. 1 Thess. 5, 23. Tit. 3, 5 — 7. auch werden denjenigen unter meinen Lesern, die mit der Bibel hinlänglich bekannt sind, gewis noch eine Menge ähnlicher Stellen einfallen.

Die Absicht dieser außerordentlichen Einwirkung ist bei der kurzen Erklärung dieser Lehre mit einigen

Wor-

Worten bereits angegeben worden, und aus den angeführten Stellen der Schrift leicht ersichtlich und an sich verständlich, es ist also nicht nöthig, weiter Etwas darüber zu sagen. Uiber die Art, wie die Gottheit dabei verfährt, mus ich jedoch noch Etwas beifügen, ob sie gleich ebenfalls aus den angeführten Stellen zur Genüge zu erhellen scheint. Wir dürfen uns nämlich nicht vorstellen, als ob die Gottheit in dem Menschen ohne den Gebrauch eines Mittels thätig wäre, und, z. B. in einem Menschen, der noch nichts vom Christenthume gehört hätte, mit einemmale eine vollkommene Kenntnis desselben, und eine Neigung, ihm zu folgen, hervorbrächte, oder als ob ihre Einwirkung das Mangelhafte und Fehlerhafte eines schlechten Unterrichts ersezte, und es somit dem Trägen, der sich eine bessere Einsicht zu verschaffen versäumte, recht leicht machte, nein, nur durch und vermittelst der Lehre Jesu, und bei dem richtigen Gebrauche der von derselben vorgeschriebenen Mittel, will und wird Gott wirken, und folglich demjenigen, der sich bestrebt, dieselbe zu fassen, Kraft geben, die ihm vorgetragnen Wahrheiten derselben zu verstehen, und sich, wenn es ihm besonders darum zu thun ist, nach denselben zu bessern. Der Mensch soll und mus also nothwendig das Seinige dabei thun, und Gott wird seine Kraft nur stärken und erhöhen. Wie richtig diese Vorstellung sei, beweisen die unzähligen Aufforderungen und Ermahnungen Jesu und der Apostel an ihre Zuhörer und Leser, nach Weisheit und einer richtigen Einsicht in die Religion Jesu zu streben und sich zu bessern.

bessern. Auch versichern sie sie nur dann immer eines außerordentlichen göttlichen Beistandes, (vergl. die angeführten Stellen besonders immer mit den vorhergehenden und nachfolgenden Versen,) und sagen es unmittelbar dadurch deutlich genug, daß man allerdings diese Gnade der Gottheit abweisen könne, und daß man auf keine Art zu Etwas gezwungen werde. Wie übrigens Gott dabei auf unsern Geist einwirken könne? läst sich auf keine Art ausmachen, da wir überhaupt nicht wissen, wie ein Geist auf den andern unmittelbar wirken, und noch viel weniger, wie der göttliche Geist die Kräfte des unsrigen zu stärken vermag.

Ich glaube übrigens, von dieser außerordentlichen göttlichen Einwirkung nichts gesagt zu haben, was dieselbe unwahrscheinlich machte, vielmehr hoffe ich, daß auch der gröste Zweifler nichts dagegen haben, oder Beweise gegen die Wirklichkeit derselben vorbringen kann, und daß sie vielmehr an sich schon sehr wahrscheinlich ist. Denn nach dem, was ich über die Art, wie Gott auf den Menschen einwirken will, gesagt habe, wird es klar sein, daß diese Einwirkung statt finden kann, ohne daß durch dieselbe die Freiheit der Menschen beeinträchtigt, oder die Ordnung der Dinge und der menschlichen Gedanken abgeändert würde, und daß vielmehr wirklich alles in seiner Ordnung bleibt, daß die ordentliche Kraft des Menschen nur noch mehr verstärkt wird. Wahrscheinlich an sich ist aber sogar auch diese Wirksamkeit der Gottheit deswegen, weil man allerdings vermuthen kann, daß der Gott, welcher unleugbar so unaussprech-

lich

lich viel zur Verbesserung der Menschen gethan, und besonders so viele Menschen mit außerordentlichen Gaben des Geistes zu diesem Endzwekke versehen und sie auch noch außerordentlich unterstüzt hat, gewis kein Mittel, das mit der von ihm eingerichteten Ordnung der Dinge bestehen kann, ungebraucht lassen wird, um seinen Endzwek desto mehr und desto schneller zu erreichen.

Ich schrieb aber bisher diese göttliche Wirksamkeit nur Gotte im Allgemeinen zu, und that dieses, weil es sehr gewöhnlich ist, so zu reden und sich auch die Schrift sehr oft so allgemein ausdrükt, wie schon die angeführten Stellen zeigen. Es ist aber bekannt genug, daß man, indem man einer Jeden der drey Personen der Gottheit ein Werk vorzüglich, doch nicht ausschließungsweise, sondern so, daß eine jede Person einen gewissen Theil an den Werken des Andern hat, und auf diese Art dem Vater vorzüglich das Werk der Schöpfung und Erhaltung, und dem Sohne das Werk der Erlösung zuschreibt, das hier genannte Geschäft besonders dem heiligen Geiste zueignet. Nach dem, was ich in der vorigen Abhandlung über die Gottheit des Sohnes und über die Lehre von der Dreieinigkeit überhaupt gesagt habe, werden es nun meine Leser wohl nicht erwarten, daß ich den Streit hier noch einmal aufnehmen werde, da es mir darzu in der That an Raum gebricht. Indes verweise ich Sie außer den bereits kurz zuvor und S. 144. genannten Stellen noch auf Ap. Gesch. 7, 51.

Kap. 10, 45. und Eph. 1, 13. und überlasse es Ihrer eignen Beurtheilung, ob Sie sich durch diese Stellen für genöthigt halten, bei dem Ausdrukke, der heilige Geist, an eine eigne Person der Gottheit zu denken, oder nicht? Ich für meine Person werde aber keinen Anstand nehmen, von der hier genannten göttlichen Wirksamkeit als von einem Werke des heiligen Geistes zu reden, von dem ich nun noch einige nähere Bestimmungen angeben werde, die man zwar gewöhnlich erst dann anzugeben pflegt, wenn von der Ordnung die Rede ist, in welcher der Mensch zur Christlichen Vollkommenheit und Glükseligkeit geführt wird, oder vielmehr damit die Ordnung selbst bezeichnet, in welcher Gott dieses bewirkt, die ich aber hier, wo so schon von der göttlichen Wirksamkeit die Rede ist, recht bequem mitnehmen zu können und zugleich den Vortheil zu erhalten glaube, das, was Gott thut, von dem, was der Mensch thun soll, leichter zu unterscheiden, ob gleich der Mensch bei seinen Bemühungen von der Gottheit unterstüzt wird und folglich Beides wieder Eins sein mag.

Ob es nemlich gleich ausgemacht ist, daß sich von der Art, wie der heilige Geist auf die Seelen der Menschen wirkt, nicht viel sagen läst, und das, was er thut, ein einziges und zusammenhängendes Werk ist: so ist es doch wahrscheinlich, daß sich der Geist Gottes in seiner Wirksamkeit nach den Fähigkeiten der Menschen richtet, und daß gewisse Stufen oder Grade derselben statt finden und gedacht werden können. Von dieser

wahr=

wahrscheinlich Stufenweisen Einwirkung sagt uns nun zwar die heilige Schrift wenig oder nichts, verschiedne Ausdrükke derselben, welche man für Beschreibungen der von einander verschiednen Wirkungen hielt, ob sie gleich im Grunde einerlei Sache anzeigen, haben aber doch Gelegenheit gegeben, daß man gleichsam eine Stufenreihe dieser Wirkungen festgesezt hat. Ich gestehe nun zwar aufrichtig, daß nach meiner Meinung wenig, oder nichts damit gewonnen ist, und daß man, da diese Sache auch in den öffentlichen Religionsunterricht gekommen ist, mehr Verwirrung damit angerichtet und die Aufmerksamkeit so sehr dahin gezogen, daß man dieses alles nicht selten als einen wichtigen und unentbehrlichen Theil der Lehre Jesu angesehen und darüber manchmal das Wichtigere und Nothwendige, wo nicht ganz vergessen, doch in der That weniger geachtet und sich eigen zu machen gesucht hat, als es wohl sein sollte. Der Geist Gottes soll uns Kraft zum Guten geben und uns zu allem Guten leiten, das ist es, was das Christenthum lehrt und was es auf mancherlei Art ausdrükt, es ist aber keineswegs die Absicht desselben, die besondern Arten dieser Wirksamkeit des göttlichen Geistes, oder, wie man es auch zu nennen pflegt, die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, zu beschreiben und etwa eine Beschreibung und Angabe derselben als einen Lehrsaz aufzustellen, den Jedermann glauben müsse, ohne dessen Annahme Niemand ein Christ sein und auf Christliche Glükseligkeit hoffen könne. Da man nun aber, wie gesagt, einmal eine gewisse Stufenfolge dieser

ser Gnadenwirkungen angenommen hat, die in eben dem Grade wahr und richtig sein kann, in welchem sie nach der Natur des Menschen berechnet ist, welches zu untersuchen und sogar neue Arten festzusezzen, man, ohne für das Christenthum im Geringsten besorgt zu sein, den Gelehrten, die ihre Aufmerksamkeit darauf richten wollen, überlassen kann: so halte ich mich für verpflichtet, dieselbe hier zu erwähnen und ganz kurz zu beschreiben.

Die erste Art der Wirksamkeit des heiligen Geistes ist die Berufung. Er beruft die Menschen heißt in dem Sinne, in welchem es hier genommen werden mus, so viel, als, er schaft den Menschen Gelegenheit, die Christliche Religion kennen zu lernen und erwekt in ihnen die Empfindung der Nothwendigkeit, dieselbe anzunehmen, und sich nach derselben zu bessern, wodurch es denn auch möglich wird, daß sie der Glükseligkeit theilhaftig werden, zu welcher der Christ gelangen kann. So gewis es ist, daß diese wohlthätige göttliche Einwirkung allen zu Theil wird, bei denen es der Zustand des menschlichen Geschlechts zuläst und daß sie auch wirklich immer allgemeiner wird: so ist es doch schon aus dem vorhergehenden und aus der Erfahrung bekannt, daß die Freiheit des Menschen dabei nicht leidet, und daß es vielmehr einem Jeden überlassen bleibt, ob und wie er die ihm dargebotne Gelegenheit benuzzen will? Ich habe übrigens schon mehreremal erinnert, daß Gott für die Verbesserung der Menschen, denen

das

das Christenthum nicht bekannt werden kann, auf eine andre Art sorgt. Zulezt bemerke ich nur noch, daß das Wort, berufen, in der heiligen Schrift gemeiniglich von der ganzen Verbesserung und Beglükkung der Menschen gebraucht wird, die Jesus, vermittelst seiner Religionseinrichtung, möglich gemacht hat, und folglich alles das schon in sich begreift, was durch die folgenden Wirkungen des heiligen Geistes beabsichtet werden soll, und daß die Ausdrükke berufen, erleuchten, heiligen u. s. w. im N. T. nur immer mit einander verwechselt werden, alle aber das Nämliche anzeigen, nämlich die ganze Verbesserung und Beglükkung der Menschen durch die Lehre Jesu.

Die 2te Art der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes ist die Erleuchtung, nach welcher er die Menschen zur richtigen Erkenntnis der Lehre Jesu führt. Man schreibt dem heiligen Geiste ferner zu die Bekehrung der Menschen, d. h., die Hervorbringung des Entschlusses in dem Menschen und die Verleihung der nöthigen Kraft, seine erkannten Irrthümer und Fehler abzulegen und seine Gesinnungen und Handlungen nach den Vorschriften der Lehre Jesu, die man in allen ihren Theilen als wahr und richtig anerkannt hat, einzurichten. Den erleuchteten und bekehrten Menschen heiligt der Geist Gottes auch, und die Heiligung, oder, wie man es auch sonst noch nennt, die Erneuerung, ist diejenige Art seiner Wirksamkeit, wodurch der Mensch, der die Nothwendigkeit seiner Verbesserung empfunden und eingesehen hat, dahin

ge-

gebracht und in den Stand gesezt wird, seine ganze Denkungs - Gesinnungs - und Handlungsart immer mehr nach der Lehre Jesu einzurichten, an nichts mehr Gefallen zu finden, was dieser entgegen ist und aus allen Kräften dahin zu arbeiten, daß er sich keiner Fehler mehr schuldig macht und hingegen so viel Gutes thut, als möglich ist, und somit ein ganz neuer, ein and'rer Mensch zu werden, als er vorher war. Die Heiligung ist demnach eine fortgesezte Bekehrung. Es ist bekannt, daß man den Zustand, in welchen der Mensch nothwendig dadurch versezt werden mus, die Vereinigung mit Gott nennt, welche denn ist das beseligende Bewustsein, daß man unter dem steten Beistande des heiligen Geistes immer mehr dahin gelangt, mit Gotte gleichsam nur einen Willen, einerlei Absichten zu haben und ihm überhaupt immer ähnlicher und wohlgefälliger zu werden. Da auch Jesus mit der Gottheit Eins ist: so gelangt man dadurch auch zur Vereinigung mit Jesu, die sich nun von selbst erklären wird. Daß übrigens diese ganze bisher beschriebne Veränderung des Menschen in dem N. T. auch die Wiedergeburth genennt wird, ist bekannt genug, so wie es keines Beweises bedarf, daß nur bei dem die Absicht der Sendung Jesu in ihrem ganzen Umfange erreicht ist, der durch die Wirkungen des Geistes Gottes, verbunden mit seinen eignen Bemühungen, in den zulezt genannten Zustand der Vereinigung mit Gott und Jesu versezt ist.

Diese

Diese Wirkungen des heiligen Geistes können aber auch nicht ohne Folgen bleiben. Wer nämlich durch dieselben an Christum hat glauben, um Christi willen nichts Böses von der Gottheit mehr fürchten, sondern alles Gute erwarten und sein ganzes Betragen nach den Vorschriften der Lehre Jesu einrichten lernen, der ist gerechtfertigt, d. h. er ist unter den hier genannten Bedingungen — von welchen in der folgenden Abhandlung mehr gesagt werden wird, — frei von allen Sündenstrafen, und Gott wird ihn auch noch außerdem einer großen Glükseligkeit theilhaftig machen. Röm. 3, 21—28. Kap. 4, 5. Kap. 8, 30 ff. Joh. 3, 15—18. und an vielen andern Orten. Es ist aber freilich an sich klar, daß denjenigen, bei welchen der Zustand, welcher die Bedingung der Rechtfertigung ist, nicht fortdauert, der Entschlus Gottes, den Menschen um Christi willen ihre Sünden zu vergeben und sie zu beglükken, nicht zu statten kommen kann. Wer es aber weis, daß die Gottheit jenen Entschlus wirklich gefast hat, und nun die Bedingungen erfüllt, unter welchen dieser Entschlus auch für ihn vortheilhaft sein kann und ist, in dessen Seele mus ja nothwendig eine stete Ruhe herrschen, er allein kann nicht nur ohne die geringste Furcht, sondern mit der freudigsten Hofnung in die Zukunft blikken.

Wer übrigens nur wenig über die hier vorgetragne Lehre des Christenthums von einer außerordentlichen göttlichen Unterstüzzung nachdenken kann und will, dem kann es gewis nicht entgehen, wie wohlthätig und ermunternd

diese Lehre ist. Sie ist ein Beweis von der zärtlichsten Sorgfalt der Gottheit für uns're ganze Wohlfarth, sie kann und mus uns selbst dann stärken, wenn wir matt werden und ablassen wollen, weil es uns nothwendig neuen Muth geben mus, zu wissen, daß wir nicht verlassen sind, sondern daß der Geist uns'res guten Gottes dann, wenn es nöthig ist, uns gewis unterstüzzen werde. Wohl uns daher, wenn wir thun, was wir thun können, und nicht selbst die Wirkungen des Geistes Gottes an unsern Seelen unkräftig machen, wir werden dann gewis die Anzahl der ehrwürdigen Menschen vermehren, deren das Christenthum schon so Viele gebildet hat.

Von den Bedingungen, unter welchen der Mensch der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig werden kann,

oder

Von der Ordnung des Heils.

Nachdem wir die großen Wohlthaten, die Gott dem menschlichen Geschlechte durch Jesum Christum erzeigen wollte und wirklich erzeigt hat, und die noch immer fortdauernde Wirksamkeit Gottes kennen gelernt haben, wodurch er es dahin bringen will, daß diese Wohlthaten theils immer mehrern Menschen mitgetheilt, theils aber auch von denen, welchen sie bereits zu Theil geworden sind, immer lebhafter empfunden und besser gebraucht werden sollen: so müssen wir nun auch sehen, was der Mensch zu thun hat, wenn er dieser Wohlthaten nicht nur überhaupt, sondern auch im höchstmöglichen Grade soll theilhaftig werden können. Ob wir nämlich gleich zugestanden haben, daß der Mensch von Natur eine gewisse Fehlerhaftigkeit an sich habe, nach welcher er zum Bösen geneigt und zum Guten träge und untüchtig ist*) und obgleich die Gottheit verschiedne Anstalten getroffen

*) Vergl. die Abhandl. vom Bösen überhaupt und dem Ursprunge desselben, vorzüglich am Ende.

hat, der Schwäche der Menschen zu Hülfe zu kommen und dieselbe zu dem Ende auch noch immer fortfährt, die Menschen sowohl durch eine weise Regierung der Welt, als auch durch eine außerordentliche Einwirkung zu unterstüzzen, wie wir in den lezten Abhandlungen gesehen haben: so beweist doch theils der Grundsaz von der Freiheit des menschlichen Willens, theils die Erfahrung und Geschichte, welchen zu Folge viele Völker und Menschen auch ohne eine außerordentliche Offenbarung blos vermittelst eines guten Gebrauchs ihrer natürlichen Kräfte es ziemlich weit gebracht haben, theils endlich die vielen Ermahnungen zum Guten in der heiligen Schrift hinlänglich, daß auch der Mensch selbst noch Manches thun könne und müsse, wenn er das werden soll, was die Gottheit durch so viele Anstalten und besonders durch Jesum Christum aus ihm zu machen suchte, ja wir haben in der vorhergehenden Abhandlung sogar gesehen, daß Gott dem Menschen durch eine außerordentliche Unterstüzzung nicht einmal zu Hülfe kommen könne und wolle, wenn er nicht das Seinige thue. Es wird daher im Allgemeinen schon so viel von selbst verständlich sein, daß sich der Mensch, für den die göttlichen Anstalten, von welchen bisher die Rede war, von Nuzzen sein sollen, denselben nicht widersezzen darf, daß er ihnen vielmehr seinen Beifall geben und die Bedingungen erfüllen müsse, unter welchen sie ihm zu Gute kommen können und sollen. Da also dieses wohl Niemand leugnen möchte: so werden wir hier blos zu untersuchen haben, welches die Bedingungen sind, unter welchen wir der

Wohl-

Wohlthaten des Christenthums wirklich theilhaftig werden können.

Das Erste, was die Gottheit durch ihre fortdauernde Wirksamkeit zu bewirken suchte, war, die Menschen zum Glauben an Christum zu bringen, und daraus sowohl, als aus der Natur der Sache folgt, daß der Glaube an Christum im Allgemeinen die erste Bedingung sein müsse, unter welcher uns die Vortheile des Christenthums zu Theil werden können. Es wird keiner weitläuftigen Erklärung dieses Glaubens an Christum bedürfen, da sich Niemand etwas anders dabei denken wird, als ein auf hinlänglich sichern Gründen ruhendes Vertrauen, (Fürwahrhalten) daß Jesus ein außerordentlicher Gesander der Gottheit sei, der uns in ihrem Namen einen Unterricht ertheilte, nach dem wir uns im Glauben und Leben richten müssen. Es leuchtet in die Augen, daß wir diesen Glauben haben müssen, wenn wir durch die Religion Jesu so ausgebildet und glükselig werden sollen, als es möglich ist; da man unmöglich die vortreflichen und zwekmäsigen Lehren eines Mannes befolgen und durch dieselben veredelt werden kann, wenn man sie verwirft. Ist also die Lehre Jesu vortreflich und geschikt, die Menschen zu veredeln: so mus ich ihr nothwendig meinen Beifall geben, d. i. glauben, wenn sie die genannte Wirkung auch bei mir haben soll, das Gegentheil läst sich gar nicht denken.

Doch gesezt, es nähme Jemand die Lehre Jesu ganz, oder zum Theil an, leugnete es aber, daß er ein Gesandter der Gottheit sei, und wollte sich nach seiner

Lehre nur deswegen und in so fern richten, weil sie ganz vernünftig wäre, oder in wie fern die Richtigkeit derselben durch die Vernunft erkannt werden könnte: so würde er doch, obgleich nur zum Theil glauben, aber auch der Vortheile des Christenthums nur zum Theil geniessen können, des Trostes, der Beruhigung und der Ermunterung müste er nothwendig entbehren, die das Vertrauen gewährt, Jesus sei ein außerordentlicher göttlicher Gesander gewesen, er habe nichts von sich selbst, sondern alles blos im Namen der Gottheit gelehrt. Wollen wir also aller Vortheile des Christenthums theilhaftig werden können: so müssen wir glauben, daß Jesus der Christ, der Gesandte Gottes sei, der uns im Namen der Gottheit belehrt hat, dessen Sendung wir also unsern Beifall geben, dem wir unbedingt Glauben beimessen müssen. In unzähligen Stellen der Schrift wird dieser Glaube gefordert, oder vielmehr als die erste und unerläsliche Bedingung vorausgesezt, und die Menschen wurden daher selbst auf Jesum Christum getauft, d. h., unter der Bedingung, daß sie diesen Glauben hatten, durch die Taufe in die Christliche Religionsgesellschaft aufgenommen. Vergl. z. B. Joh. 3, 15—18. Kp. 8, 24. Kp. 20, 31. Ap. Gesch. 8, 37. 1 Joh. 2, 22. Kap. 5, 1.

Da aber besonders der Tod Jesu so außerordentlich wohlthätig für die Menschheit und das Mittel ist, durch welches wir vom Bösen abgeschrekt und zum Guten ermuntert werden sollen, um welches willen uns jedoch auch die Gottheit die Strafen unsrer Sünden erlassen

lassen konnte, und da ohne die gewisse Hofnung, daß es so sei, keine gründliche Ruhe, und noch viel weniger ein anhaltender Eifer in der Besserung möglich ist: so ist außer jenem allgemeinen Glauben auch noch ein besonderer nöthig, nämlich der Glaube, daß uns Gott um des Verdienstes Christi willen aus Gnaden unsre Sündenstrafen erlassen und uns ewig glükselig machen wolle. Unzähligemal wird auch dieser besondere Glaube in der Schrift gefordert und die Sündenvergebung vom Blute und Tode Jesu abgeleitet, worüber ich Sie außer den S. 320. genannten Stellen nur noch Röm. 3, 22 — 24. und V. 28. Kap. 4, 24. 25. Kap. 11, 6. Eph. 2, 8. nachzuschlagen bitte. Wie nothwendig und welch eine unerlasliche Bedingung aber auch dieser besondere Glaube sein müsse, wird hoffentlich schon aus dem deutlich sein, was ich in der Abhandlung von Jesu Christo über die Ursachen der Nothwendigkeit seines Todes zur Vergebung unsrer Sünden gesagt habe, woran ich daher hier nur kurz erinnere.

Kein unbefangner Beobachter der Menschen und seiner selbst wird es nämlich bestreiten können, daß die Gottheit unsrer Natur die wohlthätige Einrichtung gegeben hat, nach welcher wir, wenn wir Böses gethan haben, noch außerordentliche Strafe fürchten, daß dieses freilich um so mehr der Fall ist, je weniger unsre Vorstellung von der Gottheit berichtigt ist, daß aber doch auch derjenige, der eine so richtige Kenntnis von dem höchsten Wesen hat, als bei einem Menschen möglich ist, dieses wenigstens bisweilen fürchten und einse-

hen wird, die Gottheit könne ihn eigentlich um des allgemeinen Besten willen, und weil seine Bestrafung zur Warnung Andrer unumgänglich nöthig sein könnte, nicht allemal ungestraft lassen, und daß sich auch der gebildetste selbst in seinen ruhigsten Stunden, so bald er an seine Fehltritte denkt, einer gewissen Schaam und Aengstlichkeit nicht wird erwehren können. Gegen diese Unruhe sichert allein der Glaube an das Verdienst Christi, oder stillt sie doch, wenn sie entstanden ist. Der gute Mensch wird es sich dabei bewust werden, daß er zwar allerdings, so wie alle Andre, ein schwacher Mensch sei, der ohne alle Fehler nicht bleiben konnte, daß Gott ihn aber nicht anders geschaffen, und doch auch eine Menge Anstalten getroffen, seiner Schwachheit zu Hülfe zu kommen, und dadurch erklärt habe, daß er sich, wenn er nur sonst die ihm verliehenen Kräfte richtig brauche, und sich redlich bestrebe, seine Tugend so rein und unbeflekt, als möglich, zu erhalten, nicht schämen, und von der Gottheit mehr Kraft verlangen müsse, als sie ihm zu geben für gut gefunden, daß er aber eben deswegen auch nicht fürchten dürfe, von ihr noch außerordentlich bestraft zu werden, da der schwache Mensch, wie gesagt, immer ihr Geschöpf ist, und ihre Liebe zu ihm, und ihr Wille, ihn gleichwohl recht sehr ehrwürdig zu machen, auf so vielfache Art, nie aber nachdrüklicher, als durch den Tod Jesu, erklärt und bewiesen ist, ja das Bewustsein, daß er ein schwaches Geschöpf ist, für welches die Anstalt des Todes Jesu nöthig war, und die gewisse Hofnung, daß

auch

auch ihm dieser Tod zu Gute komme, wird ihn sogar noch mehr von der Vaterliebe Gottes überzeugen, als es möglich wäre, wenn er sich immer für gut hielte, oder glaubte, daß es Gott mit seinen Vergehungen so genau nicht nehmen, und ihn deswegen auch so schon nicht strafen würde. Röm. 5, 8. 9. Auch wird ihn der Gedanke nicht mehr beunruhigen können, daß er, welches er als ein schwacher Mensch doch nicht vermeiden konnte, durch seine Fehltritte vielleicht zu manchem Bösen Veranlassung gegeben habe, weil eben Jesus alles über sich genommen, weil er dadurch, daß er für Alle starb, auch erklärt hat, daß Alle — Sünder sind, auf die man nun nicht sehen müsse, weil also Andre nicht auf ihn, sondern auf Jesum hingewiesen sind, an welchem sie ein Beispiel nehmen, und sich in allen Stükken bessern, keineswegs aber mit Berufung auf irgend einen Menschen noch ferner sündigen sollen. Wenn aber der Glaube an das Verdienst Christi schon für die Beruhigung des guten Menschen, der sich seiner Vergehungen mehr schämt, als dabei nur immer an Strafe denkt, so wichtig ist, wie vielmehr mus ers für den sein, der für nichts weiter Sinn hat, als für Strafe, der bei allen Sünden, die er begeht, ganz ruhig bleiben würde, wenn er diese nicht fürchtete, der sie aber auch eben deswegen desto mehr fürchtet? Wo wollte dieser Etwas finden, das ihm Ruhe schafte, da er sichs bewust ist, daß er viel Strafe verdient hat und noch verdient, und daß er das Böse, das er gethan und durch sein böses Beispiel angestiftet hat, auf alle Fälle nicht wieder gut machen kann?

So wenig wir aber ohne Glauben an das Verdienst Christi unsrer Sünden wegen ruhig werden können, eben so wenig, ja noch weniger können wir ohne diesen Glauben von der Gottheit noch besondere Wohlthaten erwarten, oder derselben auch nur fähig sein. Dessen zu geschweigen, daß die Furcht vor der Strafe diese Hofnung an sich schon ausschließt: so muß es ein Jeder augenbliklich selbst sehen, daß wir, auch wenn wir noch so viel Gutes thun, doch damit der Gottheit nicht im eigentlichen Verstande Dienste leisten, daß sie dadurch nichts gewinnt, daß also auch wir um unsrer guten Handlungen willen keine Ansprüche an sie zu machen haben. Sollen wir also Gutes erwarten können: so ist es nöthig, dasselbe um des Verdienstes Christi willen von der Gnade und Güte Gottes zu erwarten. Und in der That ist dieser Glaube so unentbehrlich, daß wir ohne denselben der Wohlthaten, die uns Gott erzeigen will, und besonders der Wohlthaten des Christenthums, nicht einmal fähig sind. Denn wir würden das Gute, das wir aus der Hand unsres gütigen Vaters empfangen hätten, gar nicht genießen können, da wir immer in Angst und Sorgen wären, wir würden seine Wohlthaten vielleicht nicht einmal für das halten, was sie sind, sondern vielmehr fürchten, daß uns gewis hinterher desto mehr Böses treffen würde, die vielen und wirksamen Beruhigungs- und Besserungsmittel, die uns die Religion Jesu darbietet, und die gröstentheils von dem Verdienstlichen seines Todes hergenommen sind, wären dann ohne Nuzzen für uns, und keine göttliche Wohl-

that könnten wir mit rechten Frohsinn genießen, weil es uns an der Zuversicht fehlte, daß sie von einem gütigen Vater kämen, der nichts als unser Bestes wolle.

Sezzen wir aber einmal den Fall, daß wir im Bewustsein unsres guten Betragens und um desselben willen Gutes von der Gottheit erwarteten und erhielten, und es wird keines Beweises bedürfen, daß wir, weil wir nun einmal unser ganzes Augenmerk auf Belohnung gerichtet hätten, dann fast nie mit der Belohnung unsrer guten Handlungen zufrieden sein würden, da wir diese gar zu gern zu hoch, jene aber zu geringfügig anschlagen und folglich nie sonderlich glükselig sein würden. Hierzu kommt noch, daß unsre Hofnungen für die Zukunft nicht lange erfreulich sein könnten, weil wir gar bald die Geringfügigkeit dessen, was wir gethan hätten, empfinden, und nun, da wir alles von einem nach menschlichen Begriffen gerechten, keineswegs aber um Christi willen gnädigen und gütigen Gotte erwarteten, sehr geringe Hofnungen haben würden. Wie elend wir werden müsten, wenn wir uns unsrer Vergehungen bewust würden und um derselben eben so gut bestraft zu werden fürchten müsten, als wir um unsrer guten Handlungen willen belohnt zu werden hoften? leuchtet in die Augen. Es ist demnach wohl ganz deutlich, daß wir an das Verdienst Christi glauben müssen, durch welchen allein wir in den Stand gesezt sind, Gott so als unsern gütigen Vater zu betrachten, wie ers wirklich ist, wenn wir der Wohlthaten Gottes, die er uns zugedacht hat, wollen theilhaftig werden können. Auch können wir ohne diesen Glauben

in der That an der Ersten unter den Wohlthaten des Christenthums, ohne welche fast alle Uibrigen nichts sind, keinen Theil haben, ich meine, die Wohlthat, die es uns damit erzeigt, daß es uns zu einer immer größern Verbesserung führt, und uns dieselbe erleichtert. Es ist schon oft genug bemerkt worden, wie nöthig eine gewisse Ruhe der Seele zu unsrer Besserung ist. Wie wenig diese Ruhe aber statt finden könne, wenn wir Gott nicht durch Christum als unsern gütigen Vater ansehen gelernt haben, ist schon mehreremal gezeigt worden. Da wir also ohne Glauben an das Verdienst Christi bei der Bemerkung unsrer Schwächen und Fehler nicht ruhig werden können: so ist es ja ganz deutlich, daß wir uns unmöglich, auch nach manchem mislungenen Versuche, wieder mit Ernst an unsre Besserung wagen und noch einen glücklichen Erfolg hoffen können, da wir uns nicht vorstellen, wie äusserst gütig Gott ist, und daß ihm schon unser Wunsch und das eifrige Bestreben, uns zu bessern, so wohl gefällt, daß wir uns in unsrem Bestreben sogar seines Beistandes getrösten können? Dieses zu hoffen, ist aber durchaus unmöglich, so lange wir nicht von der Gottheit um Christi willen lauter Gutes zu erwarten gelernt haben. Das viele Ermunternde und Stärkende also, das dieser Glaube an das Verdienst Christi mit sich führt, macht ihn ebenfalls nothwendig, wenn uns das Christenthum alle die Vortheile gewähren soll, die es gewähren kann. Ich hoffe, daß diese wenigen aus der Natur der Sache hergeleitete Bemerkungen die Nothwendigkeit so wohl des Allgemeinen, als auch des Besondern

sondern Glaubens, die die Schrift so deutlich fordert, zur Genüge darthun werden. Doch ich zeigte Ihnen hier nur die Nothwendigkeit und die Vortheile sowohl des Allgemeinen, als des Besondern Glaubens, wie sie aus der Natur der Sache selbst verständlich waren, ohne dabei der Uneinigkeiten zu gedenken, die hierüber statt finden. Ehe ich Sie aber daran erinnere, wird es nöthig sein, vorzüglich den besondern Glauben etwas genauer zu beschreiben.

Es ist schon bekannt, daß man 3 Stükke zu demselben rechnet und rechnen mus: Erkenntnis, Beifall und Zuversicht. Ich mus nämlich offenbar von einer Sache erst Nachricht haben und dieselbe wissen, ehe ich sie glauben kann, d. i. ich mus Erkenntnis haben. Wenn mir eine Sache bekannt geworden ist: so kann ich ihr aus Gründen, die für mich hinreichend sind, meinen Beifall geben, d. h. sie für wahr und gut halten, oder nicht. Nur im ersten Falle, keineswegs aber im 2ten, ist der Glaube da. Ich mus also zuerst den Unterricht erhalten, daß es Christus durch seinen Tod möglich gemacht hat, daß sich Gott gegen uns nur als einen gütigen Vater zeigen kann und nicht mehr strenge mit uns zu verfahren genöthigt ist, ich mus es aber so dann auch für wahr annehmen, daß Gott die Menschen um des Verdienstes Christi willen blos gütig behandeln will, und mit der ganzen Anstalt durch Christum, wodurch dieses möglich ward, zufrieden sein. Beide Stükke sind jedoch noch nicht hinreichend. Der Jude hat das Erste, der wegen seiner Vergehungen Verzweifelnde

de hat sie vielleicht Beide, es fehlt ihm aber noch an dem unumgänglich nöthigen 3ten Stükke: der Zuversicht, d. h. an der Anwendung der erkannten Wahrheit auf sich selbst, an dem gegründeten und festen Vertrauen, daß Gott ganz gewis auch Ihm um des Verdienstes Christi willen seine Sündenstrafen erlassen und auch ihn ewig glükselig machen werde.

Ob nun gleich dieser Glaube im eigentlichen Verstande die Bedingung ist, unter welcher uns die Wohlthaten des Christenthums zu Theil werden können, wie wir bereits gesehen haben und in besonderer Hinsicht weiter unten noch einmal zeigen werden: so dürfen wir doch nicht glauben, als ob nun keine Besserung mehr nöthig wäre. Wer sich eine nur einigermaßen richtige Vorstellung von den Ursachen des Todes Jesu hat machen lernen, wer bei dem so eben beschriebnen Glauben nur eine etwas deutliche Vorstellung von dem hat, was er glaubt, der wird es gewis von selbst fühlen und finden, daß man diesen Glauben nicht einmal haben kann, ohne unmittelbar durch denselben zu einem eifrigen Bestreben in seiner Besserung angetrieben zu werden. Und gleichwohl, kaum sollte man es glauben, hat man diese nicht selten so sehr vergessen und sich bisweilen in der Maaße immer blos auf das Verdienst Christi berufen, daß man Christum in der That zu einem Sündendiener machte, und ich mich wirklich manchmal des Wunsches, daß man doch die Lehre vom Versöhnungstode Christi und von der Nothwendigkeit blos des Glaubens zur Seeligkeit weniger oft vortragen möchte, wenn man besonders die un-

umgäng-

umgängliche Nothwendigkeit der Besserung nicht zugleich aufs nachdrüklichste einschärfte, und es mit aller Stärke sagte, wie Jener ohne diese gar nichts helfe, kaum enthalten konnte, weil ich zu oft Gelegenheit hatte, den sehr großen Schaden jener so unvollständig vorgetragnen Lehre zu bemerken. Nein, l. L. so wahr es ist, daß der Glaube allein die Bedingung der Seligkeit ist: so mus er doch schlechterdings mit Besserung verbunden sein, und so einleuchtend Ihnen dieses sein wird, wenn Sie sich dessen erinnern wollen, was ich von den Ursachen der Sendung und des Todes Jesu, ja bei jeder Gelegenheit gesagt habe, so gewis hat man auch von jeher darauf gedrungen, und nur ein Streit mit der Römischen Kirche, von welchem bald die Rede sein wird, ist die Ursache gewesen, daß man gewöhnlich so viel vom Glauben sprach, ohne ihn gehörig zu beschreiben, und mit hinlänglichem Nachdrukke zu zeigen, daß Besserung nothwendig mit ihm verbunden sein müsse, daß er ohne diese gar nicht rechter Art sein und nicht nur keinen Nuzzen haben könne, sondern höchst nachtheilig werden müsse. Es wird Ihnen nämlich bekannt sein, daß man den besondern Glauben immer eintheilte in den lebendigen oder seligmachenden und in den todten Glauben, Ausdrükke, die selbst aus der Schrift genommen sind, und unter dem todten Glauben dasjenige Vertrauen auf das Verdienst Christi versteht, wobei man die Nothwendigkeit der eignen Besserung nicht empfindet und sich auch wirklich nicht bessert. Offenbar verdient dieser Glaube nicht einmal den Namen des Glaubens, weil man sich

gewöhn-

gewöhnlich gar nichts dabei denkt und sichs nicht bewust ist, was, und noch viel weniger, warum man Etwas glaubt? Er ist weiter nichts, als ein dem Gedächtnisse eingeprägter Lehrsaz, dessen man sich bei zufälligen Gelegenheiten erinnert, der aber ohne allen Einflus bei den Menschen bleibt. Und in der That mehr darf er nicht sein, wenn man es soll begreifen können, wie es möglich sein kann, daß mehrere Menschen an einem solchen Unsinne, wofür er von jeher erkannt worden ist, halten können, und der in der That der Vernunft und Schrift gradezu entgegen ist.

Die Bedingung also, unter welcher uns die Wohlthaten des Christenthums zu Theil werden können, ist zwar der Glaube, aber einzig und allein der lebendige, oder seligmachende Glaube, worunter man das Vertrauen auf das Verdienst Christi versteht, welches mit wahrer Besserung verbunden ist, oder dieselbe zur Folge hat, weswegen man sie auch die Frucht des Glaubens zu nennen pflegt. Da aber diese Besserung ein so wichtiger Theil des seligmachenden Glaubens ist: so wird es nöthig sein, auch sie hier etwas genauer zu beschreiben.

Man braucht gewöhnlich statt des Wortes Besserung, dessen ich mich hier bedient habe, die Ausdrükke: Busse, oder auch Bekehrung, allein gegen Beide kann man mit Recht mancherlei erinnern. Das Wort: Busse, welches Luther in seiner Bibelüberseżzung fast allemal bei solchen Wörtern gebraucht hat, welche eine völlige Umänderung der ganzen Denkungs- Gesinnungs-

und

und Handlungsart des Menschen anzeigen, ist nämlich von dem Worte, büßen, abgeleitet, und bedeutet also, seiner Abstammung nach, Etwas ganz anders, als wovon hier die Rede ist. Dieses würde nun allerdings nicht viel zu sagen haben, wenn man dem Worte izt wirklich eine and're Bedeutung, die wir hier brauchen, unterlegte; allein dieses hat man nicht in gehöriger Maaße gethan. Denkt man sich auch wenigstens bei uns eben nicht ein Abbüssen gewisser Vergehungen dabei: so pflegt man sich doch nicht vielmehr dabei vorzustellen, als eine gewisse Traurigkeit über seine begangnen Sünden, und man glaubt, um Busse zu thun, völlig genug gethan zu haben, wenn man es auf alle Art dahin zu bringen gesucht hat, sich wenigstens auf einige Zeit in eine gewisse Traurigkeit zu versezzen. Daß dieses sehr großen Schaden bringt und sogar das verhindert, was bewirkt werden soll, weil man sich nur mit einem Theile des Ganzen begnügt, wird Jedermann leicht einsehen und es daher billigen, wenn man diesen Ausdruk nicht mehr will gelten lassen und sich desselben enthält. Was aber das Wort: Bekehrung, anbetrift: so möchte schon die doppelte Bedeutung dieses Worts, die nothwendig einige Verwirrung anrichten mus, den Gebrauch desselben widerrathen. Es wurde nämlich, wie wir in der vorigen Abhandlung sahen, dem heil. Geiste unter andern auch das Werk der Bekehrung zugeschrieben und darunter die Hervorbringung des Glaubens an Christum und sein Verdienst und die daraus entspringende Denkungs- Gesinnungs- und Handlungsart, folglich die ganze Umänderung des

Menschen durch die Lehre Jesu verstanden, hier aber, wo wir von der Besserung des Menschen, als einer Frucht des Glaubens, reden, könnte es nur von einem Theile des Ganzen, das in der ersten Bedeutung damit angezeigt wird, genommen werden. Wenn man aber auch durch die Bemerkung dieser verschiednen Bedeutung wirklich aller Verwirrung vorbeugte: so würde man dieses Wort dennoch für unbequem halten müssen, weil man sich gewöhnlich immer nur den Anfang der wichtigen Veränderung dabei denkt, die mit dem Christen vorgehen soll, keineswegs aber das fortgesezte unablässige Bestreben, es in der Christlichen Vollkommenheit immer weiter zu bringen. Man hat daher schon seit einiger Zeit angefangen, sich an der Stelle der genannten Ausdrükke And'rer, als Sinnesänderung, und Besserung zu bedienen, welchen Leztern ich denn auch zeither gebraucht habe und noch ferner brauchen werde.

Zu dieser Besserung nun wird erfordert Erkenntnis unsres fehlerhaften Zustandes, eine gewisse Unzufriedenheit über denselben, die nothwendig mit Traurigkeit und Betrübnis verbunden sein mus, oder Reue und Leid, und der feste Vorsaz, alles bemerkte Fehlerhafte abzulegen, und sich unter göttlichem Beistande ganz nach den Vorschriften des Christenthums zu bilden, ein Vorsaz, welcher freilich wieder ohne Glauben an das Verdienst Christi nicht gefast, und noch viel weniger ausgeführt werden kann. Das erste zur Besserung erforderliche Stük ist, wie ein Jeder leicht einsehen wird, Erkenntnis unsres fehlerhaften Zustandes.

Wir

Wir können offenbar an unsrer Verbesserung so lange noch nicht arbeiten, als wir mit den Fehlern nicht bekannt sind, die wir an uns haben. Diese kennen zu lernen, ist aber in der That so leicht nicht, als es wohl scheinen möchte. Der Mensch ist nirgends verschlagner, als in der Kunst, seine Fehler sich und Andern zu verbergen, er ist nie scharfsichtiger, als in der Entdekkung solcher Dinge, wodurch seine Fehler entschuldigt, beschönigt, oder wohl gar vertheidigt werden können. Daher kommt es, daß mancher Mensch seine groben Ausschweifungen für nichts Böses, oder doch für sogenannte, sehr leicht zu entschuldigende Kleinigkeiten hält. Uiberdies hindert uns auch unsre Eigenliebe, eine Menge Fehler, die wir an uns haben, zu bemerken, wir schließen muthwillig die Augen zu, um ja nichts zu entdekken, was uns ein demüthigendes Geständnis vor uns selbst abnöthigen könnte. Dieses alles bedarf keines Beweises, da es bekannt ist, daß sich fast ein Jeder für besser hält, als er wirklich ist, oder als er von Andern gehalten wird. Ist es uns daher mit unsrer Besserung ein Ernst, soll es uns gelingen, besser zu werden: so müssen wir stets auf uns Achtung geben, vorzüglich uns kennen zu lernen suchen, und so strenge gegen uns selbst sein, als wir nachsichtig gegen Andre sein sollten, nichts müssen wir uns verzeihen, unsre Fehler nicht bemänteln und beschönigen, sondern zuerst nur uns selbst ohne Nachsicht eingestehen, und wir werden gewis den ersten Schritt in unserer Besserung thun, wir werden zur Erkenntnis unsres fehlerhaften Zustandes kommen.

Ist uns dieses gelungen, und ist unser Gefühl für Tugend und Frömmigkeit noch nicht ganz abgestumpft, sind wir noch fähig, zu empfinden, wie sehr wir durch jede schlechte Handlung unsre erhabne Menschenwürde schänden, und uns der von der Gottheit erhaltenen Gaben und Vorzüge unwürdig machen, oder aber, wenn dieses uns nicht in Bewegung sezt, haben wir noch so viel Verstand, einzusehen, welchen unersezlichen Schaden wir uns durch unsre Vergehungen zuziehen: so wird Mismuth und Unzufriedenheit mit uns selbst, Reue über unsre Vergehungen, und Traurigkeit, Betrübnis, oder Leid, oder wie man es sonst nennen will, wohl von selbst folgen, es kann dann nicht fehlen, daß wir uns nicht vor uns selbst zu schämen anfangen und betrübt werden sollten. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Traurigkeit, die sich dann unsrer bemächtigt, nicht immer gleich groß sein, und daß sie bei Einem zu einem höhern Grade steigen kann und mus, als bei dem Andern. Haben wir nämlich schon lange an unsrer Verbesserung gearbeitet und sind uns keiner muthwilligen Vergehungen mehr bewust: so können wir natürlicherweise nicht mehr so traurig über unsern Zustand werden, als da wir zuerst die große Fehlerhaftigkeit desselben bemerkten, und an seiner Verbesserung zu arbeiten anfiengen. Es ist sogar möglich, daß wir, wenn wir die Fortschritte bemerken, die wir bereits in unsrer Verbesserung gemacht haben, und unsern nunmehrigen Zustand mit dem vorigen vergleichen, mit Frohsinn und Dankbarkeit gegen Gott erfüllt werden, der es uns gelingen

lingen lies, besser zu werden, als wir vorher waren, und daß wir nun nichts weiter mehr empfinden, als den Wunsch, noch besser zu werden. Wohl dem, der schon bis zu diesem Ziele gekommen ist, immerhin freue er sich seiner Verbesserung, und lasse es sich ja nicht irre machen, wenn er nichts mehr von der Traurigkeit, der man auch den Namen Bustraurigkeit giebt, empfindet, die sich anfänglich seiner bemächtigte, und die man bisweilen zu unbestimmt als ein durchaus nothwendiges Stük der Besserung fordert. Denn es ist ja vorzüglich auch klar, daß diese Traurigkeit bei einem Menschen, der so glüklich ist, zeitig an seiner Verbesserung zu arbeiten, und sich überhaupt keiner großen Vergehungen schuldig zu machen, nicht in einem so hohen Grade gefordert werden kann, als bei einem großen Sünder. Nichts ist aber thörichter und lächerlicher, als jene erzwungne Traurigkeit, die man bei sich hervorzubringen sucht, ohne selbst recht zu wissen, wie und warum? und der man bisweilen wohl gar etwas Verdienstliches beilegt. Noch einmal sei es daher gesagt: Man werde sich nur seiner Vergehungen lebhaft bewust und stelle sich die Schändlichkeit und Schädlichkeit derselben für sich und Andere deutlich genug vor, und das 2te zur Besserung gehörige Stük, die Traurigkeit, Reue und Leid, wird sich gewis von selbst finden.

Ist aber diese Traurigkeit da: so mus man nothwendig aufs neue in dem Glauben an das Verdienst Christi, der uns erst zum Gefühl der Nothwendigkeit unsrer Besserung führte, Trost, Beruhigung und Er-

munterung suchen, und darauf den festen Vorsaz fassen, sich der Fehler, die man sich bisher hat zu Schulden kommen lassen, so viel, als möglich, zu enthalten, sich in aller Absicht zu verbessern und überhaupt seinen ganzen Wandel nach den Vorschriften des Christenthums und der Vernunft einzurichten, auch sich zu diesem Ende mit der grösten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aller der Mittel bedienen, die uns die Güte Gottes an die Hand gegeben hat. Ich glaube annehmen zu können, daß dieses hinlänglich deutlich ist. Daß man aber so bald, als möglich, an einer solchen Verbesserung seiner selbst zu arbeiten anfangen mus, und dieselbe auch nicht einen Augenblik verschieben darf, wird aus dem Zwekke der Sendung Jesu, aus der Bestimmung des Menschen und aus den Grundsäzzen, die der Religion Jesu zum Grunde liegen, hinlänglich deutlich sein, so wie auch Jedermann sehr leicht daraus wird folgern können, daß eine späte Besserung, wenn sie zumal erst auf dem Sterbebette unternommen wird, in welchem Falle sie auch in der That nicht einmal den Namen Besserung, kaum der Bekehrung, verdienen möchte, wenig oder gar keinen Nuzzen haben kann, und daß derjenige, welcher sich eines Andern beredet hat, einen Beweis ablegt, wie unrichtig seine Vorstellungen von den eben genannten Dingen sind und wie verwirrt die Begriffe sind, die er sich von ewiger Seligkeit und von dem Zusammenhange des izzigen Lebens mit dem künftigen macht.

So hätte ich Ihnen denn die Bedingungen angegeben und beschrieben, unter welchen wir der Wohlthaten

ten des Christenthums theilhaftig werden können und sollen, auch habe ich Ihnen, wie mirs scheint, die Nothwendigkeit dieser Bedingungen zu dem gedachten Zwekke so aus der Natur der Sache abgeleitet, daß es das Ansehn hat, als könne darüber gar kein Zweifel und noch viel weniger ein Streit entstehen. Und gleichwohl haben auch über diesen Punkt mancherlei Uneinigkeiten unter den Christen obgewaltet, und walten noch ob, besonders aber weicht die Römische Kirche von uns ab, und es ist zwischen ihr und besonders der Evangelisch-Lutherschen Kirche ein nicht geringer Streit über die Bedingungen, unter welchen wir selig werden sollen, entstanden, indem jene behauptet, gute Werke wären nicht nur nöthig, sondern sogar das einzige Mittel zur Seligkeit, ob sie gleich auch den Glauben fordert, aber ihn selbst zu den sogenannten guten Werken rechnet, diese aber annimmt, daß der Mensch allein durch den Glauben die Seligkeit erlangen könne. Offenbar haben Misverständnisse an diesem Streite einen großen Antheil, und er würde wahrscheinlich wenigstens bei denen, die es redlich mit der Wahrheit meinten, nicht lange gedauert haben, wenn man nur überhaupt immer von richtigen Grundsäzzen ausgegangen wäre. Dagegen ist es aber freilich wohl mehr, als zu gewis, daß immer die Eine der streitenden Partheien etwas anders im Sinne hatte, als die Andre, daß man sich nun nicht verstand, und daß zulezt doch ein Jeder, der auch wirklich ernstlich Wahrheit suchte, recht zu haben glaubte. Die Verwirrung wurde indes hauptsächlich dadurch

veranlaſt, unterhalten und vermehrt, daß man ſich eine zu eingeſchränkte Vorſtellung von dem Zwekke der Sendung Jeſu und von ſeinen Verdienſten um die Menſchen machte, wobei man immer gemeiniglich an Nichts, als an ſeinen Tod dachte, und ſogar von der Glückſeligkeit, die wir durch Jeſum erlangen ſollen, zu dunkle und verworrene Begriffe hatte. Soll es uns daher möglich ſein, dieſen Streit gehörig zu beurtheilen und die Sache, die er betrift, zu entſcheiden: ſo werden wir ihn erſt gehörig beſtimmen müſſen.

Fragen wir alſo zuerſt nach der Urſache unſrer Seligkeit überhaupt, oder wer uns fähig gemacht, eine gewiſſe Seligkeit zu empfinden und auch zugleich alles dasjenige, die Mittel hervorgebracht hat, wodurch die angenehmen Empfindungen, welche unſre Seligkeit ausmachen, in uns ſo wohl hier, als im künftigen Leben erwekt werden? ſo kann das offenbar Niemand anders ſein, als Gott, wir können in ſo fern von Niemand anders Gutes erwarten, als von ihm. Da uns aber die Gottheit in Anſehung unſres Betragens ſchon einen innern Richter gegeben hat, da wir bei einem guten Betragen Gotte wohlgefällig zu ſein glauben und von ihm Gutes erwarten, bei einem ſchlechten aber keineswegs ſeine Zufriedenheit mit uns hoffen, ſondern Strafe fürchten, und kein Menſch ohne Fehltritte bleibt, folglich Alle Strafe fürchten, und ſo lange dieſes iſt, elend ſein müſſen: ſo fragt ſichs, ob es dagegen ein Mittel giebt, und was wir thun müſſen, wenn dieſer Zuſtand bei uns aufhören und wir keine Strafe mehr fürchten, ſondern lauter Gutes ſollen hoffen, und alſo aus jenem elenden wieder in einen

glükseligen Zustand sollen versezt werden können? Wir sagen, man müsse dann an Christum glauben und um seines Verdienstes willen nichts Böses mehr fürchten, sondern lauter Gutes hoffen. Wir sind also zwar nicht der Meinung, als ob wir durch den Glauben unsre Seligkeit in dem hier angegebnen Sinne verdienen könnten, aber wohl, daß es nur der Glaube ist, durch den wir derselben theilhaftig werden können, indem wir, wie man sich ausdrükt, durch denselben das Verdienst Christi ergreifen und auf uns anwenden. Andre, die das Verdienstliche des Todes Jesu zur Sündenvergebung nicht anerkennen, verlangen, man solle der Barmherzigkeit Gottes vertrauen, welche gewis, auch ohne Genugthuung, Sünden zu vergeben bereit sei. Die Richtigkeit unsrer Meinung zu beweisen, darf ich weiter nichts thun, als mich auf das, was ich von den Ursachen der Nothwendigkeit des Todes Jesu zur Sündenvergebung und zu Anfange dieser Abhandlung gesagt habe, und auf die dabei angeführten Schriftstellen berufen, auf die ich auch hiermit zugleich zur Widerlegung der Meinung, die ich so eben angeben werde, verweise. Die Römische Kirche behauptet nämlich, man müsse in diesem Falle durch gute Werke das wieder gut machen, was man Böses gethan habe, dadurch erwerbe man sich die Freiheit von aller Sündenstrafe und habe nichts Böses mehr zu fürchten, vielmehr alles Gute zu hoffen. Daß dadurch im eigentlichen Verstande das Verdienst Christi aufgehoben und für unnöthig erklärt, daß man damit auf seine eigne Gerechtigkeit, die doch vor Gott, nach

der Versicherung des Paulus, gar nichts gilt, geworfen wird, daß nun also derjenige, der sich vieles Bösen bewust und ganz gewis überzeugt ist, daß er es durch alle seine guten Werke nicht wieder gut gemacht hat, oder gut machen kann, keinen Grund zu seiner Beruhigung mehr haben kann, daß endlich eine solche Behauptung der Moralität der Menschen sehr nachtheilig sein mus, weil er dadurch auf den Wahn gebracht werden mus, als werde es mit einer Sünde, zu der ihn eben izt seine Neigung treibt, nicht viel zu bedeuten haben, da er sie ja hinterher durch ein gutes Werk wieder gut machen könne, sind Bemerkungen, die sich uns den Augenblick aufdringen und schon allein diese Meinung widerlegen, wenn auch die Stellen, auf die ich mich so eben berief, derselben nicht gradezu entgegen wären. Wollen Sie sich aber noch des Begrifs erinnern, welchen die Römische Kirche mit dem Ausdrukke: gute Werke, verbindet: so wird es Ihnen vollends deutlich sein, wie elend der Grund ist, auf welchem sie ihre Hofnungen bauet.

Bei dem Worte: gute Werke, denkt sich der Anhänger der Römischen Kirche nicht grade das, was wir uns unter dem Worte Tugend, oder Frömmigkeit denken, ob er diese gleich nicht ausschließt, sondern er versteht vielmehr darunter Handlungen, die nicht grade von einem tugendhaften Menschen gefordert werden können, durch die er aber, wenn er sie doch über sich nimmt, etwas fast Uiberflüßiges thut, und nur desto mehr von der Gottheit verdient, die aber besonders denen obliegen,

gen, die ein gewisses Böses wieder gut machen wollen, und eben deswegen etwas Uibriges thun müssen. Dergleichen sind, z. B. Wallfahrten, Kasteiungen, Fasten ꝛc. Daß aber dergleichen Dinge an sich gar keinen Nuzzen haben, und noch viel weniger die Gnade Gottes und Freiheit von Sündenstrafen erwerben können, davon sind gewis alle meine Leser zu sehr überzeugt, als daß ich noch ein Wort darüber zu sagen hätte. Außer den genannten und ähnlichen Dingen nennt aber die Römische Kirche auch noch einige Andre, durch die man sich noch mehrere, ja so viel Verdienste erwerben könne, daß man sie nicht einmal alle für sich brauche. Diese sind die freiwillige Armuth, das eheloſe Leben und der blinde Gehorsam. Sie fordert sie nicht von allen, sondern behauptet, daß die Aussprüche der Schrift, worinnen die Menschen darzu angewiesen würden, nicht eigentliche alle Menschen verbindende Befehle, sondern nur evangelische Rathschläge wären, durch deren Befolgung derjenige, der die Kraft in sich fühlte, dieses zu thun, nicht nur so viel verdiene, daß alle seine eigne Sünden damit wieder gut gemacht würden, sondern daß er auch sogar Andern noch Etwas davon ablassen könne. Dieses ist, wie Sie gleich sehen werden, der Ursprung des alles Gefühl empörenden Ablaskrames. Zwar ist es wahr, daß anfänglich damit blos auf die Erlassung der Kirchenstrafen gesehen wurde, die die ersten Christen zur Erhaltung der guten Ordnung denjenigen ihrer Mitglieder auflegten, die sich manches Böse hatten zu Schulden kommen lassen, was die Gemeinde der Christen

schändete

schändete und sie in den Augen der Nichtchristen herabsezte und verdächtig machte, welcher Gebrauch auch nachher, da sie nicht mehr unter heidnischen Obrigkeiten standen und es folglich nicht mehr so nöthig war, doch immer noch beibehalten wurde; allein man fieng bald an, dieses auf die Sündenvergebung überhaupt auszudehnen, und es entstand sogar daraus wirklich der Lehrsaz der Römischen Kirche, daß man durch gute Werke die Vergebung seiner Sünden nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Gott erhalten und sich die Seligkeit erwerben könne, ein Lehrsaz, zu dessen Widerlegung ich gewis nichts mehr zu sagen nöthig habe, da gewis ein Jeder den Vorzug und die Richtigkeit unsrer Meinung anerkennen mus, der das Untaugliche der izt beschriebnen guten Werke kennt und nur auf die Aussprüche der Schrift bauet, wenn er auch die Nothwendigkeit des seligmachenden Glaubens zu unsrer Beruhigung und Beglükkung nicht schon aus der Natur der Sache zu folgern im Stande wäre.

Was aber die Seligkeit selbst anbetrift, der wir so wohl hier, als im künftigen Leben theilhaftig werden können und sollen: so müssen wir sie, um den Werth und Einflus der Tugend und Frömmigkeit, nicht der guten Werke der Römischen Kirche, auf dieselbe gehörig bestimmen zu können, von 2 Seiten ansehen und sie, oder vielmehr das Gute, die Belohnungen, durch welche sie hervorgebracht wird, eintheilen in natürliche und willkührliche. Es ist nämlich gewis, daß die Tugend nicht ohne Folgen bleiben kann, und sollte sie auch fürs erste weiter keinen Nuzzen für uns haben: so ist es doch sicher, daß wir durch die Uibung derselben zu dem beseligenden Bewustsein kommen, daß wir unsre Kräfte gut und der Absicht Gottes gemäs gebraucht haben, daß wir zugenommen haben an Vollkommenheit und Aehnlichkeit mit Gott, ein Bewustsein, das uns für eine Menge Uibel, das wir vielleicht erdulden müssen, schad-

los

los hält. Sie werden daraus die Nothwendigkeit eines guten Verhaltens zu unsrer Seligkeit von selbst erkennen, Sie werden es eingestehen, daß wir, wenn wir auch noch so gewis überzeugt wären, Gott wolle uns um unsrer Sünden willen nicht strafen, doch, wenn wir uns viel Sünden zu Schulden kommen lassen, auf die Seligkeit, die ienes Bewustsein mit sich führt, schlechterdings Verzicht thun müssen. Dabei ist es aber auch wieder ganz deutlich, daß uns dieses Bewustsein um so mehr beseligen mus, je mehr wir alles, was wir thaten, aus Liebe zu Gott und Menschen thaten.

Die Schrift versichert uns aber auch, und wir können es auch von der Güte Gottes erwarten, daß sie uns auch, wenn es unser wahres Bestes nur sonst zuläst, mit einer Menge andrer Güter überschütten wolle, durch welche das Gefühl unsrer Seligkeit in uns erwekt wird. Hier nennen wir diese Güter Glüksgüter und wir kennen sie auch, was uns aber die Güte Gottes im künftigen Leben verleihen wird, wissen wir nicht, nur so viel können wir vermuthen, daß das Gute, was uns dort zu Theil werden wird, auch dem Zustande angemessen sein wird, in welchem wir in jenes Leben hinüber gehen. Daraus wird ganz offenbar folgen, daß wir uns nicht etwa durch der Art gute Werke, die die Römische Kirche anpreist, eine Stufe im Himmel bauen, ja daß wir nicht einmal durch unsre Tugend Gotte Etwas abverdienen können, daß wir vielmehr alles von seiner Gnade und Güte erwarten müssen, daß uns aber auch auf der andern Seite von der Güte Gottes wirklich nur so viel Gutes mitgetheilt werden kann, als wir uns durch Uibung der Tugend in diesem Leben zu geniessen fähig gemacht haben, daß sich also der Grad der Seligkeit, der uns dort zu Theil werden wird, genau nach dem Grade der Tugend richten wird, den wir uns hier eigen gemacht haben. Sie werden auch daraus die Nothwendigkeit der Tugend zur Seligkeit erkennen.

Um Ihnen indes von dieser Sache eine so bestimmte Uibersicht als möglich zu verschaffen, füge ich noch folgende Anmerkungen bei. Man hat gemeiniglich den Zwek der Sendung Jesu zu einseitig betrachtet und sich so benommen, daß es schien, als habe Jesus nur einzig und allein immer die Beglükkung der Menschen vor Augen gehabt, ohne eben sehr an ihre Verbesserung zu denken. Daher zum Theil der Streit, von dem ich izt so viel sagen muste. Ich sprach aber, um die Aussicht zu erweitern, in dieser Abhandlung nicht von den Bedingungen der Seligkeit, ob es zulezt gleich eben das ist, sondern von den Bedingungen, unter welchen wir der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig werden könnten. Dieser können wir nun, dieses darf blos gesagt werden, unter allen Umständen ohne Glauben an Christum auf keine Art theilhaftig werden, und, wenn wir diesen haben, so ist selbst die Verbesserung, zu der vorzüglich der Christ auf so vielfältige Art neue Kräfte bekommt und nothwendig geführt werden mus, eine Wohlthat des Christenthums, die ohne dasselbe, oder ohne Glauben in dem Grade gar nicht möglich ist. Und in welchem genauen Zusammenhange selbst der seligmachende Glaube mit dieser Verbesserung steht, glaube ich deutlich genug gezeigt zu haben. Wenn also auch wirklich ein gebesserter Mensch um seiner Tugend willen von Gott beseligt würde: so kann er doch der Seligkeit des Christen nie theilhaftig werden, weil er nicht Christliche Tugend ohne Glauben beweisen kann, woraus denn nothwendig folgt, daß der Glaube, der aber alsdann freilich durch die Werke thätig ist, das erste und einzige Mittel ist, zur Christlichen Vollkommenheit und Glükseligkeit zu gelangen, daß dieses in Rükficht auf den Menschen die Ordnung ist, in welcher er sein Heil suchen mus.

Von den Mitteln, bei deren richtigem Gebrauche zu unsrer sittlichen Vervollkommnung wir von der Gottheit ganz vorzüglich unterstüzt werden sollen,

oder

Von den Gnaden-Mitteln.

Der Gottheit Wille ist es, daß die Menschen immer weiser und besser werden sollen, sie sucht dieses, obwohl unbeschadet der menschlichen Freiheit, auf alle Art zu bewerkstelligen, sie hat verschiedne Anstalten zu diesem Ende getroffen, und alle zwekmäßige Mittel gebraucht, ja sie will sogar, wie wir in den lezten Abhandlungen sahen, die Menschen auf eine außerordentliche Art durch eine besondere Einwirkung unterstüzzen, damit sie diesem Ziele desto leichter und schneller zugeführt werden. Allein dort, wo wir uns von der Gewisheit einer solchen göttlichen Unterstüzzung überzeugten, bemerkten wir auch, daß sie uns nicht unmittelbar, sondern mittelbar zu Theil würde, und daß uns die Gottheit diese Unterstüzzung nicht aufdringe, sondern daß sie uns vielmehr nur alsdann zu Hülfe kommen wolle, wenn wir uns ihr überhaupt nicht widersezten, sondern in ihre Plane einstimmten, oder mit andern Worten, wenn die Bedingungen bei uns statt fänden, unter welchen sie bei uns

wirk-

wirksam sein könne und wolle, und wenn wir die Mittel gehörig brauchten, bei deren richtigem Gebrauche sie uns vorzüglich zu Hülfe kommen könne. Von den Bedingungen, unter welchen wir der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig, und also auch von der Gottheit außerordentlich unterstüzt werden, haben wir in der vorhergehenden Abhandlung geredet, es ist also nur noch übrig, uns auch mit den Mitteln bekannt zu machen, bei deren richtigem Gebrauche wir eine außerordentliche Einwirkung Gottes auf unsre Seelen erfahren, und welche auch schon an sich die kräftigsten Beförderungsmittel unsrer sittlichen Vervollkommnung sein sollen. Ich glaube, als bekannt annehmen zu können, daß das Wort Gottes und die Sakramente diese Mittel sind, von welchen ich demnach das Nöthigste in dieser Abhandlung beizubringen haben werde.

Was zuerst das Wort Gottes betrift, welchen Namen man bisweilen, wiewohl etwas uneigentlich, auch im Allgemeinen der heiligen Schrift giebt: so versteht man im eigentlichen Verstande und in der engern Bedeutung darunter jeden Unterricht, der uns zu unsrer Belehrung, Beruhigung und Besserung im Namen Gottes und auf dessen Veranstaltung ertheilt worden ist. Aus dieser Erklärung wird folgen, daß, da das Buch, welches wir die heilige Schrift nennen, nicht in allen seinen Theilen eine ausdrükliche, im Namen Gottes bekannt gemachte Belehrung der Menschen enthält, sondern vielmehr an vielen Orten jene Belehrung nur vorausgesezt, oder erklärt, durch die Erzählung von Geschichten

schichten deutlich gemacht, und auf gewisse besondere Fälle, und zwar auf eine Art angewendet wird, die nicht für alle Zeiten und Menschen paßt, auch nicht alle Theile der Schrift in dem Verstande, wie wirs hier nehmen, Wort Gottes sind, daß es vielmehr nur in den Stellen enthalten ist, in welchen allgemeine, von der Gottheit bekannt gemachte, Wahrheiten und Lebensregeln vorgetragen sind, und daß man endlich auch in andern Schriften, außer der Bibel, in welchen diese, aus der heiligen Schrift genommenen, göttlichen Belehrungen aufgenommen, und den Menschen auf mancherlei Art ans Herz gelegt sind, Wort Gottes finden könne. Durch diese Bemerkungen allein schon wird manchem Misverstande und mancher Misdeutung vorgebeugt sein. Denn da in allen Theilen der heiligen Schrift bei dem, was gesagt wird, Wort Gottes zum Grunde liegt: so kann man allerdings noch immer behaupten, daß sich überall Wort Gottes finde, man kann aber auch, da dieses Buch nicht nur für ein Zeitalter und für einerlei Menschen, sondern für alle Menschen aller Zeiten geschrieben worden ist, recht gern zugeben, daß manche Theile, so nüzlich sie auch sonst, oder auch noch izt für manche Menschen sind, nicht mehr so viel Brauchbarkeit und Vortheile für uns haben, als andre, daß, z. B. das A. T. für uns nicht so wichtig ist, als das N. T. Da aber das A. T. für uns überhaupt keine verbindende Kraft hat, und wir auf den weit vollkommnern Unterricht des N. T. gewiesen sind, da alle Einwendungen gegen diese Wahrheit nichtig sind, und

besonders die Eintheilung des Mosaischen Gesezzes in Moral- Zeremonial- und Polizei-Gesez nicht wohl statt finden kann, weil sich bei wenigen der Mosaischen Gesezze bestimmt ausmachen lassen wird, zu welcher von diesen drei Klassen sie gehören, indem sie vielmehr alle so auf einen Plan berechnet sind, daß sich jene Eintheilung gar nicht machen, und folglich auch die Verbindlichkeit der Mosaischen Moralgesezze für uns, in wie fern sie Moses gegeben, nicht erweisen läst, wir auch überdies eine vollkommnere Moral haben, als die Mosaische, da ferner diese Untersuchung nicht eigentlich in die Christliche Glaubenslehre gehört, und ich endlich die Vortheile, die das A. T. auch für uns noch hat und haben kann, bereits im 1ten Bande, S. 431. 432., bei der Bestimmung seines Nuzzens als Erkenntnisquelle der Religion, angegeben habe: so werde ich nicht nöthig haben, noch mehr darüber zu sagen, als daß die Gottheit, in wie fern es ihr Wort enthält, auch wohl izt noch durch dasselbe wirksam sein kann. Uiberhaupt kann es wahr sein, daß ein Theil der Schrift brauchbarer und wirksamer ist, als der andere, man mus aber doch nie vergessen, daß der Theil, der vielleicht den Einen nicht sonderlich zu erwekken im Stande ist, oder der ihm wohl gar trokken und unbrauchbar vorkommen kann, für einen Andern eine sehr belehrende und ermunternde Kraft haben kann, so daß es in der That unbillig ist, irgend einen Theil der Schrift herabzuwürdigen und ihn gemeinhin als ganz unbrauchbar vorzustellen. Bei der vom Worte Gottes gegebnen Erklärung werden übrigens

gens

gens auch nicht wenige von den Verunglimpfungen ihre Kraft verlieren, die man sich erlaubt hat, weil man es lächerlich fand, wenn gewisse Schriftstellen zum Worte Gottes gerechnet wurden.

Dieses Wort Gottes aber, und was ich Ihnen als solches vorgestellt habe, ist es, durch welches Gott auf eine besondere Art an den Seelen der Menschen wirksam sein will. Daß es schon vermöge seines Innhalts eine belehrende, tröstende, ermunternde und stärkende Kraft hat, wird wohl kein Mensch bezweifeln, der es jemals richtig gebraucht hat, daß aber Gott auf die Art, wie ich sie Ihnen S. 345 beschrieben habe, durch dasselbe auf die Seelen der Menschen wirken könne und wirke, darüber verweise ich Sie außer den S. 344 angeführten Stellen noch auf 1. Cor. 2, 1—5. Jac. 1, 18. Röm. 1, 16. und berufe mich in Ansehung der Vernunftmäßigkeit und beseligenden Kraft, die diese Lehre hat, auf die ganze Abhandlung von den göttlichen Gnadenwirkungen.

Die Gottheit will aber auch beim richtigen Gebrauche der Sacramente auf unsern Geist besonders wirksam sein. Unter einem Sacramente verstehen wir eine religiöse, oder heilige, von Christo verordnete feierliche Handlung, bei welcher wir durch den richtigen Gebrauch gewisser äusserlicher Mittel mancher geistigen Güter theilhaftig werden. Es ist bekannt, daß über die Sacramente ein ziemlich heftiger Streit zwischen unsrer und der Römischen Kirche statt gefunden, und daß man demselben eine so große Wichtigkeit beigelegt hat, als ob da

bei eine Hauptsache des Christenthums verhandelt würde. In wie fern man daran Recht that, werden meine Leser nach folgenden Anmerkungen selbst entscheiden können. Das Wort Sacrament kommt gar nicht in der Bibel vor, und diese kennt also, wenigstens dem Namen nach, keine Sacramente. Da man indes das Griechische Wort, welches Geheimnis bedeutet, in der Lateinischen Sprache gewöhnlich durch Sacramentum übersezte: so fieng man, da man die Bedeutung dieses Worts nicht genau bestimmt hatte, und vielleicht manchmal selbst nicht recht wuste, was man sich dabei denken sollte, nach und nach an, dasselbe von vielen Dingen zu gebrauchen, ohne grade gewisse bestimmte Lehren und Gebräuche des Christenthums, noch viel weniger aber eine gewisse und bestimmte Anzahl solcher Gebräuche damit zu bezeichnen. Erst spät im 12ten Jahrh. fiengen 2 damals berühmte Männer an, es von den 7 Stükken zu brauchen, worauf es die Römische Kirche noch immer bezieht, ob sie gleich keinen Grund angeben, warum sie grade 7 annahmen, vielleicht thaten sie es blos aus einer gewissen Vorliebe zur Zahl 7. Indes war der Lehrsaz von den 7 Sacramenten, selbst in der Römischen Kirche, noch kein Glaubensartikkel, und nur erst im 16ten Jahrh. wurde dieser Saz von dem Tridentinischen Concilio dazu erhoben. Nun entstand aber auch Streit, und die Protestanten fiengen an, über die Natur und Anzahl der Sacramente besonders mit der Römischen Kirche, bald auch mit andern Partheien in Uneinigkeit zu gerathen, ja es war sogar die Evangelische Kirche mit der Reformirten in An-

sehung derselben nicht durchaus eins. So bald man übrigens weis, daß die Lehre von den Sacramenten und ihrer Anzahl keine Lehre der Schrift ist: so wird man auch jeden Streit darüber für nicht so gar wichtig halten und es nicht billigen können, wenn man auch die Laien dadurch in Bewegung sezte, und es sehr gern zugeben, daß man viel, oder wenig Sacramente haben könne, je nachdem man erklärt hat, was man sich unter einem Sacramente denken will und soll. Eine andre Frage ist es freilich, ob es rathsam ist, wenn man einmal mit dem Worte Sacrament eine besonders feierliche, wichtige und nothwendige Handlung anzeigen will, viele Sacramente anzunehmen, und wichtige und weniger wichtige, nothwendige und von Christo selbst verordnete feierliche Handlungen mit andern von Menschen angeordneten und abänderlichen zu verwechseln, und nicht viel lieber die Ehrwürdigkeit jener vor diesen durch einen besondern Ausdruk zu bezeichnen? Dieser lezten Meinung ist die Evangelischlutherische Kirche, und sie giebt daher eine solche Erklärung von einem Sacramente, daß sie mehr als 2 nicht annehmen kann, nemlich Taufe und Abendmal, alle and're religiöse Handlungen aber, ob sie ihnen gleich, wenn sie es nur sonst verdienen, weder ihre Ehrwürdigkeit noch Nuzbarkeit absprechen will, da sie blos von Menschen angeordnet sind, und also leicht abgeändert werden können, mit den genannten in eine Classe zu sezzen, sich, wie ich glaube, mit Recht weigert. Wir verlassen den ganzen Streit, und suchen uns von der Natur und Beschaffenheit, den Absichten, Nuzzen und dem richti-

gen Gebrauche der Taufe und des Abendmals, so weit dieses hierher gehört, eine richtige Vorstellung zu machen und die Einwürfe abzulehnen, die man über dieses und jenes gemacht hat.

Daß die Taufe schon vor Christo eine Handlung war, wodurch Jemand zu Etwas eingeweihet, verbindlich gemacht und aufgenommen wurde, daß vorzüglich Johannes, der Vorläufer Christi, sich derselben bediente und daher den Namen des Täufers bekam, sind bekannte Dinge. Auch Christus fand sie zwekmäßig, und er verordnete sie daher, um die neuen Anhänger seiner Lehre durch dieselbe in die Religionsgesellschaft aufzunehmen, die sich nach seinem Namen nennte und ihm folgte. Und in der That war die Taufe, wie sie besonders damals üblich war, eine sehr bedeutungsvolle Zeremonie, weil sie den Neuaufgenommenen sehr nachdrüklich sowohl an das, was er nun sein und werden müste, als auch an die Vortheile erinnerte, die ihm durch seine Aufnahme in der Religionsgesellschaft der Christen vermittelst der Taufe zu Theil wurden. Es ist nämlich bekannt, daß man damals nicht blos besprengte, wie bei uns, sondern untertauchte, um damit anzuzeigen, daß der Mensch, der nun Christ werden wollte, erst gleichsam ersäuft werden müste, daß er als ein ganz neuer Mensch hervorkommen und gar nichts mehr an sich haben dürfe, was ihm vielleicht vorher eigen gewesen wäre. Durch dieses Untertauchen wurde er aber zugleich auch an den Tod Jesu erinnert und die Vorstellung in ihm erwekt, daß er, indem er gleichsam mit Jesu stürbe, um hernach mit ihm zu leben,

ben, nun auch, wenn er dieses thue, die Vortheile des Todes Jesu auf sich anwenden und versichert sein könne, daß er nicht weiter werde gestraft werden, sondern vielmehr lauter Gutes von der Gottheit zu hoffen habe. Röm. 6, 3—11. Es ist gewis nicht zu leugnen, daß, obgleich das bei uns gewöhnliche Besprengen auch die Vorstellung der Reinigung eben so gut, als das Untertauchen, erwekt, doch das Untertauchen viele Vorzüge hat, und die Gründe, die man zur Unterlassung desselben angiebt, vielleicht nicht völlig zureichend sein möchten, um die eingeführte Abänderung zu entschuldigen. Dabei gebe ich doch aber gern zu, daß ein großer Theil dessen, was bei ehemaligen und erwachsenen Juden und Heiden nöthig und sehr bedeutungsvoll war, es bei uns nicht mehr ist, da wir gebohrne Christen sind und uns von unsrer ersten Jugend an als Christen betragen sollen. Daß aber diejenigen, die nicht reines und natürliches Wasser bei der Taufhandlung brauchen, sich eine gar nicht zu entschuldigende willkührliche Veränderung erlauben, wird keines Beweises bedürfen.

Die Natur und Beschaffenheit der Taufe, so wie die Absicht und der richtige Gebrauch derselben, so weit er das Aeußere betrift, wird aus dem, was ich so eben sagte, zur Genüge verständlich sein, sie ist nämlich ein, von Christo anbefohlnes, feierliches Untertauchen, oder Besprengen mit Wasser, um Jemanden in die Religionsgesellschaft der Christen aufzunehmen, ihn zu allen damit verbundnen Obliegenheiten zu verpflichten und die Vortheile zuzusichern, deren sich der Christ zu erfreuen hat. Von den ersten Stükken glaube ich Ihnen also

nichts mehr sagen zu dürfen; aber über die Vortheile, welche die Taufe gewährt, mus ich noch einige Anmerkungen beifügen. Da man eigentlich erst durch die Taufe ein Christ wird: so folgt, daß man durch dieselbe auch alle die Vortheile überkommt, die jeder Christ geniessen zu können das Glük hat. Man kann daher die trostreichen, beruhigenden, und beseligenden Wahrheiten des Christenthums nicht nur erkennen, sondern auch auf sich anwenden, und also versichert sein, daß wir um des Verdienstes Christi willen von der Gottheit nicht nur nicht weiter werden bestraft, sondern mit alle dem Guten überschüttet werden, dessen wir fähig sind. Ap. Gesch. 22, 16. 1 Cor. 6, 11. Gal. 3, 27—29. Eph. 5, 25. 26. Tit. 3, 5—7. Wir werden ferner durch die Taufe nicht nur in den Stand gesezt, uns aller der kräftigen Mittel zu uns'rer Besserung zu bedienen, die uns das Christenthum an die Hand giebt, und somit an uns'rer wahren Vervollkommnung zu arbeiten, sondern wir bekommen dadurch auch neue verstärkte Kraft zum Guten, weil uns die Gottheit die, in einer der vorhergehenden Abhandlungen beschriebne, außerordentliche Unterstüzzung vermittelst derselben will angedeihen lassen, welches ich hier nicht werde aufs neue zu beweisen haben, da ich mich auf die genannte Abhandlung berufen kann, und es daher genug sein wird, nur noch einmal auf die eben angeführten Schriftstellen zu verweisen. Da wir also durch die Taufe Kraft zur Besserung erhalten, und keinen Feind mehr fürchten, auch von Gott nichts als Gutes in Zeit und Ewigkeit erwarten dürfen:

so

so ist es klar, mit welchem Rechte man behaupten kann, sie erlöse von Sünde, Tod, Teufel und Hölle und gebe die ewige Seligkeit.

Man hat jedoch nicht selten sowohl in den ältesten, als neuesten Zeiten behauptet, die Taufe sei nicht mehr nöthig, und Christi Absicht sei nur gewesen, daß diejenigen, welche dem Judenthume und dem Heidenthume absagten, durch die Taufe in seine Religionsgesellschaft aufgenommen und durch diese Aufnahme der Vortheile des Christenthums theilhaftig gemacht werden sollten, keinesweges aber, daß die Taufe auch noch in der Christlichen Gemeine, wenn sie einmal errichtet wäre, beibehalten werden solle, weil da so schon nichts als gebohrne Christen wären. Nur diejenigen also, welche nicht Christen wären, sich aber zu ihnen wenden wollten, müsten noch getauft werden. Wenn es aber auch gleich wahr ist, daß Christliche Kinder viele Vortheile vor Andern voraus haben: so möchte es uns doch keineswegs frei stehen, den ganz allgmein ausgedrükten Befehl Christi so einzuschränken und willkührlich abzuändern; da man doch allezeit sicher ist, dem Willen des Stifters einer Sache gemäs zu handeln, wenn man sich genau nach seinen Worten richtet, als sich solche willkührliche Abänderungen erlaubt. Hierzu kommt noch, daß die Feierlichkeit der Taufhandlung nicht nur auf den Täufling, sondern auch auf andre Anwesende einen vortheilhaften Eindruk machen mus, daß die Christen selbst dadurch an die brüderliche Liebe und an alles das, was sie einander und der ganzen Welt schuldig sind, auf eine

sehr wirksame Art erinnert werden, und daß mit der Taufe selbst die vorhererwähnten Vortheile verbunden sind, die man sich, besonders bei dem Bewustsein der Art, wie Christus die Taufe eingesetzt hat, wohl nicht immer mit Zuversicht möchte zueignen können, wenn man wüste, daß man nicht getauft wäre.

Allein man hat vorzüglich die bei uns gewöhnliche Kindertaufe aufs lebhafteste bestritten, ich werde Ihnen daher die wichtigsten und gewöhnlichsten Einwendungen gegen dieselbe, so wie die Beantwortung derselben, herssezzen, ohne mir selbst ein Urtheil über diese Sache anzumaßen. Man sagt nämlich, die Kindertaufe sei der Anordnung Christi gradezu zuwider, weil er befohlen habe, erst zu lehren, und dann zu taufen; sie habe für die Kinder gar keinen Nuzzen, weil sie von der ganzen Handlung nichts verstünden, und die Feierlichkeit derselben auf sie gar keinen Eindruk machen könne, daß auch die Gottheit nicht wunderbar auf sie wirke, sehe man daraus, daß ein getauftes Christenkind nicht besser sei, als ein andres ungetauftes; sie sei sogar für die Kinder selbst nachtheilig, weil sie ihnen, wenn denn ja getauft werden solle, den Vortheil raube, den ihnen die feierliche Taufhandlung in einem reifern Alter gewähren würde, weil ihnen dadurch ein Theil ihrer Freiheit geraubt, und in ihrem Namen Etwas versprochen würde, was sie gar nicht verstünden, und also auch nicht wissen könnten, ob sie bei reiflicher Uiberlegung mit diesem Versprechen zufrieden sein würden, oder nicht; sie sei eine ganz willkührliche Einrichtung neuerer Zeiten, und es sei

sicher,

sicher, daß man zu den Zeiten der Apostel und unmittelbar nachher nichts von einer Kindertaufe gewust habe; sie befördere endlich den Aberglauben, und verbreite unrichtige Vorstellungen von den Gesinnungen Gottes gegen die Menschen, weil man deswegen angefangen habe, der Meinung zu sein, als ob ein Kind, das getauft sterbe, von der Gottheit in dem künftigen Leben besser werde behandelt werden, als ein ungetauftes, woher denn auch der große Misbrauch gekommen, den man mit der Taufe getrieben.

Dagegen, und um das Vortheilhafte der Kindertaufe zu zeigen, sagt man: es sei zwar allerdings wahr, daß sich die Kindertaufe nicht befriedigend aus der Schrift erweisen lasse, da alle bisweilen dafür angeführten Beweise nicht ausreichend wären, indem Jesus allerdings in den Stellen Matth. 19, 14. Marc. 10, 14. und Luc. 18, 16. nicht den Kindern das Reich Gottes zuschriebe, sondern denen, die so gesinnet und so lenksam wären, wie die Kinder, alle übrige Aussprüche Jesu, wo von der Taufe die Rede sei, nur von Erwachsenen genommen werden könnten, auf die Beschneidung aber gar keine Berufung statt fände, weil uns diese überhaupt nichts angehe, und dann wenigstens auch auf das weibliche Geschlecht nicht anwendbar sei, die Einsezzungsworte endlich die Kindertaufe im eigentlichen Verstande nicht beweisen könnten. Dem ungeachtet schlössen aber doch die Einsezzungsworte die Kinder nicht aus, ob Jesus gleich erst zu lehren befohlen habe, weil damals blos Erwachsene in die Christliche Religionsgesell-

gesellschaft aufzunehmen gewesen wären. Die Kindertaufe könne aber auch wirklich der Absicht Jesu nicht entgegen sein, da sie den Kindern vielerlei Vortheile gewähre. Denn dessen nicht zu gedenken, daß es der Gottheit doch wohl möglich sei, den Geisteskräften des Kindes eine Richtung zu geben, welche vortheilhaft für dasselbe sein könne, wenn nur die übrigen Umstände darnach wären; so bekomme doch das Kind durch die Taufe ganz besondere Ansprüche an die Liebe und Unterstüzzung der übrigen Christen, in welchen, vermittelst der, ihnen als Christen eigenthümlichen, Gesinnungen, in der That eine außerordentliche Zuneigung zu den getauften Kleinen erwachen müste. Die Kindertaufe trage übrigens nicht wenig zur Erhaltung einer guten Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft, und sogar in Familien bei, in welchen leztern es sogar Uneinigkeiten veranlassen könne, wenn einige Glieder getauft wären, und andre nicht. Wenn übrigens auch gleich nicht zu leugnen sei, daß vielleicht zu den Zeiten der Apostel noch keine Kindertaufe statt gefunden, und daß man schon in den ältesten Zeiten wider dieselbe gesprochen habe: so sei es doch auch gewis, daß der Gebrauch, die Kinder zu taufen, bis an die Zeiten der Apostel reiche, und folglich keine willkührliche Anordnung neuerer Zeiten sei. Auch hätten Kinder gewis keinen Schaden von dieser Einrichtung, denn außer dem schon beschriebnen Nuzzen könnten sie in spätern Jahren solchen feierlichen Handlungen öfters beiwohnen, und für sich eben die Vortheile daraus ziehen, als wenn sie selbst getauft würden, die Versprechungen

chungen aber, die in ihrem Namen gemacht würden, wären nur in so fern verbindlich, in wie fern sie sie in der Folge bestätigten, und es stehe ihnen allemal frei, wieder aus der Christlichen Gesellschaft herauszutreten. Der Misbrauch aber, den man mit der Taufe treibe, könne nichts gegen die Nuzbarkeit derselben beweisen, da es wohl überhaupt nicht leicht Etwas auch noch so Nüzliches geben könne, das nicht gemisbraucht worden wäre, und gemisbraucht werden könne. Es könne endlich die Kindertaufe recht gut beibehalten werden, ohne daß man fürchten dürfe, den Wahn zu befördern, daß die Kinder, die etwa vor ihrer Taufe stürben, von Gott verdammt oder weniger glükselig werden würden, als wenn sie getauft worden wären, und es komme hierbei blos auf vernünftige Belehrung an.

Daß wir uns aber durch die Taufe verbindlich machen, allem nachzukommen, was uns das Christenthum auflegt, wenn wir anders der Vortheile theilhaftig werden wollen, die wir durch dasselbe überkommen, wird aus der Absicht und dem Zwek der Taufe selbst verständlich sein. Da wir uns aber bei der Taufe gleichsam erst recht ausdrüklich darzu anheischig machen und erst unter der Bedingung, daß wir dieses thun, die Vortheile erwarten, die wir dadurch erlangen sollen: so nennt man die Taufe nicht selten den Taufbund, welche Benennung aus 1 Petr. 3, 21. genommen ist. Da ich mich schon einmal über den Ausdruk, einen Bund mit Gott machen,*) erklärt habe: so glaube ich hier blos

*) S. 260. d. B.

blos erinnern zu müssen, daß wir, wenn wir uns ja jenes Ausdruks bedienen, denselben nie eigentlich nehmen, sondern uns dabei nur der großen Verbindlichkeit erinnern müssen, die wir dadurch, daß wir Christen wurden, auf uns nehmen, und zugleich die selige Hofnung haben können, daß wir, im Fall wir unsrer Verbindlichkeit nach Vermögen nachkommen, von der Gnade und Güte Gottes um Christi willen alles Gute in Zeit und Ewigkeit erhalten werden.

In den ersten Zeiten des Christenthums war es aber gewöhnlich, daß man diejenigen, die Christen werden wollten, vor der ganzen Gemeine durch die Taufe aufnahm. Da aber bisweilen auch Jemand aufgenommen wurde, der sich nachher eben nicht Christlich betrug, oder sich wohl gar blos deswegen aufnehmen lies, um zu den Versammlungen der Christen freien Zutritt zu haben, alles auszukundschaften, und sie hinterher zu verrathen und mit desto stärkern Scheine zu verleumden: so fieng man an, behutsam zu werden, und nicht sogleich einen Jeden, der sich meldete, aufzunehmen, ja man forderte sogar, daß man für seine Redlichkeit und Treue wenigstens Einen Bürgen aus der Christlichen Gemeinde stellen sollte, wodurch denn auch die ganze Handlung selbst noch mehr Feierlichkeit bekam. Dies ist der Ursprung der auch bei uns noch gewöhnlichen Pathen, aus welchem sich die Pflichten folgern lassen, die sie über sich nehmen. Es kommt ihnen nämlich das zu, was die Pflicht eines jeden Bürgen ist, für das zu stehen, wofür man sich verbürgt, und also in dem hier genannten

Fal-

Falle dafür zu sorgen, daß der neuaufgenommene Christ alle Obliegenheiten des Christen erfülle. Da aber bei uns fast nichts, als Kinder getauft werden: so versteht es sich von selbst, daß die dabei übernommnen Pflichten auch nach unsern Sitten bestimmt werden müssen, und daß ein Pathe ganz vorzüglich dafür zu sorgen hat, daß das Kind, für welches er sich verbürgt, gehörig in der Christlichen Religion unterrichtet und mit den Pflichten bekannt gemacht wird, die es als Christ zu beobachten hat, daß die Eltern durch die Wahl eines Pathen demselben zugleich das Recht zugestehen, in gewisser Maaße ein Wort über die Erziehung des Kindes zu sagen, und daß es die Pflicht des Pathen ist, im Fall das Kind seine Eltern verliert oder dieselben ausser Stande sind, gehörig für dasselbe zu sorgen, an die Stelle der Eltern zu treten und für dasselbe zu sorgen, und daß sie von dieser Verbindlichkeit so lange noch nicht ganz los sind, als bis des Kindes Geisteskräfte so weit ausgebildet sind, daß es sich nun selbst überlassen werden kann. So löblich indes dieser Gebrauch der Hauptsache nach ist, so sehr verdient ers doch, eine bessere und zwekmäßigere Einrichtung zu erhalten, und höchst wünschenswürdig, ja äußerst nothwendig wäre es, die vielen Misbräuche abzuschaffen, die bei demselben obwalten und ihn schänden. Ich bemerke übrigens nur noch, daß es zwar um der guten Ordnung willen nur den Dienern der Religion übergeben ist, durch die Taufe neue Mitglieder in der Christlichen Religionsgesellschaft aufzunehmen, daß es aber im Nothfalle, um der Schwachen Gewissen willen,

auch

auch Jedem Andern erlaubt ist, dieses zu thun, und daß die Taufe gültig, und niemals zu wiederholen ist, wir mögen sie in einer Religionsparthei erhalten haben, in welcher wir wollen, wenn nur keins der, wesentlich darzu gehörigen, Stükke versäumt worden ist, welches, so viel wir wissen, bei keiner der zahlreichen Christlichen Religionspartheien zu geschehen pflegt.

Jesus Christus verordnete aber nicht blos die Taufe, sondern er sezte auch in der Nacht vor seinem Tode, nachdem er mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen und vieles von seiner ihm bevorstehenden Hinrichtung mit ihnen geredet hatte, das Abendmal, welches man auch das Nachtmal, das Sacrament des Altars u. s. w. nennt, ein, und befahl dessen öftere Wiederholung. Es ist allgemein bekannt, daß er bei der Einsezzung des Abendmals ungesäuertes Brod, — denn anderes hatte er damals nicht, — und Wein unter seine Jünger vertheilte, mit den Worten: Nehmet, esset, das ist mein Leib, nehmet hin und trinket alle daraus, (aus dem Kelche) das ist das Blut des N. T., welches vergossen wird zur Vergebung der Sünden, dieses thut — wiederholt diese feierliche Handlung öfters — zu meinem Gedächtnis.

Welcher unselige Streit über die Natur und Beschaffenheit des Abendmals und über die Bedeutung der Worte Jesu: das ist mein Leib, das ist das Blut des N. T. entstanden ist, ist leider mehr als zu bekannt; da dieser Streit vorzüglich Gelegenheit gegeben hat, daß die Einigkeit zwischen den Protestanten aufhörte, und sich

die-

dieselben in 2 Partheien theilten, ob man gleich, meines Erachtens, lieber hätte bei den Worten Christi bleiben sollen, ohne viel über ihren Sinn zu grübeln, ob gleich, wenn man ja Untersuchungen hätte darüber anstellen wollen, woraus mehrere Meinungen und folglich Uneinigkeit entstanden wäre, der darüber entstandene Streit doch billig unter den Theologen hätte bleiben, das Volk aber niemals durch denselben in Bewegung gesezt werden, am allerwenigsten aber Jemand seiner Meinungen wegen verdammt, und verstoßen, im Gegentheil aber Jedermann in aller Ruhe bei seiner Meinung und bei seinem Glauben gelassen und ihm freigestellt werden sollen, was er sich bei den Worten: das ist mein Leib, das ist das Blut des N. T. denken zu müssen geglaubt hätte. Da nun diese Sache aber einmal allgemein bekannt geworden und sogar Spaltungen darüber entstanden sind: so mus ich auch hier die verschiednen Meinungen und die vorzüglichsten Gründe derselben anführen, ohne mich jedoch lange dabei zu verweilen, weil ich, wie ich schon gesagt habe, den ganzen Streit für das Allgemeine an sich als sehr unbedeutend ansehe, und der Nuzzen des Abendmals, wenn es nur sonst richtig gebraucht wird, statt finden kann, man mag einer Meinung sein, welcher man will, welches daraus allein schon folgt, daß sich die Jünger Jesu bei der Einsezzung des Abendmals und in der Folge deren Schüler gewis noch keine so bestimmte Vorstellung von der Bedeutung der von Jesu gebrauchten Worte machten, und es doch wohl deswegen Niemand wird leugnen wollen, daß sie allen Nuzzen von dem Ge-

nusse des Abendmals hatten, der bei dem richtigen Gebrauche desselben überhaupt nur immer möglich ist.

In den ältesten Zeiten war es nämlich wirklich so, wie ich so eben sagte, daß es sein sollte, man blieb bei den Worten Christi, ohne viel über den Sinn derselben zu grübeln, man schien sich eine wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmale zu denken, bestimmte aber gar nichts über die Art derselben. Erst nach dem Verlaufe von vielen Jahrhunderten kam die Meinung auf, welcher die Römische Kirche noch immer folgt, daß nämlich Brod und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt werde und nur noch die äußere Gestalt behalte. Man beruft sich, um dieses zu beweisen, vorzüglich auf die Einsezzungsworte selbst. Allein wer sieht es wohl nicht, daß diese in der That an sich vieldeutig sind und folglich auf keine Art hinreichen, eine Sache zu beweisen, die aller Vernunft widerstreitet und der Augenschein widerlegt? Denn es ist doch auf alle Fälle unmöglich, daß ein Ding in ein Andres soll verwandelt werden und gleichwohl alle Merkmale behalten können, daß es das Nämliche sei, was es vorher war. Der abgeschmakten Folgerungen, die sich übrigens nothwendig aus jener Behauptung ergeben, will ich gar nicht einmal erwähnen, sondern nur daran erinnern, daß die Römische Kirche selbst noch nicht recht weis, was sie aus ihrer Lehre machen und wie sie sie genauer bestimmen soll.

Dieser Meinung grade entgegengesezt ist die Lehre der Reformirten Kirche, welche behauptet, daß Brod

und

und Wein nur Bilder (Symbole) wären, bei deren Genus man sich des Leibes und Blutes Jesu, oder seines Todes erinnern sollte, daß Leib und Blut Jesu auf keine Art gegenwärtig wären, und daß die Worte Christi nur heißen sollten, das Brod bedeutet meinen Leib, der Wein bedeutet mein Blut. Es ist nicht zu leugnen, daß die Einsezzungsworte an sich so genommen werden können. Ehe ich jedoch noch weiter Etwas von der Sache sage, will ich zuvor die Meinung der Evangelischen Kirche angeben und hinterher die nöthigen Erinnerungen folgen lassen. Diese behauptet nämlich, die Worte Christi müsten beibehalten und eine wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmale angenommen werden. Diese Gegenwart will sie doch nicht so verstanden wissen, als ob der Leib und Blut Christi räumlich da wäre, sondern sie behauptet nur die gegenwärtige Wirksamkeit derselben. Sie will also nicht, daß der Leib mit dem Brode gleichsam verschlungen würde, dieses hält sie für einen Irrthum, dem sogar der Name impanatio (der Einbrodung, wenn ja dieses Wort zu übersezzen ist) gegeben ist, sondern nur, daß der Leib und Blut Christi beim Genus des Brodes und Weines eine gewisse Wirksamkeit äußere, welche sie aber auf keine Art erklären zu können eingesteht, weswegen sie auch die Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit dem Brode und Weine eine sacramentirliche und geheimnisvolle Vereinigung nennt. Daß übrigens bei dieser Art, sich die Sache vorzustellen, eine Menge Einwürfe wegfallen, daß z. B. Christi Leib oft vervielfältigt

fältigt werden müsse, daß es der Natur eines Körpers entgegen sei, an vielen Orten zugleich zu sein, u. s. w. versteht sich von selbst, da dieses alles gar nicht nöthig und es gar wohl möglich ist, daß ein Körper nicht immer dem Raume nach an einem Orte sein mus, um unmittelbar an demselben zu wirken, und da der Körper Christi auch von ganz and'rer Beschaffenheit ist und sein mus, und folglich mehr und weiter wirken kann, als der Unsrige. Die Meinung der Leztern wird übrigens in der That durch manche sehr wichtige Gründe bestätigt, von denen ich die Vorzüglichsten hier angeben will, in der Hofnung, daß meine Leser dadurch werden in den Stand gesezt werden, über diese Sache gründlich zu urtheilen.

Es ist zuerst nicht zu verkennen, daß die Stelle Luc. 22, 19. eine gewisse Schwierigkeit hätte, wenn man die Worte: das ist mein Leib, so nehmen wollte, das bedeutet, dabei denkt euch meinen Leib, und nun die folgenden: solches thut zu meinem Gedächtnis, oder thut es oft und denkt dabei an mich, darzu nähme, weil Jesus wirklich Einerlei zweimal sagte. Sodann redet auch der Apostel Paulus in solchen Ausdrükken von dieser Sache, daß man in der That genöthigt zu sein scheint, an den gegenwärtigen Leib und das gegenwärtige Blut Christi im Abendmale zu denken. Er sagt unter andern 1 Cor. 11, vom 19. Vers bis zu Ende sehr viel von dieser Sache, vorzüglich aber V. 29, daß derjenige, welcher unwürdig esse und trinke, sich selber das Gericht esse und trinke, weil er nicht unterscheide den Leib

des

des Herrn, nämlich von andrer Speise, und vorher V. 27. sagt er, ein solcher sei schuldig am Leibe und Blute des Herrn, welche Ausdrükke nebst verschiednen andern in der That etwas gezwungen erklärt werden zu müssen scheinen, wenn sie uns nicht mehr auf den Gedanken der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmale bringen sollen. Dies wird übrigens genug sein von einer Sache, die, wie ich noch einmal bekenne, nach meiner Meinung blos den Theologen überlassen werden sollte, und über welche sich ein jeder Andrer, dem daran gelegen ist, mehr davon zu wissen, aus Schriften, die recht eigentlich darüber geschrieben sind, leicht wird belehren können. Ich schreibe nur noch das Urtheil, das über diese Sache in der Neuen allgem. deutsch. Bibl. 5ten Band. 2tes St. gefällt wurde, ab, und überlasse meinen Lesern die Entscheidung. Es heißt daselbst bei Gelegenheit der Rezension einer Schrift: über Prediger und Predigerstand. „Auch bei Erklärung der Worte: das ist mein Leib u. s. w. würden wir nicht so gradezu für das von dem Verfasser beliebte Significat (es bedeutet) stimmen, weil es uns doch wirklich den Sinn nur sehr wenig erschöpfend und der Würde der Handlung nicht recht angemessen zu sein scheint. Unser Rath also wäre der: Man lasse sich hier weder auf eine Significat, noch auf ein Est (es ist) ein, sondern bestimme lieber den Sinn nur gradezu dahin: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, d. h. das Essen von diesem Brode ist eine Theilnehmung von dem, was durch die Hingebung meines Leibes für euch

bewirkt wird, nämlich an der neuen bessern Religionsverfassung, die eben durch seinen Tod erst wirklich recht zu Stande kam, wie der Erfolg der Sache selbst es gelehrt hat. Daß dies der wahre und ganz eigentliche Sinn sei, erhellet noch deutlicher aus der Formel: nehmet hin und trinket, dieser Kelch ist das N. T. in meinem Blute, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden, d. h. das Trinken aus diesem Kelche ist eine Theilnehmung an dem N. T., d. h. an der neuen bessern Religionsverfassung, die durch mein Blutvergiessen nun gestiftet und vollendet wird, und zwar in der Absicht, um euch in den Stand zu sezzen, Vergebung der Sünden erlangen zu können, d. h., vermittelst moralischer Erleuchtung und Besserung von der Herrschaft des Irrthums und der Sünde befreiet, vor dem daraus entspringenden Elende gesichert, zur Tugend gestärkt und dadurch selig zu werden. Hier ist also in der That nicht ein bloßes Significat, sondern ein wahres und wirkliches Est, nämlich eine wahre und wirklich symbolische Einweihung und feierliche Verpflichtung zur Aufnahme und Befolgung der neuen bessern Religion, die Jesus stiftete, um die Menschen zu erleuchten und zu bessern und eben hiermit von ihrer sittlichen Verdorbenheit und ihrem moralischen Elende sie zu befreien und zu retten."

Die Absichten, die Jesus bei der Einsezzung des Abendmals hatte, lassen sich leicht verstehen, und sind äußerst wichtig. Es sollte nämlich die jedesmalige Abendmahlsfeier das Andenken seines Todes und der

durch

durch denselben erworbnen Vortheile erneuern, und somit die Uiberzeugung von der Liebe Gottes und Jesu zu uns aufs neue beleben. Dieses beweisen die Einsezzungsworte und die Jedermann bekannten Umstände, unter welchen Jesus diese Anstalt traf. Der Genus des Abendmals sollte ferner, weil es besonders gemeinschaftlich genossen wurde und aller Unterschied im bürgerlichen Leben dabei vergessen werden sollte, herzliche Bruderliebe in uns erwekken, oder uns in derselben bestärken, man vergl. 1 Cor. 11, 20 ff. und das, was nach der Erzählung des Joh. Kap. 13. Jesus selbst that und redete. Durch den Gebrauch des Abendmals sollte man weiter ein feierliches Bekenntnis ablegen, daß man ein Christ sei, und besonders den Tod Jesu als das Mittel zu unsrer Begnadigung ansehe, und sich in allen Stükken zu bessern und christlich zu betragen den Vorsaz habe. Dies folgt nothwendig aus den Einsezzungsworten, aus den vorhergenannten Absichten, und Paulus erklärt es auch 1 Cor. 11, 26 ff. Endlich soll auch das Abendmal unsre Hofnungen für die Zukunft aufs neue beleben, befestigen und stärken, weil wir uns dabei des zwar für uns gestorbnen, aber auch izt in der Herrlichkeit lebenden Jesus erinnern, und also auch in eben dem Grade seiner Glükseligkeit theilhaftig zu werden hoffen können, in welchem wir ihm in unsrem Wandel auf Erden ähnlich zu werden uns bestreben. Wie sehr dergleichen Betrachtungen, zu welchen wir bei dem Genusse des Abendmals hingezogen werden, unsern Glauben stärken, und uns in allem Guten befestigen müssen, wie leicht es

auch da der Gottheit werden mus, ganz besonders auf uns einzuwirken, ohne uns in dem eignen Gebrauche unsrer Kräfte zu stören, wird an sich verständlich sein, und Niemand wird den großen Nuzzen der Abendmalsfeier, wenn wir auf die gehörige Art daran Theil nehmen, verkennen können.

Allein die rechte Art der Abendmalsfeier ist es eben, worüber ich in doppelter Hinsicht, theils nämlich in Ansehung der äußern Gebräuche, theils in Ansehung des innern Zustandes der Theilnehmenden, noch Etwas sagen mus. Was die äußern Gebräuche betrift: so ist es ganz offenbar nothwendig, daß das Abendmahl so, wie es Christus eingesezt hat, unter zweierlei Gestalt genossen werden mus, und daß die ganz willkührliche Abänderuug der Römischen Kirche auf keine Weise zu entschuldigen ist. Denn einmal gründen sich ihre Entschuldigungen auf den Irrthum von der Verwandlung des Brods und Weins in Leib und Blut, sodann hätte es Christus doch wohl auch gewust, daß da, wo Leib wäre, auch Blut sein müsse, und es ist doch immer sonderbar, daß die Römischen Priester bei sich eine Ausnahme machen und anzunehmen scheinen, als ob bei dem Leibe, den sie genießen, kein Blut sei. Doch die Bemäntelung dieses Eingrifs ist zu elend, als daß ichs der Mühe werth halten sollte, noch ein Wort darüber zu verlieren. Da man übrigens nicht vermuthen kann, daß Christus Anders, als ungesäuertes Brod bei der Einsezzung des Abendmahls gebraucht hat: so wird unsre Liebe und Ehrfurcht zu ihm, die selbst in solchen Stükken ängstlich

ist,

ist, worauf, der Hauptsache nach, nichts anzukommen scheint, uns nicht erlauben, anderes, als ungesäuertes Brod, welches überdies eben so leicht, als gesäuertes zu haben ist, und sogar noch eine gewisse Bedeutung haben kann, 1 Cor. 5, 7. 8. bei dem Abendmale zu gebrauchen, wobei es aber völlig einerlei ist, ob es erst beim Genusse gebrochen, oder schon vorher abgetheilt ist. Eben so gleichgültig möchte die Art des Weins sein, deren wir uns dabei zu bedienen haben, auch kann auf die dabei zu brauchende Gebetsformel, wenn sie nur zwekmäßig ist, nichts ankommen, da es offenbar hier frei gelassen ist, eine Einrichtung zu treffen, die die beste zu sein scheint.

Das Abendmal Jesu soll aber auch gemeinschaftlich genossen werden. Dies beweiset die Einsezzung selbst, dies beweiset die Absicht, daß wir dadurch zur herzlichen Bruderliebe erwekt werden sollen, darauf dringt Paulus, und tadelt die schon ehemals eingerissenen Misbräuche sehr nachdrüklich. 1 Cor. 11. Mit welchem Rechte also diejenigen, die sich der Christlichen Gemeinde schämen, und sich, wie mans nennt, abspeisen lassen, auf den Namen eines Christen Ansprüche machen, oder hoffen können, daß sie das Abendmal zu ihrem Nuzzen genießen, und wie sie nicht vielmehr fürchten, sich durch den Genus des Leibes und Blutes Christi das Gerichte zu essen und zu trinken, wie sie es so wenig empfinden können, daß sie demjenigen, den sie für ihren Herrn und Meister erkennen wollen, ganz unähnlich sich betragen und ihm und seiner Gemeine Hohn

spre-

sprechen, das ist mir wenigstens unbegreiflich. Kaum möchten so genannte Krankenberichte, bei welchen besonders nicht mehrere an dem Genusse des Abendmahls theilnehmen, zu entschuldigen sein, Privatabspeisungen ohne Noth aber sind es auf keinen Fall. Daß übrigens das Abendmahl allemal von dem öffentlichen Religionslehrer ausgetheilt wird, ist vorzüglich um der guten Ordnung willen nöthig. Denn was für Misbräuche, die bald thörichte Meinungen und Aberglauben nach sich ziehen würden, würden nicht entstehen, wenn es auch Andern gestattet würde? Wer nur sonst fleißig sich des Abendmahls bedient, der kann nie in den Fall kommen, wo ihm die Unmöglichkeit, sich dasselbe von einem Religionslehrer reichen zu lassen, verderblich werden könnte, da durch den Genus des Abendmahls nicht etwa vorherbegangenes Böses gut gemacht werden kann, da es nicht denen, die dem Sterben nahe sind, sondern denen, die noch leben und dadurch zur Verbesserung ihres Wandels ermuntert und gestärkt werden können, großen Nuzzen schaffen kann, da bei den Erstern nicht alle Absichten desselben erreicht werden können und da nicht der Mangel, sondern die Verachtung der Sacramente verdammt, wie man schon längst eingesehen und festgesezt hat.

Das Zweite, worüber ich noch Einiges zu sagen habe, ist der innere Zustand, der bei den Theilnehmenden da sein mus, wenn sie das Abendmahl gehörig feiern und von dem Genusse desselben alle die Vortheile haben wollen, die sie nach der Absicht Christi davon haben sollen. Wenn vorzüglich die Vorstellung vom Tode

de Jesu und den Ursachen desselben beim Genusse des Abendmals bei uns lebhaft werden kann und soll, wenn wir damit ein feierliches Bekenntnis ablegen, daß wir Christen sind und unmittelbar dadurch Jedermann berechtigen, von uns zu erwarten, daß wir uns als Christen betragen werden, wenn wir durch das lebhafte Andenken an Jesum und seine Schiksale uns überhaupt zum Vertrauen auf Gott und zur Tugend stärken, wenn endlich die Gottheit nur dann, wenn diese Vorstellungen bereits bei uns erwekt sind, auf uns einwirken kann und will: so versteht es sich sehr leicht, daß wir uns zum Genuße des Abendmahls vorbereiten, uns sammlen, unsrer übrigen zerstreuenden Geschäfte vergessen und uns vorzüglich an das erinnern müssen, was Jesus bei und nach der Einsezzung des Abendmals that und redete, daß wir uns vorstellen müssen, was für ein feierliches Bekenntnis wir abzulegen im Begrif sind und und wie sehr es uns aufs neue zur Pflicht wird, mit aller Anstrengung und zwar nicht nur auf den Tag, da wir es genießen, sondern für immer an unsrer Verbesserung zu arbeiten. Dieses fordert auch Paulus sehr nachdrüklich 1 Cor. 11, 26. f. und es wird sich daraus die Meinung derer beurtheilen lassen, welche weiter nichts fordern, als den Genus, sollte er auch Gedankenlos sein, und es schon für etwas Verdienstliches halten, diesen Genus von Andern, ohne selbst Theil daran zu nehmen, mit angesehen zu haben.

Weil wir übrigens bei dem Genusse des Abendmahls, wenn es anders Nuzzen schaffen soll, ein vorbe-

reitetes Gemüth fordern: so geschieht es, daß Niemand, als Erwachsene, die sich eine gehörige Vorstellung von der Wichtigkeit der Abendmalsfeier machen können, zur Theilnahme an derselben zugelassen werden. Dieses scheint auch Jesus selbst dadurch schon zu fordern, daß er es das erstemal nur mit Erwachsenen feierte, auch findet sich im ganzen N. T. kein einziges Beispiel vom Gegentheil. Daß sich aber Erwachsene desselben öfters bedienen müssen, ob es sich gleich nicht bestimmen läst, wenn, und wie oft, da man sich dabei nur nicht abergläubisch an gewisse Zeiten zu binden hat, und einen Jeden sein Gefühl schon von selbst sagen wird, wenn er es bedarf, leuchtet daraus ein, weil ein Jeder bisweilen einer so wirksamen moralischen Ermunterung bedarf, weil Jesus es oft zu feiern befahl, weil die ersten Christen es fast täglich, und zwar mit dem grösten Nuzzen für ihre Standhaftigkeit, und Liebe zu Jesu, so wie ihrer ganzen Gesinnung und ihres ganzen Betragens genossen, und weil alle Gründe, die man für die Unterlassung desselben vorbringen könnte, nicht nur nicht triftig genug, sondern vielleicht wohl gar von der Art sein möchten, daß man sich ihrer zu schämen hätte, und man denjenigen schwerlich mit Recht einen Christen möchte nennen können, der sich nicht einmal nach dieser gar nicht lästigen Anordnung Jesu bequemen, und ihm nicht einmal einen so leichten Beweis seiner Achtung und Liebe geben wollte.

Was man aber bei diesen Umständen von der so genannten Messe der Römischen Kirche zu halten hat,

bei

bei welcher der Priester allein das Abendmal, und zwar zum Vortheile eines oder mehrerer Verstorbnen genießt, wovon doch aber gleichwohl auch Andre, die darzu gekommen sind, um dieses mit anzusehen, oder vielmehr, wie man spricht, eine Messe zu hören, welches man bei ihnen bekanntlich zu einer der wichtigsten Religionshandlungen macht, gewisse Vortheile haben sollen, wird sich leicht beurtheilen lassen. Da nämlich bei der Messe die ganze von Christo gemachte Einrichtung des Abendmals verändert ist, und sich im ganzen N. T. auch nicht eine Spur findet, daß man das Abendmal jemals auf eine ähnliche Art gebraucht hätte, auch die ältesten Christen von dieser in der Römischen Kirche üblichen Messe nichts wusten: so folgt, daß auch die Messe niemals als ein von Christo angeordneter Gebrauch, oder als etwas zum Christenthum Gehöriges angesehen werden kann, und daß alle Untersuchungen höchstens darauf hinauslaufen müssen, ob die Messe dem Geiste des Christenthums gemäs, oder ob sie eine gute und zwekmäßige Anstalt der Kirche ist? Aber auch dafür können wir sie nicht erkennen; denn offenbar bleibt sie immer ein Misbrauch des Abendmals, das uns doch auf alle Fälle so ehrwürdig sein sollte, daß wir es nie anders, als auf die von Christo bestimmte Art, und zu den von ihm beabsichteten Zwekken gebrauchen sollten; sie befördert den Aberglauben, weil sie unrichtige Vorstellungen von dem Zusammenhange dieses und des zukünftigen Lebens veranlast, und weil man durch das Anhören einer Messe, wobei man sich um so weniger Etwas denken kann, da sie in einer fremden Sprache gehalten wird, gewisse Vor-

theile aller Art, besonders auch dann, wenn man sie auf seine Kosten lesen läst, soll erhalten können, welcher Glaube Vorstellungen voraussezt, die in dieser Schrift zum öftern, der Hauptsache nach aber vorzüglich in der Abhandlung über Religiosität und Frömmigkeit im 1ten B. widerlegt sind, sie ist endlich deswegen verwerflich, weil sie Gelegenheit zu einem gar nicht lobenswürdigen Handel gegeben hat und noch giebt.

Vielleicht ist es manchem meiner Leser angenehm und nüzlich, wenn ich Ihnen Etwas vom Ursprunge dieser Messe sage. Da sich in den ältesten Zeiten auch bisweilen falsche Christen mit einschlichen, und alles genau beobachteten, was in den Christlichen Gemeinden vorgenommen wurde, hernach aber, indem sie verdrehten und zusezten, die Christen verleumdeten: so fanden die Christlichen Gemeinden, da man besonders das Abendmal noch an Tafeln herumliegend, oder sizzend genos, und man aus der Vertraulichkeit und den Beweisen der brüderlichen Liebe, die man sich dabei gab, vorzüglich Gelegenheit zu Verleumdungen nahm, für gut, während des Genusses des Abendmals, oder, wie man es noch gewöhnlicher nannte, des Liebesmales, weiter Niemanden, als die Theilnehmer in dem Zimmer bleiben zu lassen, wo man sich zur Verehrung der Gottheit versammlet hatte. Wenn daher diese Gottesverehrungen beendigt waren, und man nur noch das Liebesmahl halten wollte: so sagte der Religionslehrer: Missa est ecclesia, die Versammlung, oder die Gemeinde wird entlassen, und alles entfernte sich außer denen, die am

Abend-

Abendmale Theil nehmen wollten oder konnten. Weil nun aber dieses allemal erst nach der Entlassung der Versammlung gefeiert wurde: so fieng man in der Folge von dem Worte missa est, gar bald an, das Abendmal selbst missa oder die Messe zu nennen. Ob nun gleich diese Messe, oder das Abendmal, lange Zeit nach der alten Gewohnheit fortgefeiert wurde: so wurde doch nach und nach immer etwas verändert, auch machten manchmal die Umstände selbst eine kleine Veränderung, wenigstens auf einige Zeit, nöthig. Dieser offenbar zum Theil nicht nur unnöthigen, sondern auch ganz und gar nicht zu entschuldigenden Veränderungen wurden aber endlich so viele, daß in der Römischen Kirche das daraus geworden ist, was wir izt bei ihnen sowohl als öffentliche, (die Abendmalsfeier der Gemeinde unter einerlei Gestalt,) als auch als Privat-Messe, (wo nur der Mespriester das Abendmal genießt,) kennen lernen, in welchen Beiden ein damit Unbekannter wohl nicht leicht das von Christo eingesezte Abendmal wieder erkennen möchte.

Ob ich nun aber gleich alles erinnert zu haben glaube, was hierher gehört: so habe ich doch von der Vorbereitung zum heiligen Abendmal, die bei uns üblich ist, ich meine, von der Beichte, noch nichts gesagt. Da ich nun, um der Kürze willen, und weil ich glaube, daß es hier am unrechten Orte sein würde, nicht in einer eignen Abhandlung von der Kirche, den Religionsdienern und ihren Vorrechten weitläuftige Untersuchungen anzustellen gesonnen bin: so will ich dieses alles, so weit ich es für

nöthig

nöthig halte, bei dieser Gelegenheit ganz kurz beibringen, und zugleich von der Beichte und dem so genannten Amte der Schlüssel das Nöthige erinnern. Alle diejenigen, die sich Christen nennen, sie mögen sich zu einer Parthei bekennen, zu welcher sie wollen, machen die Kirche, oder die Christliche Gemeine aus. Da aber nicht alle, die sich Christen nennen, auch nach der Lehre Jesu leben: so unterscheidet man zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, zu welcher Leztern nur alle diejenigen gehören, die sich durch die Lehre Jesu bessern lassen, und die in der vorhergehenden Abhandlung beschriebnen Bedingungen erfüllen, unter welchen wir der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig werden können. Da sich keine Parthei anmaßen kann, daß sie ausschließend im Besitze der Wahrheit ist, und es einem Jeden nicht nur frei steht, sondern sogar Pflicht ist, sich zu der Parthei zu bekennen, bei welcher sich nach seiner Uiberzeugung die meiste Wahrheit findet,*) und da fast bei allen Partheien die ersten Grundsäzze der Lehre Jesu noch immer in Ansehen stehen: so versteht es sich von selbst, daß Christen aller Partheien zu der unsichtbaren Kirche gehören können, so wie man auch aus eben diesen Gründen diese Kirche mit Recht eine einzige, heilige und unsichtbare Kirche nennen kann, bei der auf das Aeussere nichts, alles aufs Innere ankommt.

Das Haupt dieser unsichtbaren Kirche ist Christus, woran Niemand zweifeln kann, der Eph. 1, 22. 23.

Kp.

*) Man sehe im 1ten B. die Abhandl. über die Verschiedenheit in der Religion.

Kp. 4, 15. 16. Col. 1, 18. nachlieſt, und es weis, daß er auf Chriſtum getauft iſt und ſich nach ſeinen Vorſchriften zu richten verſprochen hat. Alle diejenigen, die ſich Chriſten nennen, ſind, als Chriſten, einander gleich und brauchen für ihren Glauben und Leben kein andres Anſehn anzuerkennen, als das Anſehn Chriſti, ob ſie ſich gleich in die äußere Ordnung fügen werden, die bei ihrer Parthei und in der bürgerlichen Geſellſchaft, in welcher ſie leben, eingeführt iſt. Chriſtus und ſeine Apoſtel haben uns auch nie an irgend ein Anſehn verwieſen und noch vielweniger ein ſichtbares Oberhaupt der Kirche beſtellt, wie die Römiſche Kirche mit ziemlich ſonderbaren Gründen beweiſen will. Sonderbar ſind ihre Gründe deswegen, weil Chriſtus Petro nie eine Obergewalt über ſeine andern Schüler ertheilt hat, und weil, wenn dieſes auch geſchehen wäre, doch daraus noch gar nicht folgte, daß er für immer ein ſichtbares Oberhaupt habe aufſtellen wollen, und noch viel weniger, daß der Römiſche Biſchof dies ſein ſollte, da es zudem noch nicht einmal ausgemacht iſt, ob Petrus jemals nach Rom gekommen, und wenn er ja dahin gekommen, dieſes doch erſt ganz kurz vor ſeinem Tode geſchehen wäre, ſo daß eher der Biſchof zu Jeruſalem, oder auch der zu Epheſus, wo er ſich eine ziemliche Zeit aufhielt, als der zu Rom, auf die Ehre des oberſten Rangs Anſpruch machen könnte, wenn dieſes anders daraus folgte, daß ſich Petrus an einem Orte eine Zeitlang aufgehalten hätte. Daß dieſes aber eine Behauptung wäre, die man in keinem andern Falle gelten laſſen würde, wird jeder Unbe-

fangne eingestehen. Mit wie weit wenigerm Rechte man aber den Petrus einen Bischof zu Rom nennen kann, da es so unsicher ist, ob er jemals da gewesen, und da wir wissen, daß es gar nicht die Bestimmung der Apostel war, Lehrer nur einer Gemeinde, sondern der Menschen aller Orten zu sein, ist an sich klar. Zu den Zeiten der Apostel und in den nächstfolgenden kannte man auch nicht nur kein sichtbares Oberhaupt, sondern nicht einmal einen Vorzug des Einen vor dem Andern, und Paulus zeigt es besonders in den ersten Kap. des Briefs an die Gal. sehr nachdrüklich, daß er nichts geringer sei, als Petrus, oder der andern Apostel Einer. So gewis sich also, wie ich noch viel weitläuftiger und mit mehrern Gründen zeigen könnte, wenn ich es für nöthig hielte, kein Religionslehrer mit Recht zu einem Oberhaupte aufwerfen oder auch sich aus eigner Macht gewisse Vorrechte vor Andern anmaßen kann: so ist es doch freilich eine andre Frage, ob es nicht rathsam ist, eine gewisse Ordnung einzuführen und welches die beste und wohlthätigste sei? Die Beantwortung dieser Fragen gehört aber auf keine Art hierher, weshalb ich auch nichts weiter darüber sage.

Da aber die Fähigkeiten und Kenntnisse aller Christen, und insbesondere ihre Einsichten in die Religion, sich einander nicht gleich sein können, da es also gewis höchst erwünscht ist, daß dem mindereinsichtsvollen nachgeholfen, und selbst diejenigen, die zwar ganz gute Einsichten in die Religion haben und Fähigkeiten genug besizzen, dieselben noch zu vermehren und zu verbessern,

doch

doch deswegen, weil sie durch anderweitige Geschäfte zu sehr zerstreuet werden, sehr vielen Nuzzen davon haben können, wenn sie von denen, die sichs zum Berufe gemacht haben, über die Religion nachzudenken, an die tröstenden, beruhigenden und ermunternden Wahrheiten der Religion erinnert, und selbst ohne große Mühe immer weiter geführt werden: so wird sich daraus die Nothwendigkeit und der große Nuzzen des Standes der Religionslehrer von selbst ergeben, über die ich nun noch etwas sagen will. Uiber ihr bürgerliches Verhältnis sage ich nichts, da die Vorrechte, die ihnen etwa eingeräumt sind, ihnen nicht nothwendig zukommen, da man ihnen dieselben nehmen kann, wenn man sonst für ihren Unterhalt sorgen zu können, und dadurch nicht mehr Schaden anzurichten, als Nuzzen zu stiften meint. Sie sind Bürger, wie jeder andrer, und stehen unter der bürgerlichen Obrigkeit, deren Geschäft es ist, den Staat zu seinem Besten zu verwalten, Kriege zu führen, Frieden zu schließen, und andre Anstalten zu treffen, die ihr gut und zwekmäßig scheinen, mit welchen Dingen insgesammt aber die Religion Jesu, und folglich auch ihre Diener, ganz und gar nichts zu thun haben, da auch wirklich dieser Religion und ihren Vorschriften in jeder Staatsverfassung, obwohl in einer besser, ungezwungner und in einem größern Umfange nachgelebt werden kann, als in der andern.

Was aber die Vorzüge betrift, die man hier und da den öffentlichen Lehrern der Religion beigelegt hat: so findet sich, wenn man alles genau untersucht, daß

ihnen außer den Vorrechten, die ihnen die bürgerliche Gesellschaft, wie jedem andern Stande, als eigen zugestanden hat, oder die ihnen um der guten Ordnung willen zugesprochen sind, die folglich, wenigstens im gewissen Maaße, eine Veränderung leiden, wohl keine andern Vorzüge eigen sein möchten, als die sie sich durch die Erwerbung besserer Einsichten, und vielleicht durch ein auszeichnend gutes Betragen selbst erworben haben. Denn ob es gleich wahr ist, daß Christus gewissermaßen den Lehrer-Stand selbst verordnet hat, indem er die Apostel zu Lehrern seiner Religion bestellte, und diese selbst wieder andre Lehrer anstellten: so ist es doch offenbar, daß die heutigen Religionslehrer der außerordentlichen Unterstüzzung gar nicht genießen, deren sich die Apostel zu erfreuen hatten, daß sie so gut irren können, wie andre, und daß sie besonders auch nicht die Wunderkraft haben, die der Herr den Aposteln ertheilte. Selbst der einzige Vorzug, den man ihnen doch noch zugeschrieben und mit den Aposteln gemeinschaftlich zugetheilt hat, möchte bei genauerer Ansicht gar nicht das sein, wofür man ihn immer gehalten hat, und blos die unrichtige Auslegung einiger Schriftstellen möchte die unschuldige Ursache eines, wiewohl nicht sonderlich schädlichen, Irrthums sein. Man legt nämlich den Religionslehrern das Amt der Schlüssel bei, welcher Ausdruk aus der Stelle Matth. 16, 19. Kap. 18, 18. genommen ist, und giebt ihnen deswegen einen Löse- und einen Bindeschlüssel, und versteht darunter die Macht, Sünde zu vergeben, oder nicht. Der ganze Ausdruk

ist

ist eigentlich hebräisch, und hies im Munde Jesu so viel: es soll euch zukommen, mit göttlichen Ansehen Etwas zu erlauben und zu verbieten, und zu dem Ende sollt ihr sogar die Macht haben, außerordentliche Strafen über Jemand zu verhängen oder ihn davon zu befreien.

Den Aposteln wurde also nur die Macht ertheilt, zur Bestätigung ihrer göttlichen Sendung selbst Wunder zu thun. Wie wenig dieses heut zu Tage noch passend ist, sieht ein Jeder. Will man indessen unter dem Amte der Schlüssel die Macht verstehen, Jemanden zu versichern, daß ihn Gott um Christi willen seine Sünden vergeben werde: so hat zwar jeder Christ diese Macht, es ist aber an sich klar, daß eine solche Versicherung von Niemanden nachdrüklicher und wirksamer sein kann, als von dem Religionslehrer, weswegen er auch, so wie um der guten Ordnung willen, besonders darzu bestellt ist, einem Jeden, der es verlangt, diese Versicherung unter der Bedingung des Glaubens an Christum und der Besserung zu ertheilen. Da aber die Sache, die er versichert, wirklich wahr ist: so ist seine Versicherung in der That eben so wahr und sicher, als wenn sie von Gott selbst käme, sollte er auch selbst nicht glauben, was er sagte, sollte er auch überhaupt ein böser Mensch sein. Denn dieses kann auf die Wahrheit dessen, was er sagt, so wie auf die Nuzbarkeit aller übrigen Religionshandlungen, die er verrichtet, keinen nachtheiligen Einflus haben, da die Wahrheit und die Wirksamkeit Gottes nicht an den guten oder schlechten Character eines Menschen gebunden ist.

Damit aber ein Jeder desto eher Gelegenheit hätte, sich jene Versicherung ertheilen zu lassen, so bald ers wünscht, und damit zugleich eine zwekmäßige Anstalt zur Vorbereitung zum heil. Abendmale getroffen würde: so hat die Kirche die Beichte angeordnet. In derselben mus freilich ein Jeder bekennen, daß er gesündigt hat und Strafe verdient, er braucht aber nicht, wie es die Römische Kirche verlangt, und welches gradezu unmöglich ist, alle seine Sünden zu bekennen. Gut wird es freilich für ihn sein, und er wird einen desto kräftigern Zuspruch erhalten können, wenn er eine solche Sünde, die ihm außerordentlich bange macht, bekennt, welches er auch um so eher thun kann, da er das Vertrauen haben kann, daß sein Bekenntnis nicht gemisbraucht wird. Da übrigens die Beichte eine blos menschliche Anstalt ist: so kann sie allerdings entweder ganz abgeschaft, oder so weit verändert werden, als man es für gut hält, worüber ich mich jedoch hier, theils weil es mich zu weit führen würde, theils auch, weil es nicht hierher gehört, nicht verbreiten kann. So viel ist indessen wohl gewis, daß die Beichte für eine große Menge Menschen noch immer eine sehr nüzliche und zwekmäßige Anstalt ist und sein könnte, wenn besonders Einrichtungen getroffen würden, wodurch das Schädliche und die Misbräuche aufgehoben, und nur das Gute und Nüzliche derselben beibehalten würde.

Von

Von den lezten Dingen.

Bis izt haben wir uns nur und beinahe ausschliessend mit der Gegenwart beschäftigt, wir haben untersucht, worzu wir unser Leben gebrauchen sollen, welche Anstalten die Gottheit getroffen, um es dahin zu bringen, daß wir es von der rechten Seite ansehen, und wie sie selbst uns leitet und welche Mittel sie uns an die Hand gegeben, damit wir dasselbe desto leichter und besser ihrer Absicht gemäs gebrauchen können. Allein wir leben nicht blos in der Gegenwart, wir sollen auch in der Zukunft leben, was Wunder also, wenn sich der Mensch, der dieses zu allen Zeiten empfunden hat, auch um die Zukunft bekümmert? Es ist nicht blos verwerfliche Neugierde, sondern es ist ihm sogar Pflicht, seine Vorstelungen von der Zukunft, so weit es möglich ist, zu berichtigen, und es ist dieses nur dann tadelnswürdig, wenn er über der Zukunft die Gegenwart vergißt und mehr wissen will, als er wissen kann und soll, da es doch die Natur der Sache mit sich bringt, daß uns hier sehr wenig von ihr bekannt werden kann, und da einige wenige ausgemachte Wahrheiten hinreichend sind, uns zu beruhigen und unsrem Betragen, in wie weit dieses von der Zukunft abhängt, die rechte Richtung zu geben. Es sind aber vorzüglich 4 zukünftige Dinge, welche die Menschen nicht wenig zu beschäftigen pflegen, über deren Jedes ich izt noch in aller Kürze das Nöthigste sagen will.

Das Erste, was wir über kurz, oder lang zu erwarten haben, ist der Tod, welcher, wie bekannt, ist die Trennung unsrer Seele von uns'rem Leibe, durch welche die Art der Thätigkeit, die wir hier äußerten, gänzlich aufhört. Wir verabscheuen insgesammt, so lange wir besonders nicht durch mehrere Ursachen abgestumpft und des Lebens satt geworden sind, ja selbst dann noch, wenn uns nicht besondere Umstände betäubt und wenigstens auf einige Zeit einen Ekel gegen das Leben in uns erwekt haben, diesen Tod als ein Uibel und alle schönklingende auch noch so oft wiederholte Ausrufungen verlieren sich, so bald der Zeitpunkt kommt, wo wir dem Tode unterliegen müssen. So gewis aber und so natürlich dieses ist, und so wenig auch dieser Abscheu vor dem Tode mit Recht getadelt werden kann, da auch Christus ihn empfand, Ebr. 5, 7. und Paulus lieber überkleidet, als entkleidet zu werden wünschte, 2 Cor. 5, 4. so wahr ist es doch, daß ein durch die Lehre Jesu gebesserter Mensch, dessen Aussichten in die Zukunft so hell und heiter sind, diesen Abscheu überwinden, und ihn, obgleich als ein Uibel, doch als ein nothwendiges und zulezt wohlthätiges Uibel ansehen lernen kann, durch welches er in ein weit besseres Leben eintritt, welchem sich zu unterziehen, er daher nach dem Beispiele Jesu kein Bedenken tragen wird, so bald seine Pflicht es fordert.

Allein der Tod hebt unser Dasein nicht auf, und wenn durch und nach demselben auch unser Körper aufgelöst wird: so dauert doch unser Geist fort. Dieser Glaube, so unbestimmt, schwach und unzuversichtlich er

auch

auch hier und da immer gewesen und noch sein mag, ist doch sehr alt, und man wird nicht leicht ein Volk nennen können, bei welchem er nicht auf irgend eine Art angetroffen würde. Die Wichtigkeit, die diese Sache unleugbar für uns hat und stets von Allen anerkannt worden ist, hat aber gemacht, daß man auch in den neuesten Zeiten sehr genaue Untersuchungen darüber angestellt und die Gewisheit der Unsterblichkeit unsrer Seele auf mancherlei Art zu beweisen gesucht hat. Ich werde mich indes, da uns das Christenthum einen so deutlichen Unterricht darüber ertheilt, doch damit begnügen, Sie nur an Einiges zu erinnern. Der stärkste Beweis für unsre Unsterblichkeit ist mir die Fähigkeit des Menschen, es in seiner Vervollkommnung immer weiter zu bringen, oder die in der Abhandlung über die Anlagen des Menschen im 1ten Bande S. 131 erwähnte Anlage zum moralischen Leben. Immer steigt der Mensch zur Gottheit empor, immer lernt er seine Kräfte besser brauchen, und gleichwohl sieht er, wenn er es auch noch so weit gebracht hat, daß er es noch weiter, noch viel weiter bringen kann, er nimmt, je höher er steigt, nicht selten bei sich Kräfte wahr, deren Dasein er ehedem nicht einmal ahndete. Sollte die Gottheit ihm nun wohl diese Kräfte umsonst gegeben haben, sollten wohl diese Kräfte, davon er manche wohl erst am Abende seines Lebens gewahr wird, von ihm blos bemerkt, nie entwikkelt werden? Das läst sich nicht denken, so verschwendet die Gottheit nicht, so umsonst theilt sie nicht Gaben aus. Mir ist es vielmehr gewis, daß Kräfte, die wir hier zu

ent-

entwikkeln nicht Zeit und Gelegenheit haben, die wir bisweilen kaum erwekken, in dem künftigen Leben ausgebildet und immer neue erwekt und gebildet werden sollen, die bis izt noch so in ihrem Keime schlummern, daß wir auch das mögliche Dasein derselben noch nicht einmal ahnden, und daß dieses in alle Ewigkeit hinaus nie aufhören wird. Daß wir aber darzu physisches Leben und die Kraft des Bewustseins nöthig haben, versteht sich von selbst. Will also Gott das Erste; so folgt, daß er uns auch das Lezte mus geben wollen. Und wie liesse sich auch ein ewiger Tod mit der Weisheit und Güte Gottes zusammenreimen? Der Mensch ist offenbar die bessere Gattung der Geschöpfe auf Erden, und gleichwohl hätte Gott warlich weniger für sein Wohlsein, als für die Glükseligkeit der empfindenden unvernünftigen Wesen gesorgt, wenn wir nicht ewig fortdauern sollten. Zu angenehmen Empfindungen überhaupt und ohne Bestimmung der Art derselben hätten wir keiner Vernunft bedurft, weit leichter und auf einem kürzern Wege hätte uns der Schöpfer dieselben zusichern können. Allein eben deswegen, weil uns dieselben oft hier so wenig zu Theil werden, weil wir unsre Glükseligkeit mehr in, als außer uns suchen sollen, mus es ein ewiges Leben geben, da unser izziges Leben gemeiniglich erst die Arbeit ist, durch welche wir uns zu der für uns bestimmten Glükseligkeit fähig und derselben würdig machen, sehr selten aber und dann doch immer nur zum Theil Genus genennt werden kann. Ich verweise Sie hier, ohne noch mehr Beweise für unsre Unsterblichkeit, die von der Einfach-

fachheit unsrer Seele und andern Säzzen*) hergenommen sind, anzuführen, nur noch auf die Aussprüche der Schrift Matth. 10, 28. Joh. 5, 24. Kap. 6, 51. Kap. 11, 25. Röm. 2, 5—11. und erinnere Sie an die Auferstehung Jesu Christi.

Der Ort, wo sich uns're Seele nach dem Tode befinden wird, ist uns unbekannt, und wir müssen auch in diesem Stükke von der Gottheit alles Gute erwarten, da es uns überdies wirklich nichts helfen würde, wenn uns auch wirklich eine noch so genaue Beschreibung von unsrem Zustande nach dem Tode gegeben worden wäre, weil wir nichts davon verstehen könnten. Indes nehmen wir an, daß die Seele sogleich an den Ort ihrer Bestimmung kommt, weil dies Paulus hofte, Phil. 1, 23. und Christus sich ebenfalls so ausdrükt, daß man dieses glauben mus. Luc. 16, 22. ff. Was aber das Fegefeuer der Römischen Kirche anbetrift: so mus man wissen, daß die alte heidnische Philosophie schon ähnliche, obgleich kaum so grobe Träumereien hatte, daß die Römische Kirche selbst nicht genau weis, was sie aus dem Fegefeuer machen soll, daß sie sich indes eine gewisse Reinigung der abgeschiednen Seelen von den so genannten Erlassünden an irgend einem Orte zwischen dem Himmel und der Hölle dabei denkt, welche Reinigung jedoch durch fleißi-

*) Gelehrte werden die Dissert. des Hrn. D. Ammon. de adumbrationis doctrinae de animorum immortalitate a Jesu Christo propositae praestantia in seinen Opusculis Theolog. nicht ohne Vergnügen lesen.

fleißiges Messe lesen, Wallfahrten, Fasten u. d. sehr verkürzt werden könnte, daß diese ganze Lehre allen vernünftigen Begriffen von unsrer Seele und der Art ihrer Seligkeit widerstreitet, daß sie gar keinen Grund in der Schrift hat — man kann sich höchstens auf ein apocryphisches Buch 2 Maccab. 12, 43. 44. berufen, woraus man höchstens auf eine ähnliche Meinung schliessen kann — und daß es vielleicht mit dieser ganzen Lehre vorzüglich auf Gewinn abgesehen ist.

Allein wir glauben nicht blos eine Fortdauer unsrer Seele, sondern auch eine Wiedervereinigung derselben mit ihrem Leibe, oder die Auferstehung der Leiber, welches das 2te der 4 lezten Dinge ist, von denen wir hier reden. Die Lehre von der Auferstehung hat offenbar viele Schwierigkeiten, und die Bildersprache der Schrift erlaubt es nicht selten, manche Stellen, worinnen man die Auferstehung der Leiber zu finden glaubt, so zu erklären, daß dieselben weiter nichts enthalten, als einen Beweis von unsrer Fortdauer überhaupt, so daß es wirklich nicht zu verwundern ist, wenn man die Lehre von der Auferstehung aufs neue zu bestreiten angefangen hat. So wenig ich nun auch nach dem, was ich davon weis, durch die neuen Einwürfe von der Richtigkeit der Auferstehung überzeugt bin; so glaube ich doch, wenn diese Einwürfe auch wirklich gegründet wären, und wenn man auch alle Schriftstellen, die mir bisher die Gewisheit der Auferstehung darthaten, so erklärte, daß sie nur noch meine Fortdauer im Allgemeinen bewiesen, darüber im geringsten nicht unruhig sein zu dürfen, weil es mir

wenig-

wenigstens sehr gleichgültig ist, ob ich dereinst meinen Körper wieder erhalten werde, oder nicht, mir ist es genug, zu wissen, daß ich da sein und leben werde.

Was nun aber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Lehre von der Auferstehung anbetrift: so ist so viel gewis, daß die Vernunft nicht viel davon erkennen kann, und daß sich eben so viel dagegen als dafür sagen läst. Der Körper, sagt man, wird im Tode aufgelöst, er geht theilweise in Pflanzen, andre thierische Körper, ja selbst Menschen über, wie soll es denn da möglich sein, daß ein Jeder das Seine wieder bekommen kann? Würden nicht mehrere Menschen an einerlei Theile Ansprüche haben? Zudem hält man die izzigen Theile unsres Körpers zu dem künftigen Leben für untauglich, und meint, daß unser izziger Körper zwar für die erste Periode unsres vernünftigen Daseins gut und nothwendig sein möchte, keineswegs aber für die künftige. Dagegen sagt man nun freilich wieder, daß man sich die ganze Sache nicht auf eine so grobe Art vorstellen dürfe, wir würden nicht alle, nicht die groben, sondern nur die feinen, die ersten Bestandtheile unsres Körpers wieder erhalten, und dies sei nicht nur möglich, sondern ein Körper solcher Art sei vielleicht sogar in unsrem künftigen Zustande und zu unsrer weitern Vervollkommnung nöthig. Uiberdies sei eine Wiederbelebung unsres Körpers sogar deswegen wahrscheinlich, weil er schon zur gerechten Belohnung und Bestrafung der Menschen erforderlich wäre, indem sich vielleicht in gewisser Hinsicht seine Beschaffenheit nach dem Betragen der Menschen

auf

auf Erden richte, weil er also auch das Mittel sein würde, die Menschen selbst an ihre Thaten zu erinnern, und sie dadurch zu belohnen und zu bestrafen, ja auch andern zu zeigen, was für ein Mensch Jemand gewesen sei, und dadurch die Gerechtigkeit Gottes in ein helles Licht zu sezzen. Ich führe nur noch Einige der vorzüglichsten Schriftstellen an, und überlasse die ganze nicht unwichtige Sache, bei der übrigens das Christenthum selbst in keine Gefahr kommt, Ihrer Beurtheilung. Vergleichen Sie also, Matth. 25, 31. ff. Joh. 5, 24—29. und 1 Cor. 15, bei deren Durchlesung Ihnen gewis noch eine Menge andrer Stellen von selbst einfallen werden.

Nimmt man aber die Auferstehung der Leiber an: so fragt sichs, wenn diese erfolgen wird? Man war gewöhnlich zeither der Meinung, sie werde erst am jüngsten Tage erfolgen und Alle würden dann aus ihren Gräbern hervorgehen. Da aber diese Meinung in der That sehr viele Schwierigkeiten hat, weil man unter andern annehmen mus, entweder, daß unsre Seele bis zur Auferstehung ihres Leibes schläft, während welches Schlafes, da er besonders bei manchen Menschen ziemlich lange dauern möchte, die Seele nothwendig viel von den hier erworbnen Kenntnissen und Fertigkeiten verlieren würde, oder daß sie einstweilen einen andern Körper bekommen müste, den sie bei der Auferstehung wieder ablegen und folglich noch einmal sterben müste, weil es, wenn sie überhaupt ohne Körper wirksam sein könnte, doch in der That sonderbar wäre, daß sie, da sie so lange ohne Körper gewesen, nun erst aufs neue wieder mit einem

nem Körper belastet werden sollte, weil sich, sage ich, bei der genannten Vorstellungsart diese und andre Schwierigkeiten finden; so fangen izt sehr viele an zu glauben, der Mensch stehe gleich bei, oder bald nach seinem Tode auf, indem sich die feinern, zu einer ewigen Dauer geschickten Theile zugleich mit der Seele absonderten, oder doch bald nachher wieder mit ihr vereinigten und das neue Leben fange nun sogleich an. Daß man aber über die Beschaffenheit unsrer künftigen Körper sehr wenig sagen kann, versteht sich von selbst, ich verweise sie daher blos auf 1 Cor. 15, aus welcher Stelle Sie unter andern gewis so viel erkennen werden, daß er von dem izzigen sehr verschieden sein werde, und daß wir uns denselben besonders nicht aus so groben Theilen zusammengesezt vorstellen dürfen, aus welchen wir etwa izt den unsrigen zusammengesezt sehen.

Das 3te der lezten Dinge ist der jüngste oder lezte Tag, und das mit demselben verbundne jüngste Gericht. Unsre Erde ist als Körper eben so gut Veränderungen unterworfen, es lassen sich bei ihr eben so gut Auflösungen denken, als bei andern Körpern. Ob es nun gleich wahr ist, daß man eine solche bevorstehende Auflösung aus manchen Schriftstellen hat beweisen wollen, in welchen bei genauerer Ansicht nichts davon gesagt ist, und nur die bald bevorstehende Zerstörung Jerusalems darinne angekündigt wird, z. B. Luc. 21, 25 ff.: so giebt es doch wirklich Stellen, wo sie so deutlich gelehrt wird, daß gar kein Widerspruch statt finden zu können scheint, z. B. 2 Petr. 3, 7 ff. wo

aus-

ausdrüklich gesagt wird, daß die Erde durchs Feuer würde aufgelöst werden, und daß der Herr dann eine neue Erde schaffen würde. Mehr möchte aber wohl schwerlich behauptet werden können. Denn ob es gleich nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich ist, daß andre Weltkörper ähnliche Veränderungen leiden, wie unsre Erde: so ist es doch nicht denkbar, daß das ganze unermesliche Weltgebäude irgend einmal zusammenstürzen sollte, und alle Stellen der Schrift, woraus man dieses hat schließen wollen, sagen dieses nicht, sondern sind blos bildliche Beschreibungen von der Zerstörung Jerusalems oder dem Ende unsrer Erde. An dem Tage und zu der Zeit aber, wo dieses geschehen wird, wird Jesus unser Herr kommen, und ein feierliches Gericht über die ganze Menschheit, die jemals auf Erden gelebt hat und leben wird, halten. Unzähliche Stellen sagen dieses, z. B. Joh. 5, 24 — 29. Matth. 25, 31 ff. Ap. Gesch. 1, 11. 2 Cor. 5, 10. Die Einwendungen dagegen, die von der Unmöglichkeit und langen Dauer dieses Gerichts hergenommen sind, können unmöglich statt haben, weil man sich unter diesem feierlichen Gerichte freilich nicht ein solches denken darf, wie es bei Menschen gewöhnlich ist, sondern blos eine feierliche Bestimmung des Schiksals der Menschen, welches sie durch ihr Betragen auf Erden verdient haben, und wodurch die Gerechtigkeit Gottes ins hellste Licht gesezt werden wird. Was aber die zu dieser Zeit noch lebenden Menschen betrift: so werden sie erst verwandelt werden, d. h., eine gänzliche Umänderung erfahren, und

alsdenn zum Gerichte gezogen werden. 1 Thess. 4, 16. Diejenigen aber, welche entweder gar keine, oder eine allmählige Auferstehung, nämlich allemal gleich nach dem Tode der Menschen, annehmen, glauben entweder, daß nur mit den zur Zeit des jüngsten Tages noch lebenden Menschen das Gericht werde gehalten, oder daß an diesem Tage das Allen gesprochene Urtheil werde öffentlich und feierlich bekannt gemacht werden. Wer übrigens auch kein feierliches Gericht annimmt, glaubt und mus doch irgend eine Vergeltung glauben, und das Christenthum kann selbst mit dieser Meinung bestehen.

Durch dieses Gericht wird endlich das künftige Schiksaal der Menschen bestimmt werden und das ist das lezte, wovon wir Etwas wissen, weiter hinaus geht unsre Kenntnis nicht. Den Guten wird an diesem Tage ewiges Leben und Glükseligkeit, den Bösen ewige Verdammnis bestimmt werden. Matth. 25, 31. ff. Röm. 2, 6—10. Das Erste pflegt man gar nicht in Zweifel zu ziehen, so bald man nur erst angenommen hat, daß wir fortdauern, und man sucht nur herauszubringen, worinne doch wohl die künftige Glükseligkeit bestehen werde. Allein das, was wir dort auch nur werden geniessen können, ist uns so schwer zu verstehen, und die Schrift hat uns zu unserm wahren Besten, — denn wenn es keine Ungläubigen gäbe, so würden sie nun erst entstehen, weil man ihren Unterricht nicht verstünde, und ihn nun sonderbar finden würde, — so wenig darüber gesagt, daß wir in der That nur wenig mit Sicherheit angeben können. Wir werden dort anfangen,

wo wir hier aufhörten, uns unsrer bereits erworbnen Vollkommenheiten freuen, und frei von allen Uibeln und ungehindert sehr schnelle Fortschritte machen, wir werden in der Gesellschaft Jesu und aller Guten leben, wir werden vorzüglich in der Erkenntnis Gottes wachsen, seine wohlthätigen Plane besser übersehen, ihn loben und preisen, und die gröste Seligkeit in der Beförderung seiner Absichten finden, wir werden in diesem allem um so mehr unsre Seligkeit finden, je mehr wir uns hier schon ans Gute gewöhnt haben, und in aller Absicht immer weiter kommen, das ohngefehr ist es, was im Allgemeinen die Schrift lehrt und die Vernunft vermuthet. 1 Cor. 13, 12. Joh. 17, 24. Phil. 1, 23. 24. Matth. 5, 8. 1 Joh. 3, 2.

Die Bösen werden aber verdammt und ewig elend werden. Wissen wir schon von der ewigen Seligkeit sehr wenig, so wissen wir noch weniger von der Verdammnis. Die Schrift redet gemeiniglich in ganz allgemeinen Ausdrükken, oder in Bildern, die bei den Juden gewöhnlich gebraucht wurden, davon, und nur so viel sagt sie uns, daß sie gefoltert von ihrem Gewissen, entfernt von Christo, und ausgeschlossen aus der ganzen Gesellschaft der Guten, und nur in Verbindung unter einander — warlich ein trauriger Umstand — viele Qualen zu erdulden haben würden. Marc. 9, 44 — 48. 2 Thess. 1, 9. Matth. 25, 41. Matth. 8, 12. Daß die Verdammnis der Verdammten nicht gleich groß, sondern nach dem Grade ihrer Bosheit eingerichtet sein wird, läst sich schon von der Gerechtigkeit Gottes

tes und Jesu erwarten. Matth. 11, 20—24. Kp. 12, 41. 42. Der Ort, wo sie sich befinden werden, ob man ihn gleich gemeiniglich die Hölle nennt, ist uns eben so unbekannt, als der Aufenthalt der Seligen. Was aber die Ewigkeit der Höllenstrafen betrift: so möchte sich diese wohl auf keine Art leugnen lassen, da es die Schrift so deutlich sagt, und es immer noch eine sehr fühlbare Strafe bleibt, wenn man auch annimmt, daß sie endlich blos in der Bemerkung des unersezlichen Schadens, den man sich zugezogen hat, besteht, und daß man durch eigne Schuld noch so weit zurük ist.

Ende.

Verbesserungen.

S. 108 Z. 10 l. statt auf die Leichtigkeit — auf Erleichterung.

Ebend. • 11 — der Geschöpfe — für die Geschöpfe.

S. 124 • 9 — alle — allen.

• 177 • 14 — thäte — thäten.

• 196 • 10 — das — daß.

• 204 • 3 — verdienen — verdienen würde.

• 250 • 3 — Erklärung — Erzählung.

• 402 • 22 — abgeschmakt — auffallend.

• 408 • 24 — elend — unbedeutend.

Die Kürze der Zeit erlaubte mir nicht, alles genau durchzusehen. Da aber auch die hier bemerkten Drukfehler nur sehr geringfügig sind: so hoffe ich, daß der Leser die etwa gegen das Ende vorkommenden mit leichter Mühe selbst wird verbessern können.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lehmann, Johann Gottlob, 1764-1825

Die Christliche Glaubenslehre untersucht nach ihrer Vernunftmäßigkeit und beseligenden Kraft

Bd.: 2

Dresden-Friedrichstadt (1795)

Dogm. 593-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10398609-1
VD18 90135598